# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

was ich über Hennig Moltke früher gehört," sagte sie, „er galt überall für einen Mann, in dem kein Trug und Falsch."

Margaretha antwortete nicht sogleich, sie bemerkte es auch nicht, daß der forschende Blick Edda's etwas Stechendes hatte, ihr Auge war zu Boden geheftet.

„Ich wollte," sagte sie nach einer Pause, fast wie zu sich selber redend, „Albrecht von Schweden hätte mir einen anderen Mann geschickt. Ich kann es Dir gestehen, Edda, vor diesem schämte ich mich des unehrlichen Spiels, er schien es zu argwöhnen, daß ich den Vertrag doch nur mit Hintergedanken unterschreiben könne. Ich habe es nicht gethan. Ich vermochte mich nicht vor einem Manne zu verstellen, der mir in's Auge sah, wie dieser!"

Die Königin schaute noch immer zu Boden, sie sah es nicht, wie es aufblitzte in Edda's Augen, und wie es bitter um ihre Lippen zuckte, sie hätte sonst entdecken müssen, daß dieses Weib sie hasse, daß in diesem scheinbar harmlosen, ihr völlig ergebenen Wesen es aufzischte, als wolle die Schlange, die sie umringelte, Gift speien.

„Es scheint fast," sagte Edda mit sanfter Stimme, als ob sie schmeichelnd sich in's Vertrauen stehlen wolle, „daß Hennig Moltke sich das Interesse meiner Königin erobert hat. Aber dann verstehe ich es um so weniger, daß Ihr den Vertrag nicht unterschrieben. Mit der Ablehnung habt Ihr doch ihm den Handschuh hingeworfen."

„Nicht ihm! Mir blieb nur die Wahl, die Unterschrift abzulehnen oder mich mir selber verächtlich zu

machen vor dem ersten Manne, der es gewagt hat, mein Herz aufzurufen als Zeugen gegen meine Lippen. Doch es ist geschehen, und mein Sohn muß davon unterrichtet werden, daß er den Abgesandten des Königs von Schweden nicht zu empfangen braucht — aber was ist Dir, Edda, Du bist doch nicht krank? Deine Wange ist bleich und Deine Hand ist kalt."

„Mir ist nichts — aber es geht mir nahe, daß der Plan meiner Königin vereitelt ist. Auch wird es schwer sein, dem Prinzen die veränderten Verhältnisse zu erklären, er freute sich sehr darauf, einmal im königlichen Schmucke eine Audienz zu geben und einen Staatsvertrag zu unterzeichnen."

Es flog wie ein Schatten über Margaretha's Antlitz. „Man könnte ihm das eitle Vergnügen gewähren, die Abgeordneten der Hansa als König der Dänen und Norweger zu empfangen," versetzte sie, „aber ich traue ihm nicht mehr, er scheint sich nach der Zeit zu sehnen, wo er mündig erklärt werden kann, und jetzt, wo der Bruch mit Schweden geschehen, ist doppelte Vorsicht geboten. Man wird versuchen, den thörichten Knaben zum Ungehorsam zu verleiten, er muß strenger überwacht werden als je, das Spiel mit der Krone ist gefährlich."

„Es ist gewiß zum Segen Eurer Völker, daß Ihr das Scepter führt, und ebenso Euer Recht, Gehorsam vom Sohne zu fordern," entgegnete Edda, „aber um Euretwillen bitte ich Euch, zeigt es weniger vor den Leuten, welch' geringes Vertrauen Ihr auf Euren Sohn setzet, Eure Feinde schmieden daraus Waffen der Verleumdung gegen Euch — er ist Euer Sohn —"

„Du weißt es, daß mein Herz daran zweifelt. Hätte er mein Blut, so wäre er ein Mann. Ich verachte das Gerede der Menschen. Des Nordens Völker vereint dasselbe Blut, dieselben Interessen, Religion und Sitten, und wie der Mensch nach dem Ziele drängt, das ihm sein Gott im Traume zeigt, so drängt es auch die Völker, ihre Bestimmung zu erfüllen, und wer von Gott erkoren, sie zu leiten, der muß dieses Ziel im Auge haben, muß in diesem Geiste sie führen, oder der Strom geht über ihn hinweg. Hätte ich einen Sohn, den ich zärtlich liebte, und ich erachtete ihn nicht werth dieser hohen Aufgabe, so ließe ich ihn lieber in einen Kerker sperren, als mein Werk von ihm zerstören, ihn zum Verderber meiner Reiche werden zu lassen."

Das Antlitz der Königin glühte in Leidenschaft, als sie so sprach, es war als schlügen die Flammen aus ihrer innersten Brust, aus dem Herde ihrer geheimsten Gedanken und Pläne. Edda schaute sie an, wie von Begeisterung hingerissen, aber es glühte düster auf in ihren Augen, wenn die Königin den Blick abgewendet, als grolle sie dem Weibe, das sie wider Willen zur Bewunderung zwang. Es mußte ein seltsames Gemisch von Haß und Verehrung sein, das verborgen in ihrer Brust tobte, nur die Bewunderung konnte ihr Auge so beleben und nur der tiefste Haß konnte ihr die Selbstbeherrschung geben, ihren Groll über die eigenen Gefühle zu verbergen, Ergebenheit zu heucheln.

Als Edda die Königin verlassen und sich auf ihr Zimmer begeben hatte, als sie sich allein wußte, da veränderte sich

der ganze Ausdruck ihrer Züge, und wer sie jetzt sah, hätte in ihr das Wesen nicht wieder erkannt, das stets eine harmlos kindliche Miene zur Schau trug. Schmerzliche Bitterkeit, ein Ausdruck der Niedergeschlagenheit, der an Verzweiflung grenzte, malte sich in ihrem Antlitz, und, wie erschöpft zusammenbrechend, sank sie in einen Sessel. —

Hennig v. Moltke hatte, wie wir erwähnt, beim Verlassen der Vorgemächer der Königin mit Edda einen Blick gewechselt, der ein geheimes Einverständniß mit der Vertrauten der Königin verrieth.

Er hatte sie vor einigen Jahren in Stockholm kennen gelernt, als die junge Gräfin noch im Hause ihrer Verwandten wohnte, und man hatte sie ihm als eine Dame bezeichnet, welche das Herz des Königs Albrecht in Flammen gesetzt habe. Das bedeutete nun eigentlich nicht viel, denn Albrecht war schon als Herzog von Mecklenburg ein sehr galanter Herr gewesen, und benutzte jetzt den Glanz und die Macht, die ihm die Königskrone verliehen, um sich über alle Rücksichten hinwegzusetzen, wo es die Befriedigung seiner Gelüste in allen irdischen Freuden und Triumphen galt, er hatte sich dadurch schon Mächtige des Reiches zu Feinden gemacht und die Erbitterung der Bürger hervorgerufen, aber hier verleugnete er seine kecke Dreistigkeit, obwohl Edda so gut wie schutzlos dastand, denn ihre alte Verwandte fühlte sich durch die Besuche des Königs in ihrem Hause geschmeichelt. Wer die Gewohnheiten des Königs so gut kannte, wie Moltke, dem mußte es unerklärlich bleiben, durch welche geheimnißvolle Macht

# Bibliothek
der
# Unterhaltung
und des
# Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1886.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

# Inhalts-Verzeichniß des fünften Bandes.

# Der Talisman des Weibes.

## Roman

von

## Georg Hartwig.

(Fortsetzung u. Schluß.)



„Wenn Sie so dachten, wie Sie sagen," erwiederte Tante Käthe nach langer Pause, während welcher Irmengard in ihren vorigen Stumpfsinn zurückzufallen schien, „weshalb kam Ihnen nie der Gedanke, dieser Frau persönlich näher zu treten? Vielleicht hätten sich Ihre Vorurtheile gemildert, denn, mein Kind, ich halte Ihren Vorwurf für einen schweren Irrthum. Der Vorsatz, die Gattin vom Gatten zu trennen, zwischen Liebe Mißtrauen zu säen und so ein Band zu lösen, welches Jedem das Heiligste sein soll, kennzeichnet eine so niedrige Gesinnung, daß ich es nicht wagen würde, sie ohne Weiteres einer Unbekannten zuzutrauen."

„Ich weiß es besser!" rief Irmengard heftig auffahrend. „O, wenn Sie Hans Meischick kennen würden und seine unfehlbare Tante Käthe, wenn Sie Margarethe kennen würden mit dem erheuchelten frommen Blick —"

Dies Letzte überstieg Tante Käthe's Selbstbeherrschung, sie zog ihre Rechte fast mit Abscheu zurück.

„Ich habe sie Alle erkannt, Alle, Alle! fuhr Irmengard ohne diese Bewegung zu bemerken fort. In jener Nacht, wo ich zu seinen Füßen lag und um ein einziges liebevolles Lächeln mein Leben, mein stolzes, gepriesenes Leben freudig hingegeben hätte, wo ich ihn anflehte mit Worten, die einen Rachegott zur Gnade bewogen hätten, und er mir sein junges, besseres Weib rühmend entgegenstellte, da wußte ich, was Tante Käthe, was Margarethe mir angethan, wußte ich auch, daß meine Schuld verschwindend klein sei gegen die ihre."

Ein banges Frösteln überrieselte die Glieder der Stiftsdame. Zum wie vielten Male bereute sie, und jetzt am heißesten, ihre fehlgeschlagene Absicht, Irmengard's Schwäche durch ein besseres Vorbild zu stärken. Sie fühlte, daß ein Schatten von Irmengard's Schuld mit auf ihren Schultern ruhte, und entnahm daraus für sich die moralische Verpflichtung, dieser thörichten, von ihren vorgefaßten Meinungen betrogenen Frau mit allen Kräften zur Genesung zu verhelfen.

„Sie klagen nur an," sagte sie strenge, „und wollten doch selbst Vergebung erflehen! Was haben Sie selbst denn verbrochen, die Sie die Irrthümer Anderer so beispiellos hart auszulegen wagen?"

Die Unglückliche zuckte zusammen. „In Ihrer Stimme liegt kein Mitleid!"

„Mitleid mit Ihrem Geschick, ja, und herzliches Mitleid. Aber bevor ich verdamme, wie Sie, muß ich mehr erfahren haben, Alles! Dann erst, wenn jede Möglichkeit eines verhängnißvollen Irrthums ausgeschlossen ist, werde

ich in Ihr Urtheil einstimmen. Was also haben Sie selbst Unrechtes begangen, mein Kind?"

Eine heiße Blutwelle überzog Irmengard's Antlitz. „Ich — ich nährte ein strafbares Gefühl zu einem fremden Mann, aus verletztem Stolz und unreifer Schwärmerei zusammengesetzt, und floh aus dem Hause meines Gatten, weil er mich zu jener mir so tief verhaßten Anverwandten bringen wollte."

Die schlichte Aufrichtigkeit dieser Worte entzückte Tante Käthe wider Willen. Sie nahm ihres Pfleglings heiße Hand in die ihre. „Thörichtes, gegen sich selbst wüthendes Kind! Weil Ihnen das Messer entwunden werden sollte, welches Ihre Ehre bis auf den Tod verwunden konnte, rannten Sie trotzig davon? Mein Schwager hat mir gesagt, Sie seien späterhin mit diesem Mann — wie heißt er doch —"

„Graf Freiberg," fiel Irmengard verächtlich ein.

„Also mit dem Grafen Freiberg in aller Form verlobt gewesen. Ist das wahr?"

„Ja."

„Und würden ihn auch demgemäß geheirathet haben?"

„Ja."

„Ja? Nun, und welche Schuld wollen Sie alsdann Ihrem einstigen Gatten aufbürden, welchen Verrath und Treubruch ihm vorwerfen, da er doch nichts Anderes that, als was Sie gleichfalls zu thun beabsichtigten? Gesetzt, Ihre Ehe mit Freiberg wäre zufällig etliche Wochen früher geschlossen, bevor Hans Meischick Sie wiedersah — was dann?"

Irmengard verstummte. Daran hatte sie nie gedacht.

„Sehen Sie, mein Kind," sagte Tante Käthe mit weicherer Stimme, als bisher, „ich lese trotz unserer kurzen Bekanntschaft besser in Ihrem Herzen, als Sie selber; was in jener Schreckensnacht bei Meischick's Geständniß in Ihnen aufschrie und Sie blind machte gegen Ihr eigenes gleiches Vorhaben, war der Instinkt des Weibes, welches den immer noch Geliebten sich entrissen sieht. Der Instinkt des Weibes richtet sich stets in blindem Hasse gegen die bevorzugte Nebenbuhlerin, darum nannten Sie Margarethe und ihre vermeintliche Helfershelferin Verbrecher."

„Ich habe Freiberg nie geliebt," murmelte Irmengard erglühend.

„Und hätten ihn doch zum Ehegemahl genommen? Aus ehrenwerthen anderen Gründen also? Nun, wenn Ihr einstiger Gatte auch andere ehrenwerthe Gründe gehabt hätte, welche ihn zu einer zweiten Ehe mit Margarethe Werner bewogen, was würden Sie dann empfinden?"

„Nein, nein, o nein!" rief Irmengard auffahrend.

„Nun, der Gedanke daran gibt der Möglichkeit Raum, daß Sie eines Tages milder über zwei Frauen urtheilen werden, deren Charaktere ich aus Ihrer Schilderung deutlich zu entziffern vermag. Und nun eine Frage noch, mein Kind, ist Ihnen jetzt wohler, als vorhin?"

„Ja, denn ich bin unruhig, ich möchte fort, um mich zu zerstreuen — ach, daß ich blind und hilflos bin!" sagte sie, nach Tante Käthe's Hand greifend. „In dieser Stunde hatte ich es vergessen. Warum kann es nicht immer so bleiben?"

„Das Letztere steht in Ihrer Macht," sagte Tante Käthe in der festen Zuversicht, daß auf diesem durch Schmerzen gelockerten Boden jedes Wort tiefere Eindrücke hinterlassen mußte, „Sie brauchen nur den festen Willen zu haben, anregenden Gedanken nachzuhängen, so ist Ihr Wunsch erfüllt. Was haben die drei Monate gedankenlosen Hinbrütens Ihnen für Vortheile gewährt? Keine. Versuchen Sie es nun einmal auf die entgegengesetzte Weise. Bis dahin dachten Sie ausschließlich an sich, denken Sie jetzt einmal an Andere!"

„An Andere, ich, die ich Anderen bedingungslos zur Last falle?" rief Irmengard, sich selbst verhöhnend. „Ja, als ich unter der Sonne meines Ruhmes stand, da spendete ich Jedem, der minder bevorzugt zu mir auffah, jetzt friste ich selber am Mitgefühl mein Leben. Ach, daß es mir noch in diesem Augenblicke geraubt würde, dieses elende, nutzlose Dasein!"

„Das würde es allerdings werden, sobald Sie fortfahren, bei sonst gesundem Körper Ihre Tage unthätig hinzubringen. Seinem Dasein, mein Kind, drückt jeder Mensch den eigenen Stempel auf. Ich kenne hier in der Stadt ein altes, blindes Mütterchen, das lange schon vom Gnadenbrod der Ihrigen erhalten wird; es mag nicht immer süß schmecken, denn gerade Verwandte pflegen gern eine Portion Wermuth mit hinein zu backen. Indessen die Blinde nimmt es an und meint, das junge Weib des Neffen sei schlimmer daran, als sie, welches an beiden Füßen gelähmt Tag aus Tag ein im Rollstuhl sitzen müsse. Was meinen Sie, mein Kind, wer mehr zu beklagen ist,

Sie mit Ihrem gesunden Leibe und der Fähigkeit, sich aller Orten frei hinzubegeben, oder die Frau des Nagelschmieds, welche Alles sehen, aber nichts erreichen kann?“

„Ich!“ rief Irmengard mit dem schneidenden Egoismus des Unglücks.

„Es ist nur noch ein Umstand dabei zu berücksichtigen, nämlich der, daß diese bösartige Gelenkausschwitzung nach und nach alle Glieder des armen Weibes unbeweglich machen wird, und sie weiß es, denn die Fortschritte sprechen deutlich genug. Nun antworten Sie mir noch einmal, mein Kind, wer ist beklagenswerther in seinen Leiden, Sie mit dem Bewußtsein, daß Ihr Uebel seine äußerste Grenze erreicht hat, und mit der gnadenvollen Hoffnung zudem auf ein Besserwerden, oder diese junge Frau, die ihr Leiden von Stunde zu Stunde verfolgen kann und hoffnungslos in die trübste Zukunft blickt?“

Irmengard schwieg.

Tante Käthe, als spräche sie zu sich selber, fuhr gelassen fort: „Das ist so ein Fall unter Tausenden. Aber es liegt in der menschlichen Natur, sein eigenes Elend für das schwerstwiegende zu halten.“

„Sie wollten von der Blinden sprechen,“ murmelte Irmengard.

„Ja, das blinde Mütterchen ist in manchen Dingen meine Lehrmeisterin gewesen, sie gibt ein Beispiel selbstloser Zufriedenheit. Sehen Sie, um ihren Stuhl geschaart sitzen die Kleinen jener halbgelähmten Frau und lauschen den Märchen, welche unerschöpflich zu sein scheinen, wie die Geduld der greisen Erzählerin. Daneben lehrt sie die

Mädchen stricken und läßt die Knaben Verse und Sprüche und das Einmaleins leise hersagen, damit die kranke Mutter nicht gestört wird. Aber selbst nicht müßig, strickt sie den ganzen Strumpfbedarf der Familie, und damit nicht genug, verkauft sie auch zur Weihnachtszeit, was sie in ihrem Kämmerlein ungesehen mit der Nadel geschafft, um die Ihrigen am heiligen Abend zu erfreuen. Und Niemand wird dann so herzlich bedankt und geküßt, wie mein altes, blindes Mütterchen. Können Sie stricken, liebes Kind?"

„Nein," erwiederte Irmengard erröthend, „ich habe diese Arbeit von Kindheit an gehaßt." Sie dachte an das Fest im Hause des Bürgermeisters zu Sittlingen und fuhr erregt fort: „Fordern Sie sonst eine Probe meiner Geschicklichkeit, selbst Hans Meischick hat mich darum nicht getadelt."

„Gewiß nicht," sagte Tante Käthe freundlich, „wir können momentan nur keine künstliche Arbeit vornehmen. Zudem wollten Sie ja jetzt auch einmal an Andere denken. Nun sehen Sie, Perlen- und Seidenstickereien können Bedürftige am wenigsten gebrauchen, aber Strümpfe, Röckchen und Jäckchen finden immer zweckmäßige Verwendung. Man wird Ihren Fleiß segnen und bedrängte Mütter werden die Hände küssen, welche ein frierendes Kind fürsorglich gekleidet haben."

Irmengard dachte an das gestrickte rothe Röckchen, welches die liebliche Aenni Mechelmann am Weihnachtsabend in der Wiege trug, und seufzte. Das Gefühl, womit sie die zärtliche Kleine damals an sich gedrückt, quoll

wieder warm empor. Warum war ihr an Meischick's Seite dieses höchste Glück versagt geblieben?!

Tante Käthe beobachtete mit Freude die wehmüthig weichen Empfindungen, welche sich wie jeder Gedankenzug auf Irmengard's beweglichem Antlitz malten. „Ich denke, wir machen den Versuch mit den Stricknadeln, es läßt sich so hübsch dabei plaudern. Wir Beide haben viel erlebt, und bevor alle Schicksale und Wünsche und Hoffnungen gegenseitig ausgetauscht sind, kann mancher Arme das Ergebniß unserer Plauderstündchen aus Ihrer Hand empfangen haben. Geben Sie Acht, wie angenehm die Stunden sich fortklappern lassen! Da liegt gerade meine angefangene Arbeit, machen wir gleich den Versuch!" Und Tante Käthe, als gäbe es keinen Widerspruch in der Welt, holte ihr Strickzeug herbei und begann, die blinde junge Frau in die Geheimnisse des Maschenwechsels einzuweihen. Dabei sprach sie von ihrer Armenpflege, welche dem bedrückten Gemüth zu einer Zeit schwerster Verluste Ruhe und Frieden zurückgegeben, von der Blumenzucht, die so viel Unterhaltung gewähre, und wie ihr das Ordnen der Zimmer einmal ganz unentbehrlich geworden, als sie vor ihren trüben Gedanken bis in den äußersten Winkel der Welt hätte fliehen mögen.

Irmengard, aus Langerweile einerseits, andererseits aus Gefälligkeit gegen ihre liebenswürdige Lehrerin, welcher sie nichts abzuschlagen wagte, gab sich redlich Mühe, diese einst so verhaßte, weil spießbürgerliche Arbeit zu erlernen. Halb Tante Käthe's Erzählung lauschend, halb ihrer neuen Beschäftigung hingegeben, merkte sie nicht den Flug der

sonst so unerträglich langen Stunden und war sehr erstaunt, als das Mädchen mit dem Theegeschirr hereintrat, den Tisch zum Abendessen zu rüsten.

Auch Tante Käthe stellte sich verwundert, und um ihren Schützling an Zeit und Zeiteintheilung zu gewöhnen, sagte sie wie zu sich selber: „Das geht nicht an, sich so überraschen zu lassen, ich werde das Schlagwerk an der Uhr wieder aufziehen, damit wir wissen, woran wir sind.“ Damit nahm sie Irmengard das Strickzeug aus der Hand und legte den Arm um ihre Schulter. „Nun, mein Kind, können Sie mir einen Gefallen thun.“

„Gern,“ sagte die junge Frau, „wenn es in meiner armseligen Macht steht.“

„Ich habe über unserer Plauderei meinen armen Blumentisch hier ganz vergessen, die Fuchsien hängen schon ihre Köpfe. Nehmen Sie die Gießkanne und versorgen Sie meine trockenen Lieblinge mit Wasser, während ich den Thee bereite; so etwas muß man Dienstboten nie anvertrauen.“

Die letzten Worte tönten wie aus ferner, ferner Zeit in Irmengard's Ohren wieder und bewogen sie, dem Wunsch willig zu entsprechen. Sie ließ sich von Tante Käthe an den Tisch führen, und trotz der Nacht, welche ihr liebliches Gesicht umfloß, half ihr ihr lebhaft entwickeltes Gefühl, sowie die außergewöhnliche Geschicklichkeit ihrer Hände, daß sie ihre Aufgabe glücklich zu lösen vermochte.

Tante Käthe, welche an diesem Abend den ersten Lohn ihrer Ausdauer und Treue empfing, konnte sich nicht ent-

halten, einer gewissen Dankbarkeit gegen Irmengard Ausdruck zu geben, indem sie die junge Frau zur Gutenacht herzlich auf die Stirn küßte.

Irmengard zuckte zusammen. Ach, wie lange, lange war es her, daß ihr früh verstorbenes Mütterlein sie so zärtlich zur Ruhe gebracht!

Als die Stiftsdame noch einmal lauschend durch den Vorhang blickte, sah sie Irmengard's heiße Thränen in die weißen Kissen rinnen.

Das Gefühlsleben der Blinden, unempfänglich nach außen hin, entfaltet sich nach innen desto schöner, so daß bis zu einer gewissen Grenze das hellsehende geistige Auge das körperlich fehlende zu ersetzen vermag. Dieses höchste Ziel anzustreben, war Tante Käthe's nimmer rastender Wunsch, und mochten sich Hindernisse aller Art dabei in den Weg stellen, ihr liebevoller Ernst, ihr frischer Humor, ihr eigenes Beispiel kam dem oft schwankenden guten Willen Irmengard's stets siegreich zu Hilfe. Die junge Frau, deren ursprüngliche Empfindungsweise der Einwirkung keinerlei Schwierigkeiten mehr bot, seit ihr verderblicher Trotz vom Schicksal so tief gebeugt war, stützte zunächst nur ihre körperliche Hilflosigkeit vertrauensvoll auf die Kraft ihrer hochherzigen Pflegerin; späterhin aber, als sie unter Tante Käthe's Anleitung erlernt hatte, sich trotz des mangelnden Gesichtes frei und unbefangen zu bewegen, und selbst Sorge trug, die Zeit so angenehm als thunlich zu kürzen, um nicht von quälenden Rückerinnerungen gepeinigt zu werden, da begann sie auch ihr geistiges Heil im Vorbild der Stiftsdame zu suchen.

Es war für Tante Käthe ein Moment überwältigender Seligkeit, als Irmengard dem Impulse tiefster Dankbarkeit folgend an das Herz der Stiftsdame stürzte und ihr zuflüsterte: „Ich liebe Sie wie meinen guten Engel!"

„Mein theures Kind," sagte Tante Käthe feuchten Auges, „danken Sie es einer geliebten Todten, die vor Ihnen an diesem Herzen ruhte, daß ich Ihnen werden konnte, was Sie in mir lieben, danken Sie es ihr aus dem Grunde Ihrer Seele! Noch trage ich das Trauergewand um die Verstorbene!"

Irmengard drückte sich fester gegen die Brust der Stiftsdame und erhob das liebreizende Antlitz, dem Farbe und Fülle langsam zurückkehrten, bittend gegen Tante Käthe's gesenktes Haupt.

„Wenn Sie eine Tochter verloren haben, lassen Sie mich ihre Stelle ersetzen! Ich weiß nicht, ob ich würdig bin, Ihr Kind zu heißen, aber dessen bin ich mir bewußt, wärmer könnte ich nicht für meine Mutter fühlen, als ich für Sie empfinde. Es ist mir oft, als gehörten wir für immer zu einander. Ach, ach," rief sie schmerzvoll, „warum waren Sie nicht bei mir, als Glück und Liebe mich wie ein Paradies umgaben! Warum kannte er Sie nicht und durfte mich damals zu Ihnen senden, die ich liebe und verehre, warum mußte er mir mit seiner grausamen Tante Käthe drohen!"

Die Stiftsdame lächelte wehmüthig. „Es war vielleicht besser so! Aber wenn es wahr ist, was ich längst zu hoffen gewagt, daß in Dir, mein geliebtes, irre geführtes Kind, jene Zärtlichkeit für mich erwacht ist, die sonst dem

Mutternamen gebührt, so nimm die Stelle ein, welche durch den Verlust jener Theuren in meinem Herzen leer geworden ist, sei meine Tochter, wie es jene Verstorbene war, der Seelenwahl, nicht dem Blute nach!"

Nach diesem Geständniß Irmengard's schien es, als entfalteten sich die zartesten Regungen ihres Herzens unaufhaltsam, gleichwie die Centifolie ihren keuschen Kelch dem Sonnenkuß erschließen muß. Hatte Tante Käthe bis dahin geflissentlich vermieden, nach jenem ersten Zwiegespräch auf Irmengard's Liebesleid zurückzukommen, und rein praktische Dinge und Anschauungen in den Vordergrund geschoben, so hielt sie es jetzt für geboten, dem anschmiegenden Verlangen der jungen Frau ermunternd zu begegnen. Und also kam es, daß Irmengard in traulichen Feierstunden auf demselben Fußbänkchen wie einst Margarethe zu Tante Käthe's Füßen saß und mit leidenschaftlichem Entzücken das jähe Erwachen ihrer Liebe zu Meischick schilderte. Mit jeder Rückerinnerung wuchs die Innigkeit ihres Ausdrucks, und Tante Käthe, welche Irmengard's ungekünstelte Eigenart nunmehr völlig kannte und liebte, zürnte der unbegreiflichen Verblendung ihres Neffen, welcher sich despotisch gegen diese Erkenntniß verschlossen gehalten. Auch jenes Sehnen nach Mutterglück und Mutterleid erfuhr Tante Käthe, und wäre noch ein Bedenken in ihr wach gewesen, vor diesem schamhaften Geständniß hätte es schweigen müssen. Sie küßte und streichelte Irmengard's heiße Wangen und dachte an Margarethens Sohn, der die zärtlichste Mutter verloren hatte. Ueber die Tage ihres Künstlerthums schnell hinweggehend,

offenbarte Irmengard ihre warme Zuneigung für Dreysing, ihr flüchtiges Interesse für Freiberg und schloß mit dem niederschmetternden Erfolg ihrer ersehnten Unterredung mit Hans Meischick.

Hier wurde sie von Tante Käthe gütig ernst unterbrochen. „Alles, was Du gesagt und geklagt hast, ist verbürgt durch sympathische Empfindung, welche es in mir erweckt. Dir ist Unrecht geschehen, und Du thatest Unrecht, denn wir sind Alle Menschen und handeln edel genug, wenn wir unsere Fehler einsehen und bereuen wie Du. Was wir auf Erden fehlen, büßen wir hier ab, und wenn unser Elend und unsere Buße zugleich ein Läuterungsmittel sein kann, so ist kein Grund, sie eine Strafe zu nennen."

„Ich bin eine Andere geworden," sagte Irmengard mit ihrer schönen Natürlichkeit.

„Das erkenne ich freudig an, und wenn ich hoffen darf, daß auch in dieser Stunde Dein Zutrauen lebendig bleibt, so wird nach ihr ein neues Leben beginnen!"

„Was Du auch sagen magst, ich glaube Dir," erwiederte die junge Frau warm, „denn ich liebe Dich!"

„Halte daran fest!" sagte Tante Käthe bewegt und feierlich. „An jenem ersten gesegneten Abend, da Du Deine Sprache wiederfandest, gabst Du einem Haß- und Rachegefühl Ausdruck gegen zwei Frauen, deren ganzes Vergehen in Deiner Einbildung beruht. Ich habe Nachforschungen angestellt, strenge, unparteiische, ich habe geprüft und erwogen, als gälte es mein eigenes Seelenheil, und nichts gefunden, als eine unglückliche Verkettung der

Umstände, welche sich wie die Ringe einer Kette in einander schlangen. Katharina v. Langen, auch schlechtweg Tante Käthe genannt, jener vermeintliche Dämon Deines Lebens, hat damals nur den heißen Wunsch gehabt, Dein und Meischick's Eheglück sich befestigen zu sehen. Sie wußte aus ihres Neffen Briefen, daß er unzufrieden mit Dir sei, und gab ihm gute Lehren, wie man ein Kind zum Weibe heranbilde, daneben tadelte sie seine Erziehungsmethode scharf genug — und diese Briefe hat er Dir in seiner Verblendung nicht gezeigt."

„Wie weißt Du, um Gottes willen, wie weißt Du —?" rief Irmengard, ihr Antlitz heftig in den Schoß der Stiftsdame drückend.

„Still noch, Du wirst Alles erfahren!" sagte Tante Käthe mit lauter, fester Stimme, deren Ueberzeugungskraft sich nicht abweisen ließ. „Wie so oft gute Mittel sich in's Gegentheil verkehren, weil die gewissenhaftesten Menschen zu kurzsichtig sind, alle Wirkungen vorauszusehen, erlitt auch Frau v. Langen's Entschluß, Dir Margarethe Werner zum Vorbild zu gesellen, an der gefährlichsten Klippe Schiffbruch. Tante Käthe, mein liebes Kind, hat es gut mit Dir gemeint, als sie ihren Liebling zu Euch schickte, selbst auf die Gefahr hin, daß Du seiner spottetest —"

„Sie riß meines Gatten Herz an sich, ich weiß es!" rief Irmengard auf's Tiefste erschüttert. „Sie war für ihn geschaffen! Wer zweifelt daran!"

„Ich!" sagte Tante Käthe ruhig. „Was ich Dir jetzt sagen will, sagen muß, das nimm andächtig auf wie die

Worte einer Sterbenden: Hans Meischick hat Margarethe nie geliebt!'"

Irmengard wollte aufschreien, denn es war, als kehre sich ihr Herz im Busen um vor seligem Erschauern, aber der Ton versagte ihr plötzlich.

„Sie hat ihm das Leben gerettet, als er zum Tode verwundet lag, sie allein — ist das keines Dankes werth?"

„Weiter, weiter," drängte Irmengard und blickte weit geöffneten Auges in Tante Käthe's blasses Antlitz, als müsse sie die Nacht vor ihren Blicken durchdringen.

„Ich frage Dich, ist das keines Dankes werth? Und als er dann genesen nach Sittlingen zurückkehrte, da war es Tante Käthe, welche alsbald eine neue Stellung für Margarethe bei fremden Leuten suchte, aber es gab böse Menschen dort — Du kennst sie auch — welche die Tugend des schuldlosen Mädchens verdächtigten —"

„Und Hans, und Hans Meischick? O Gott, nur das Eine sage noch!"

„Hans Meischick dachte zu edel, um seine Lebensretterin mit einem unauslöschlichen Flecken beladen von sich gehen zu lassen. Da war es wieder Tante Käthe, welche diesem Vorhaben entgegen sprach um Margarethens willen, sie wußte, daß nur in ihrem Herzen ein stiller, inniger Brand entglommen war, den seine milde Güte hoffnungslos weiter anfachte. Du weißt, die Entschlüsse Deines einstigen Gatten sind unumstößlich; er handelte als Ehrenmann und nahm Margarethe zum Weibe."

Tante Käthe schwieg, schwer athmend unter den schmerzlichen Erinnerungen.

„Und dann?“ hauchte Irmengard.

„Margarethe hat für Dich gehandelt, obwohl Dein Name nie genannt ward, denn an ihrer sanften Demuth erweichte sich die scharfe Rinde, welche Dein Treubruch um Hans Meischick's Herz gelegt. Er konnte Dir verzeihen, wie Du erfahren hast. — Nun sage, worin lag das niedrige Verbrechen, dessen Du jene beide Frauen beschuldigtest? Sage es, ob Du auch diesen Irrthum bereuen kannst.“

Irmengard's Glieder flogen, ihre Hände zuckten wie im Fieber. „Er hat sie nicht geliebt, Margarethe nicht — es ist Alles gut! Ich vergebe ihr, wie sie mir vergeben mag!“

Eine Thräne fiel aus Tante Käthe's Augen auf die heiße Stirne der Knieenden. „Margarethe ist lange todt!“

Die junge Frau sprang fassungslos auf. Mochte auch eine neue Last von ihrer Brust sinken, das rein menschliche Erschrecken an diesem ungeahnt frühen Verfall blühender Lebenskraft malte sich wohlthuend für Tante Käthe in Irmengard's Zügen.

„Todt? Und ich lebe elend fort!“ Dann aber beugte sie sich heftig nieder und umschlang die Stiftsdame voll Inbrunst. „Woher aber kam Dir diese Erkenntniß? Wie kannst Du wissen, was selbst mir an Meischick's Seite verborgen blieb? Hat er es Dir offenbart? Sei barmherzig und gieb mir Wahrheit!“

Tante Käthe erhob sich. Ihre stolze Gestalt, von den Strahlen der sinkenden Herbstsonne hell beleuchtet, wuchs gleichsam empor mit dem Bekenntniß, welches auf ihren Lippen schwebte.

„Sage mir zuvor noch einmal, daß Du mich liebst!"

„Wie meine Mutter," flüsterte Irmengard trunken vor Erwartung.

„Nun denn, die Gefürchtete steht vor Dir: ich bin Deine Tante Käthe!"

Versteinert blickte Irmengard zu Boden, dann stürzte sie wie zerschmettert von brennender Scham zu den Füßen der Stiftsdame nieder, die sie lächelnd aufhob und tief bewegt an ihre treue Brust schloß.

## 29.

Frau v. Passevini hatte einen höchst aufreibenden Sommer verlebt, indem sie, wie die Baronin ihrem Gatten täglich versicherte, die Dornenkrone trug, welche die Anwesenheit seiner Nichte ihr geflochten. Seit jenem verhängnißvollen Rosenfest bei Herrn v. Exleben lag die Legationsräthin förmlich auf der Lauer, um Gaëtannina's Herzenswunde zu erspähen und somit Gelegenheit zu haben, die Marchesa auf das Unstatthafte ihrer Wünsche aufmerksam zu machen. Dieses Gespräch vom Zaun zu brechen, verbot ihr einerseits die nie zu besiegende Scheu vor der stillen Würde des jungen Mädchens, andererseits hatte Herr v. Passevini gewünscht, einen Zwist zu vermeiden, zu welchem Gaëtannina's Haltung auch nicht die geringste Veranlassung gab. So mußte die Baronin ihre Neugier ebenso in Schranken halten, als ihren Widerwillen gegen eine Verwandtschaft mit dem in ihren Augen stark kompromittirten Grafen Freiberg, ein Nervenreiz, welchen weder Nordseebäder noch Stahlquellen zu stillen vermochten. Wäh-

rend der ganzen Badesaison mußte die Marchesa ihre Tante begleiten, damit derselben nicht etwa ein Brief entging; ja, es wäre für die Baronin Seligkeit gewesen, ein solches Billetdoux abzufangen und damit die Hoheit der Marchesa ihrer gefürchteten Unnahbarkeit zu entkleiden.

Es war an einem schönen Oktobermorgen, als die Legationsräthin sehr echauffirt bei ihrer Nichte eintrat, welche sich ehrerbietig vom Sessel erhob und der Baronin freundlich entgegen ging.

„Meine Theure, ich komme, Ihnen den Besuch des Prinzen Waldemar von Liebenstein anzukündigen, eines Mannes, dessen äußere und innere Vorzüge der ganzen Welt bekannt sind — Sie können stolz darauf sein!"

„Auf was?" fragte die Marchesa kühl dagegen.

„Nun, auf die Huldigungen, welche er Ihnen vom ersten Augenblick seiner Bekanntschaft an geflissentlich dar-brachte!"

„Für mich hat die Huldigung keines Mannes Werth, selbst wenn sie mir aus so hohem und liebenswürdigem Munde gespendet wird! Sie würden dem Prinzen eine Annehmlichkeit erweisen, verehrte Tante, wenn Sie ihm diesen Ausspruch schonend übermittelten!"

„Das werde ich nicht, meine Theure!" sagte die Legationsräthin lebhaft. „Der Prinz liebt Sie und hat soeben eine Unterredung mit Herrn v. Passevini gepflogen. Die erforderlichen Schritte hat man im Geheimen bereits vorbereitet. Die Verdienste des Prinzen sind groß genug, alle anderen Bedenken in den Hintergrund zu drängen. Seine Familie ist völlig einverstanden, daß er Sie zu

seiner Gattin erhebt, und wird keinen Unterschied zwischen Ihnen und der Tochter eines Fürsten machen. Ihre geistige und körperliche Schönheit, meine theure Gaëtannina, wird Ihnen eine Stellung sichern, welche Ihrem eigenen Ehrgeiz und dem Stolz der Familie volle Befriedigung gewähren wird!"

„Ich habe keinen Ehrgeiz," sagte die Marchesa ruhig.

„Sie? O, das ist, verzeihen Sie, komisch anzuhören! Sie sind eine geborene Fürstin, Ihre Stirn ist prädestinirt, ein Diadem zu tragen. Das Vermögen des Prinzen ist groß, das Ihrige nur auskömmlich. Es gibt Frauen, die kurze Zeit auch in der Hausrobe bezaubern, und Frauen, die mit der höheren Stellung immer schöner werden; das ist die wahre, unvergängliche Schönheit, meine Liebe, denn alle Mittel stehen ihr zu Gebote. Es würde mich entzücken, Sie auf einem Ihrer würdigen Platze zu begrüßen und Ihre Neiderinnen — o, diese gelbe, boshafte Melnikoff! — vor Mißgunst ersticken zu sehen. Die Residenz ist auf das Ereigniß, wie ich annehmen darf, so ziemlich vorbereitet; nur noch Ihre Einwilligung, meine Theure, und der Prinz, diese liebenswürdige, geistvolle, distinguirte Persönlichkeit, liegt Ihnen zu Füßen!"

„Ersparen Sie ihm diese Herablassung, für mich ist sie werthlos!"

„Weshalb?" rief die Baronin gereizt.

„Weil ich ihn nicht liebe, damit ist Alles gesagt!"

Frau v. Passevini verlegte sich nochmals auf ihre schmeichelnde Ueberredungskunst.

„Liebe, meine Theure? Als ob ein geistig so reifes

Mädchen, wie Sie, nicht wüßte, daß in unseren Kreisen die Liebe sich sicher in der Ehe einfindet! Aber es macht Ihnen Ehre, die heiße Neigung des Prinzen absichtlich dämpfen zu wollen, damit auch nicht einmal der Schein einer zärtlichen Ermunterung auf Sie falle. Im Vertrauen gesagt, meine theure Gaëtannina, als ich Herrn v. Passevini heirathete, glaubte ich auch nichts für ihn zu empfinden, und sehen Sie, wie glücklich diese Wahl mich gemacht hat, und ich darf mit Stolz sagen, auch Herrn v. Passevini. Nein, nein, dieses mädchenhafte Zaudern ist unser weibliches Vorrecht, kein Mann darf mehr erwarten vor der Ehe — lassen Sie mich dem Prinzen dies sagen, und er ist entzückt in froher Hoffnung!"

„Sie irren, meine verehrte Tante," sagte die Marchesa fest, „der augenblickliche Zustand meines Herzens schließt eben jede Hoffnung für den Prinzen aus! Und brächte er mir eine Krone entgegen, ich müßte sie zurückweisen!"

„O, das ist stark!" rief die Baronin mit weit geöffneten Augen. „Herr v. Passevini wird zweifellos Ihre Gründe zu hören verlangen!"

„Nehmen Sie dieselben jetzt schon für ihn in Empfang: mein Herz ist nicht mehr frei!"

„Also — also —" Der Zorn der Baronin stieg so rapide, daß sie ihre Scheu zum ersten Male darüber vergaß. „So wäre das Gerücht, das häßliche, widersinnige Gerücht wahr?"

„Wenn es von meiner Liebe zu Botho Freiberg spricht, ja!"

„Aber das wird nie sein, das darf nicht sein!" rief

die Legationsräthin, ihren Fächer in Sturmeseile auf und zu schlagend. „Ein Mann, welcher mit einer Primadonna öffentlich engagirt gewesen und den abscheulichsten Skandal in Scene gesetzt hat, welcher jemals unsere Kreise entrüstete, ein Mann, dessen Name so stark kompromittirt durch diese Angelegenheit ist, ein Mann — ah, das ist unmöglich, das grenzt an Wahnsinn!"

„Es wird meine Sache sein, mich mit dieser voreiligen Anschauung des Publikums auseinander zu setzen, Frau Baronin," erwiederte die Marchesa voll kalter Zurückhaltung. „Hier gibt es nur ein maßgebendes Urtheil für Freiberg, es ist das meine, und ich habe ihm diese Sinnestäuschung verziehen!"

„Wie? Hinter unserem Rücken haben Sie mit dem Verlobten einer Sängerin — ah, da wünsche ich Glück! Die Person war großmüthiger als Sie, denn sie übergab mir ihren Segen für — Gaëtannina, unten wartet der Prinz, und Sie sprechen von Garda Menari's Courmacher?"

„Von meinem zukünftigen Gemahl spreche ich und erinnere Sie daran, daß ich augenblicklich Ihr Haus verlassen werde, sobald noch ein verletzendes Wort fällt! Damit Sie aber besser orientirt sind, als die weiblichen und männlichen Klatschbasen Ihrer Bekanntschaft, so erfahren Sie, daß ich Freiberg geliebt habe, bevor man mich in's Kloster zwang. Und wenn Sie bedenken, daß es das Verdienst meiner zärtlichen Familie war, mich in diesem Gefängniß dem Grafen ewig unerreichbar zu machen, so werden Sie zugeben, daß gegen dieses Ver-

brechen Freiberg's Schuld ein nichts bedeutender Irrthum ist, den er hart gebüßt hat. Machen Sie drunten dem Prinzen gegenüber keine diplomatischen Winkelzüge, ein Mann wie er verdient Aufrichtigkeit. Nimmt er meine Botschaft nicht mit demselben Vertrauen auf, wie ich sie Ihnen jetzt übertrage, so ist er Ihrer Sympathie überhaupt nicht würdig gewesen, das muß Sie trösten!"

„Und wenn der Graf," die Stimme der Legationsräthin zitterte vor Entrüstung, „wenn der flatterhafte Graf sein Herz noch einmal irrthümlich verschenkte in der Zwischenzeit, was dann?"

„Dann haben Sie Recht behalten, und ich kehre in's Kloster zurück, ohne daß Sie abermals einem Echauffement ausgesetzt wären," erwiederte die Marchesa ironisch.

„Und Sie, die Edle, Hochgeborene, könnten es ertragen, von dem guten Willen einer galanten Künstlerin Ihr Glück zu empfangen, denn Sie wissen, daß die Vermuthung damals nahe lag, der Oberlandesgerichtsrath Meischick könnte der schönen Diva auch einmal näher gestanden haben?"

„Sehr nahe, es ist wahr!" sagte das junge Mädchen ernst.

„Nun also, nun also!" rief Frau v. Passevini fast in Thränen ausbrechend. „Und diese Frau gab Ihnen gewissermaßen ihren Segen! Können oder wollen Sie nicht einsehen, wie sehr Sie sich mit Ihrer Wahl kompromittiren, sich und uns?"

In diesem Augenblick erschien der Legationsrath in der Thüre und empfing von seiner Gattin einen so wortreichen

Bericht über den Ausfall ihrer Mission, daß er so gut wie nichts davon verstand. Er sagte mit sichtlichem Verdruß, daß der Prinz, entmuthigt von der ungebührlichen Verzögerung, sich soeben entfernt habe und der Antwort der Marchesa nunmehr schriftlich entgegensehe.

Frau v. Passevini sank fassungslos in den nächsten Sessel.

„Ich habe," sagte der Legationsrath, seiner schönen Nichte näher tretend, „den Befürchtungen der Baronin bis jetzt keinen Werth beigelegt, weil ich Dein Selbstgefühl für verletzlicher hielt, als es in der That ist. Willst Du eine Auszeichnung zurückweisen, die in vielen tausend Fällen kaum einmal geboten wird, so thue es, die Sache ist so fein eingeleitet, daß keinerlei Medisance daraus entstehen kann; indessen gestatte ich nicht, daß ein Mitglied meiner Familie, noch dazu ein meiner Obhut anvertrautes Mitglied, sich in den Mittelpunkt der gerechtesten Spötteleien stellt!"

„O, dieser Graf!" ächzte die Baronin dazwischen, ihren Gemahl vorwurfsvoll ansehend. „Hättest Du ihn nie in unser Haus hineingezogen, Antonio, nie!"

Herr v. Passevini war ein viel zu wohl erzogener Ehemann, um seine Gattin daran zu erinnern, daß gerade sie es gewesen, welche Freiberg just um Gaëtannina's willen mit aller Macht der Liebenswürdigkeit an sich gelockt und gefesselt hatte.

„Nun ja, meine theure Bella, davon kann jetzt leider nicht mehr die Rede sein! Ich hoffe, Gaëtannina wird unsere Zuversicht belohnen und mir gestatten, dem Prinzen in aller Form ihre Einwilligung zu überbringen!"

„Du hast es mir vorausgesagt, Botho," murmelte die Marchesa. Laut sagte sie: „Können Sie mir sagen, lieber Oheim, weshalb der Prinz es nicht vorzog, die Entscheidung zunächst in meine Hände zu legen?"

„Männer wie der Prinz pflegen die Karten ehrlich vor den Augen der Angehörigen zu mischen!" sagte die Baronin leidenschaftlich.

„Meine theure Isabella —!" warnte Herr v. Passevini.

Die Marchesa war so blaß geworden, daß die gutherzige Legationsräthin ihre boshafte Anspielung bedauerte.

„Wenn Sie glauben, daß diese unwürdigen Schmähungen der Sache des Prinzen förderlich sind, so befinden Sie sich im Irrthum," versetzte sie. „Graf Freiberg ist nicht der Mann, hinter irgend einem Bewerber zurück zu stehen, und wenn er erscheinen wird, um meine Hand zu bitten, so weiß ich im Voraus, daß Niemand es wagen wird, ihn an sein, übrigens makelloses Verhältniß zu Garda Menari zu erinnern. Frau Baronin, hat niemals eine Dame Ihrer Bekanntschaft ein zweites Bündniß geschlossen, nachdem das erste gelöst war? Wenn Sie so skrupulös denken, mit welchem Recht zählen Sie alsdann Herrn v. Exleben zu Ihren Hausfreunden, der seinen vielseitigen öffentlichen Liebschaften nicht einmal den Nimbus eines Scheinverlöbnisses umhängt, und der jetzt, nachdem er Garda Menari kaum vergessen, ein sehr pikantes Verhältniß mit der neuen Ballerina unterhält? Darüber lächeln Sie, darüber lächelt die vornehme Welt. Und wenn heute Herr v. Exleben den Einfall hätte, sich eine Gattin zuzulegen, so würde keine Mutter ihre schuldlose

Tochter diesem galanten Mäcenas versagen. Wo ist nun Gerechtigkeit?"

„Das, das," sagte die Baronin verdrießlich, während Herr v. Passevini ein diplomatisches Schweigen beobachtete, „kommt hier gar nicht in Betracht! Der Graf hat mein Vertrauen auf das Gröblichste hintergangen und —"

„Frau Baronin, mit welchem Recht maßen Sie sich dieses Urtheil an?" fiel Gaëtannina mit der ganzen Leidenschaft ihres südlichen Temperaments der Legationsräthin in's Wort. „Mit welchem Recht überhaupt mischen Sie sich in meine Entschlüsse? Ich kam nicht als Bittende in Ihr Haus, sondern bezwungen von dem schreienden Unrecht, das meine Familie mir zugefügt. Hat sich Niemand um mein elendes Dasein gekümmert, so lange ich hinter Klostermauern schmachtete, so hat auch jetzt Niemand aus meiner Familie das Recht, mein selbstgewähltes Glück zerstören zu wollen. Und wenn der Graf zum Bettler würde, ich folgte ihm nach, denn ich liebe ihn! Und wenn Alle an ihm zweifelten, ich glaube ihm! Die Liebe, Frau Baronin, kann nur begreifen, wer selbst geliebt hat! Sagen Sie mir, was beseligt mehr, der kalte Druck eines Diadems, oder der heiße Kuß der Liebe, befriedigter Ehrgeiz, oder die befriedigte Sehnsucht schrankenloser Wünsche? Was soll ich in den Armen des Prinzen Besseres empfinden, als verzehrende Ungeduld? Meine Ruhe finde ich nur an Freiberg's Brust, er seinen Frieden nur an meinem Herzen!"

„Dem Prinzen einen Korb," flüsterte die Legations-

räthin statt aller Antwort. „Wer soll ihm diesen Affront anthun? O, ich bin schwindlig, Antonio —!"

Herr v. Passevini erfaßte die günstige Gelegenheit, das Gespräch vorläufig abzubrechen, indem er seiner Gattin den Arm reichte und sie aus dem Zimmer führte.

„Ich erwarte einen besseren Bescheid bis zum Abend, Gaëtannina," sagte er im Hinausgehen. „Wenn Du die Theilnahme, welche wir Dir seit Deinem Eintritt in unser Haus entgegengetragen, für nichts achtest, so nimmst Du ohne Zweifel doch auf meine amtliche Stellung Rücksicht, welche Deine Weigerung erschüttern kann."

Die Marchesa zuckte bei dieser Berufung zusammen, sie schätzte ihres Oheims ehrenhaften Charakter genügend, um diese Eventualität zu fürchten, ebenso peinlich aber dünkte ihr nach dem Vorgefallenen ein längerer Aufenthalt in seinem Hause. Das runde, kindliche Antlitz der Baronin war ihr geradezu verhaßt. O, wohin entfliehen vor diesen Widerwärtigkeiten der Konvenienz? — —

Prinz Waldemar von Liebenstein, sehr verstimmt und übellaunig über den schlechten Erfolg seiner Werbung, hatte beschlossen, den Abend allein zuzubringen, und hielt sich in seinem Arbeitsgemach auf, als die befremdliche Meldung seines Dieners ihn seinem unerquicklichen Gedankengang entzog.

„Eine Dame, sagen Sie? Eine Dame will mich sprechen?"

„Zu Befehl, Hoheit. Im Vorzimmer harrt sie des Bescheides."

„So führen Sie die Dame hieher! Unbegreiflich! Wer

mag so spät noch etwas von mir begehren? Und in dieser geheimnißvollen Weise?"

Der Vorhang am Eingang des Empfangssalons rollte langsam zur Seite. Ueberrascht blickt der Prinz auf die schwarz gekleidete, verschleierte Gestalt, deren Haltung ebenso viel Selbstbewußtsein als Anmuth bekundete. Er ging ihr mit höflicher Zuvorkommenheit einige Schritte entgegen, als die Hand der Dame das Spitzengewebe vom Haupt entfernte und der Prinz in Gaëtannina's bleiches, durchgeistigtes Antlitz schaute.

Auf's Aeußerste betroffen wich er zurück. „Mein Gott, Sie, Marchesa? Sie wagen Ihre Ehre, wenn man Sie erkannt hat!"

Gaëtannina schüttelte das Haupt. „Wo wäre meine Ehre sicherer als in der Nähe dessen, welcher sie für ein ganzes Leben in seinen Schutz und Schirm nehmen wollte?"

„Wollte? O, Gaëtannina, ich will es noch in diesem Augenblick und glühender denn je!" flüsterte er vorwurfsvoll. „Sie sind mir unbegreiflich. Heute Morgen ließen Sie mich bis zum Ueberdruß harren und jetzt, jetzt kommen Sie zu mir? Aber was Sie auch hieher geführt haben mag, seien Sie willkommen," fuhr er schonend fort, als er die Hände der Marchesa zittern sah. „Nach diesem Blick wage ich nichts mehr zu hoffen, er sagt mir, daß Sie das große Opfer um eines guten Zweckes willen gebracht haben. O, Gaëtannina, wie groß muß Ihre Hochachtung, Ihr Vertrauen, wie geringfügig Ihre Zuneigung für mich sein, daß Sie hier jetzt vor mir stehen!"

„So groß, Hoheit, ist dieses Vertrauen, daß es mich

bei Ihnen Schutz suchen läßt, indem es zugleich jede Erfüllung Ihrer hochherzigen Wünsche ausschließt. Ich kann Ihre Gemahlin nicht werden aus demselben Grunde, welcher Ihre Zuneigung ersterben lassen wird: ich liebe seit meiner frühesten Jugend den Grafen Freiberg. Und wenn ich mich selbst so hintergehen könnte, dieses Gefühl gegen ein anderes vertauschen zu wollen, nie würde ich Ihren guten Glauben gewissenlos hintergehen. Die Baronin fürchtet sich vor dieser Wahrheit, und mein Oheim will sie nicht gelten lassen, so befrage ich denn Sie selbst darum, Hoheit: können Sie ein Weib begehren, das einen anderen Mann im Herzen trägt, mehr noch, können Sie einem Weibe zürnen, weil es vor Ihrer Bekanntschaft den Seelenbund schloß und fest daran hält bis zum Tode?"

„Gaëtannina, Gaëtannina," sagte der Prinz, wehmüthig in ihre tiefen, leuchtenden Augen schauend, „würden Sie mir die Treue ebenso gehalten haben, wenn ich zuerst Ihr Wort empfangen hätte?"

„Ich stehe vor Ihnen, und Sie fragen?" erwiederte die Marchesa mit schlichter Größe.

„O, ich weiß nun Alles," rief er mit spöttischem Lächeln, „Ihre Verwandten scheuen den Prinzen, Sie aber schätzen den Menschen in mir höher! Nein, Gaëtannina, Ihr Oheim hat von meiner Rache nichts zu fürchten, noch darf die Baronin glauben, daß ich ihr Haus vernachlässigen werde. Es wird mir ein Leichtes sein, sie mit dem zu trösten, was die Menschen an mir lieben: meine fürstliche Geburt. Aber wie soll ich Ihrer anders als mit tiefem Leid gedenken, Gaëtannina," fuhr der Prinz innig

fort, die schlanke Rechte der Marchesa an seine Lippen drückend, „Ihrer, die mich hoffen ließ, daß ich nur zu spät kam, um Ihr Herz für immer zu besitzen!“

„Gedenken Sie meiner in Freundschaft, wie ich Ihre Güte in dieser Stunde nie vergessen werde!“

„In den Armen des Grafen werde ich vergessen sein, Ihre Wahrheitsliebe darf nichts Unmögliches versprechen. Aber ich weiß, daß an Ihrer Seite alle Frauen dieser Welt für mich untergegangen wären.“

„Nach dem Sturm kehrt die Ruhe dauerhaft zurück,“ sagte sie mit einem lieblichen Lächeln. „Alle verschlossenen Blumenkelche öffnen sich auf's Neue und spenden doppelt süßen Duft. Auch die Freundschaft tritt neben der Liebe siegreich wieder in ihr Recht.“

Er ließ ihre Hand fahren. „Die Zeit wird's lehren.“

„Und Ihnen ein Glück bescheeren, das Ihrer würdiger ist als ich! Meine Gebete sollen nicht aufhören, es für Sie herabzuflehen.“ Wie sie mit aufwärts gerichteten Blicken vor ihm stand, das Sinnbild makelloser Jungfräulichkeit, überkam es ihn wie heilige Scheu vor ihrem frommen Glauben. Er fühlte, was er verlor, aber es wäre ihm undenkbar gewesen, sie gegen ihren Willen jemals zu berühren, deshalb konnte er auch die Enttäuschung leichter verwinden.

„Ich habe, bevor ich kam, an Freiberg geschrieben,“ sagte die Marchesa ruhig, als spräche sie wirklich zu ihrem besten Freunde, „daß er die Zeit seiner Selbstbuße abkürzt und mich heimführt. Mein Leben hier faßt keine Wurzel,

und doch mag ich nicht abermals eine größere Entfernung zwischen uns legen."

„Sie haben Recht gethan," vermochte er beifällig zu sagen. „Und also nehmen wir Abschied." Noch einmal streckte der Prinz ihr beide Hände entgegen, und sie legte die ihren ruhig hinein. „Mögen Sie das Glück finden, welches Sie mir verweigern, verweigern müssen. Gaëtannina, seien Sie glücklich!" Er führte sie bis zum Ausgang des Gemaches, wo sie ihren Schleier abermals dicht um das schöne Antlitz schlang. „Ihr Vertrauen verbietet mir, Sie auf dem Heimweg zu beschützen."

„Die Heiligen segnen Sie, Hoheit!"

Ein leises, letztes Kopfneigen, und sie war verschwunden. Hinter ihr schlug der braune Sammetvorhang langsam in schwere Falten zusammen. — — —

Achtundvierzig Stunden später erschien Graf Freiberg im Hause des Legationsrathes und erlangte nach heftiger Debatte die kühle Einwilligung der Familie v. Passevini, die Marchesa nach Verlauf von vier Wochen zum Altar zu führen.

Die Hochzeitsgesellschaft bestand nur aus den erforderlichen Trauzeugen, darunter Herr v. Erleben, welcher dergleichen interessante Vorkommnisse in Augenschein zu nehmen liebte. Sein kostbares Geschenk blieb unberührt im Zimmer Gaëtannina's stehen, dagegen nahm sie mit Einwilligung ihres Gemahls ein perlenbesetztes Marienbild, die sinnige Gabe des Prinzen, mit in die neue Heimath hinüber. Sie wußte, daß er sie damit an ihr Versprechen mahnen wollte, seiner im Gebete zu gedenken.

Alle bedeutungsvollen Momente jenes nur zu schnell verrauschenden Tages ließ die junge Frau wie in holdem Traum an sich vorüberziehen, welchen selbst die unzufriedenen Gesichter ihrer Verwandten nicht zu stören vermochten. Für sie gab es nur ein Antlitz auf dieser Welt, das der Beobachtung werth war, und in dieses Antlitz hinein durfte sie jetzt wie in einen Spiegel schauen, welcher ihre eigenen wonnevollen Gefühle in verstärktem Glanze zurückwarf.

Den Grafen litt es nicht lange mehr in dieser kühlen, unerquicklichen Atmosphäre. Er wußte den Augenblick zu beschleunigen, welcher ihn in seine heißersehnten Rechte einsetzte, und wo er, ungehindert und ohne Zeugen, die Heißgeliebte, Schwererrungene in die Arme schließen konnte.

30.

Im Königreich Böhmen, einige Meilen von der preußischen Grenze entfernt, liegt zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel ein weltberühmter Kurort für Nervenleidende. Längs des Weges im Thal rauscht ein munterer Gebirgsbach in tausend anmuthigen Krümmungen durch Feld und Wiesen dahin; vom Gipfel der Bergkuppe niederschauend, sieht man sein klares Wasser wie ein gewundenes Silberband, in welches das Abendroth Goldblumen verstreut, weithin sich schlängeln, bis hangende Erlengebüsche dasselbe hinter einem grünen Vorhang verschwinden lassen.

Auf dem Grafenberg weht reine, balsamische Luft. Der würzige Duft immergrüner Tannenwälder, die mit wohl-

thuender Stille alle Leidenden umfangen, zieht auf kühlenden Winden zu den wenigen Häusern hinüber, welche gleich Nestern sich an die breite Felsenbrust schmiegen. Blumen gedeihen spärlich, nur die weiße Erdbeerblüthe überzieht alle sonnigen Abhänge mit ihren lichten Schleiern, aus denen später so viele rothe Beeren schwellend hervorleuchten.

Hüben und drüben in lockender Nähe steigen die ehrwürdigen Häupter der Hochschaar und des Altvater-Gebirges empor. Wenn im Thale schon die Sonne glüht, prangen ihre gefurchten Stirnen noch unter dem Diadem des Winters; erst im Hochsommer rieselt der geschmolzene Schnee in den tiefen Rinnen herab.

Anmuthiger und wirthlicher zeigt sich die Natur den Besuchern jenes klimatischen Kurortes, dessen reiches Quellengebiet in unzähligen offenen Adern bergab strömt. Ueberall sprudeln sie aus dem moosigen Erdreich hervor, kalt, silberklar und heilkräftiger als alle Mixturen der Welt. Ruhig ziehen die Wolken in blauer Höhe vorüber, oft aber, wie übermannt von Sehnsucht, neigen sie sich tiefer hinab und umschlingen die Felsenhäupter mit ihren nebelfeuchten Armen. Dann ist der Wald wie eine Märchenwelt, geheimnißvoll, sinnberauschend, darin die Schauer der Natur und die Schauer des eigenen Herzens ahnungsvoll ineinander fließen.

Unter den noch spärlich vertretenen Kurgästen befanden sich seit etlichen Tagen zwei Damen, deren Erscheinungen die allgemeine Neugier wach riefen. Die Aeltere, Tante Käthe, wegen ihres kurz geschnittenen Haupthaares und

der schlichten Kleidung, die Jüngere, Irmengard, durch eine entstellende dunkelgraue Brille, welche sie nicht einen Moment von ihrem schönen Antlitz entfernte. Selten sah man eine der beiden Frauen ohne die andere, Arm in Arm wandelten sie auf schmalen Waldpfaden bergan, unter den schattigen Linden der Promenade oder den romantischen Weg um die Bergkuppe und verloren sich gern abseits, um nicht von fragenden Blicken allzusehr belästigt zu werden. In solchen unbelauschten Momenten lehnte Irmengard wohl flüchtig ihr Haupt gegen Tante Käthe's Schulter als stillen Dank für die liebevolle Darbringung dieses neuen Opfers, aber sie erfuhr jedesmal eine scherzhafte mündliche Zurückweisung, während die Hand der Stiftsdame doch ermuthigend und zärtlich über das lockige Haar ihres Schützlings strich.

Wie innig hatte sich das Seelenband zwischen diesen so verschieden beanlagten Charakteren gewoben! Seit jener Stunde, wo Irmengard der vermeintlichen Feindin schamerfüllt zu Füßen gelegen, war eine seltsame Wandlung in ihr vorgegangen. Mochten Reue und Dankbarkeit mächtig dazu beigetragen haben, der Haupttheil fiel auf die Erkenntniß, daß Meischick nie eine Andere geliebt als sie. Ob ihre Nachfolgerin Margarethe geheißen oder sonst einen anderen Namen führte, das war gleichgiltig, er hatte sie nicht aus Neigung gewählt. Die ringenden Dämonen eifersüchtigen Neides, bitteren Hohnes und ungestillten Hasses sanken vor dieser Friedensbotschaft in Nichts zusammen, wie die Trümmer eines finsteren Jahvetempels, und der milde Glanz demüthiger Freude strahlte versöh-

nend auf diese Ruinen nieder, wie der Mond nach dem heißen Brand des Tages.

Tante Käthe, welche im Einverständniß mit ihrem ärztlichen Berather auf der Basis dieses Seelenfriedens die Möglichkeit einer körperlichen Genesung anstrebte, hielt jetzt den Zeitpunkt für gekommen, wo sie Irmengard unter den harten Zwang einer durchgreifenden Kur in einer berühmten Augenklinik stellen konnte, ohne beim Fehlschlagen derselben einen Rückfall in stumpfsinnige Verzweiflung befürchten zu müssen.

Irmengard stimmte Allem freudig zu, was Tante Käthe beschloß, sollte sie ja doch nach wie vor in ihrem sicheren Schutz verbleiben und, genesen oder nicht, die nächste Anwartschaft auf eine erledigte Stelle im Damenstift erhalten. Für jeden Fall hatte Tante Käthe, um den Statuten gerecht zu werden, versprochen, die junge Frau gerichtlich zu adoptiren. Freilich erfolgten ähnliche Versicherungen vorläufig mehr zu Irmengard's Beruhigung, als daß Tante Käthe selber an ihre Realisirung glaubte. Es gingen ihr zu oft widersprechende Gedanken durch den Kopf, wenn sie Meischick's Briefe durchlas, der jetzt unverhohlen von dem namenlosen Unglück seiner geschiedenen Gattin sprach, und wie er Alles daran gesetzt habe, Dreysing's Aufenthalt zu erfahren, um Irmengard vor fremden Wohlthaten sicher zu stellen. Es leuchtete zwischen den Zeilen immer stärker etwas wie Selbstanklage durch, daß er an dem Geschehenen nicht ganz unschuldig sei, und der brennende Wunsch, Irmengard's freudloses Dasein mit allen Mitteln zu verschönern und zu erleichtern.

Tante Käthe beantwortete sowohl Meischick's als auch Dreysing's Briefe, welcher, von seiner Orientreise zurückgekehrt, aus England immer dringender um ausführliche Nachricht bat, mit trockener Kürze, als ginge sie die Sache weiter nichts an. Dem Justizrath hatte Tante Käthe geradezu verboten, sich jetzt schon persönlich nach Irmengard umzusehen, dagegen versprochen, ihn zu geeigneter Zeit benachrichtigen zu wollen, und nebenbei herzliche Grüße von der jungen Frau beigefügt.

Da die Oberin des Stiftes einwilligte, alle an Tante Käthe gerichteten Briefe an deren Adresse weiter zu befördern und ebenso sämmtliche Antwortschreiben derselben gleichfalls durch ihre Hände gehen zu lassen, so blieb die Uebersiedelung Irmengard's nach der Augenklinik abermals Geheimniß. Tante Käthe wußte nur zu gut, daß, wenn Meischick je Verdacht schöpfte, er seinen Einfluß sofort geltend machen und Irmengard in die tödtlichste Unruhe versetzen würde.

Ob auch die Erwartungen der Stiftsdame in Betreff schmerzhafter ärztlicher Eingriffe hoch gespannt waren, die Qualen, welchen Irmengard sich Monate hindurch willig unterzog, rissen Tante Käthe's starken Geist nicht selten zu mitleidsvoller Sorge hin. Durch künstlich erzeugte heftige Entzündungen sollte die Unthätigkeit der Sehnerven gehoben werden, ein Reiz den anderen besiegen. Wie oft, wenn Tante Käthe in das blasse, entstellte Antlitz der jungen Frau sah, mußte sie Meischick's gedenken, wie Irmengard's Schönheit ihn auf jenem Rosenfest trotz aller Voreingenommenheit heimlich entzückt, und was er em-

pfinden würde, sähe er diese absichtlichen Verwüstungen von derselben Irmengard gern und thränenlos erduldet.

Aber nichts glich dem Wonnegefühl, mit welchem sie den ersten erlösenden Lichtstrahl begrüßte, der in die allmählig dämmernde Nacht der Blinden drang. Es war ein Moment unbeschreiblicher Seligkeit. Für sie war ja nun ein neuer Schöpfungsmorgen angebrochen und mit ihm die Anwartschaft auf ein neues Dasein. Für sie sproßte und webte und wirkte die Natur allein und ausschließlich ihr diesmaliges buntes Frühlingskleid, für sie stieg die Lerche jauchzend in die Lüfte, für sie strahlte das Firmament, für sie zogen die Sternbilder herauf, nur für sie. Irmengard kam sich, von der unzerstörbaren Impulsivität ihres Gefühls getragen, wie ein ausersehener Liebling des ganzen Weltalls vor, auf dessen Haupt die gütige Hand des Schicksals insonderheit geruht.

Nun sah sie auch Tante Käthe von Angesicht zu Angesicht, sah ihre strengen, einst so gefürchteten Züge im Widerschein inneren Entzückens leuchten, sah die ernsten, forschenden Augen von Freudenzähren überquellen, und mit dem überschwenglichen Dankgefühl einer nie abzutragenden Schuld stürzte sie sich an das Herz der edlen Frau, als müsse sie dort Schutz finden vor sinnberückender Seligkeit, wie einst vor erdrückender Seelenqual.

Die bösen Wunden heilten nicht so schnell, als man sie eingegraben, und es kam Irmengard nicht in den Sinn, ein Zeichen von Ungeduld laut werden zu lassen, noch irgend welche Schönheitsfehler zu beklagen. Oft, wenn sie hinter dem Vorhang stehend auf die knospenden Bäume

des Gartens schaute, kam sie sich wie ein Kind am Christabend vor, dem liebe Hände geheimnißvoll herrliche Gaben zubereiten und dessen einzige Entbehrung in einem süßen Warten besteht. Warten, ja, warten! Irmengard hatte es so gut gelernt, daß sie selber darüber lächeln mußte, nur durfte sie niemals ihrer Irrthümer an Meischick's Seite gedenken, ohne von sehnsüchtiger Reue erfaßt zu werden.

Tante Käthe, welcher kein Gefühlswechsel der jungen Frau entging, vernahm mit großer Befriedigung die Weisung des Arztes, einen nervenstärkenden klimatischen Kurort zu besuchen, und beeilte sich, die Uebersiedelung so schnell als möglich in's Werk zu setzen.

Es war ein Brief ihres Neffen eingetroffen, welcher eines in der Residenz epidemisch auftretenden Keuchhustens Erwähnung that und an Tante Käthe die Frage richtete, ob sie willens sei, den kleinen Hans bis zum Erlöschen der Krankheit zu sich zu nehmen.

Hierauf hatte die Stiftsdame geantwortet, sie stände gerade im Begriff, einen nervenstärkenden Sommeraufenthalt auf dem Grafenberg zu nehmen, und lüde den kleinen Hans sammt seiner Wärterin für den ganzen Sommer und Herbst als liebe Gäste zu sich ein. Darauf war sie in Irmengard's Begleitung abgereist, immer noch erwägend, wie sie der jungen Frau eine unausbleibliche heftige Gemüthsbewegung ersparen könne. Zuletzt beschloß Tante Käthe, zu Gunsten der guten Sache einen Theil der Wahrheit vorläufig noch einmal zu verbergen, bis die Kinderliebe der jungen Frau zu Margarethens Sohn von

selbst Wurzel geschlagen, und also erfuhr Irmengard nur, daß eine Jugendfreundin ihren mutterlosen Enkelsohn vor Ansteckung bewahrt wissen und ihn deshalb in die Pflege der Stiftsdame geben wollte.

Da es Irmengard unbekannt geblieben war, daß Meischick Vater geworden, nahm sie diese Nachricht ohne Arg auf und drückte ihre Freude aus, ein so anschmiegendes kleines Wesen im Arm halten zu dürfen.

Als der Knabe angelangt und von Tante Käthe mit schmerzlicher Freude begrüßt worden war, gehörte es zu Irmengard's schönsten Stunden, wenn sie an seinem Bettchen oder neben seinem Stuhl sitzend mit dem fröhlich jauchzenden Kinde Scherz treiben konnte. Da eine Aehnlichkeit in seinem runden Gesichtchen noch nicht ausgeprägt war und die dunklen Brillengläser überdies Alles in graue Dämmerniß hüllten, so lag die Möglichkeit fern, daß Irmengard das Geheimniß vorzeitig durchdringen könnte.

In einer schönen Abendstunde war es auch, wo Irmengard dem unruhigen Kinde zu Liebe ihre süße Stimme wieder ertönen ließ, und als die erste Scheu überwunden war, kehrte sie auf Tante Käthe's Wunsch mit Freude zu ihrer herrlichen Kunst zurück und versammelte, so oft dies geschah, einen Kreis andächtiger Lauscher um ihr bescheidenes, von Linden umschattetes Haus.

Nur in Betreff eines Punktes hatte die Stiftsdame lange vergeblich gebeten und ermahnt: Irmengard wollte aus Furcht vor einem Rückfall die Augen nicht mehr ohne Schutz lassen, auch dann nicht, als jede Gefahr für dieselben längst beseitigt war.

„Mir fehlt etwas, Tante Käthe," versicherte sie eifrig auf alle bezüglichen Vorstellungen der Stiftsdame.

„Dir fehlt nur noch Eins," lächelte dieselbe kopfschüttelnd, „aber mit dieser dunklen Eulenbrille hat es nichts zu thun. Laß mich einmal bei Tageslicht schauen, wie alt Dich das letzte Jahr gemacht. Komm, wir wollen einmal vergleichen, was Du warst und was Du jetzt bist."

„Besser bin ich, wenn auch nicht hübscher. Für wen hätte es auch Interesse, ob ich wie eine Eule aussehe oder wie eine Taube!"

„Nun, nun, man soll nichts verreden. Ansichten ändern sich, und ich fürchte immer, es wird Dir mit der Zeit in unserem ehrwürdigen Stift doch zu einsam werden."

„Tante Käthe —!" rief die junge Frau vorwurfsvoll.

„Verhältnisse sind wandelbar. Sieh, als Du körperlich hilflos, geistig stumpfsinnig, das Gemüth von Haß, Rache und Unfrieden erfüllt, zu mir kamst, da war das klösterliche Stift Dein naturgemäßer Aufenthalt. Später, als Du Ursache bekamst, in Dich zu gehen und Frieden mit Dir und der Welt zu schließen, da mußte Dir die Stille unseres Asyls abermals zur Wohlthat werden. Jetzt indessen, wo Du wieder freie Herrin Deiner gesunden Sinne bist, tüchtig und stark in der Selbstüberwindung, weiblich demüthig und opferbereit, jetzt ist das Stift Deinem Wirkensdrange zu eng geworden. Du hast nichts mehr anzustreben, was Dir nicht bereits zu Theil geworden wäre: meine Liebe, Du theures, längst entsühntes Kind, und Deines einstigen Gatten Verzeihung. Mit diesen Er-

rungenschaften kannst Du ein neues, gesegnetes Dasein beginnen, Deinen Jahren, Deinen Kräften angemessen."

„Du willst mich wieder hinausstoßen in die Welt, welche mich im Unglück so schnöde verließ? Tante Käthe, das willst Du?" rief die junge Frau erschüttert und ungläubig.

„Das will ich wirklich — freilich nicht so schnell. Wenn Dir jetzt zum Beispiel glänzende Anerbietungen von irgend einer Theaterdirektion gemacht würden, was dann?"

„Ehe ich diese trügerischen Bretter je wieder betrete, eher würde ich — o, Hans Meischick müßte mich ja verachten!" murmelte sie, zu Boden sehend.

Tante Käthe brach ab. „Wir sprechen noch darüber. Nun nimm einmal die Brille ab, damit ich in Deinen Augen lese, ob Du wirklich so gar ungern von mir gehen würdest, wenn ich es eines Tages verlangte."

Irmengard wagte keinen Widerstand mehr; sie litt es, daß Tante Käthe die häßliche Brille sanft abhob, und stand endlich wieder im Vollglanz ihrer anmuthigen Schönheit, mädchenhaft verlegen fast, vor dem prüfenden Blick der Stiftsdame.

„Sieh mich an, mein Kind," sagte Tante Käthe mit warmer Freude.

Ihre dunkelblauen Augen hoben sich empor. Ein weicher, leidender Zug allein verkündete noch, was sie gelitten. „Hast Du Wahrheit gelesen, Tante Käthe?" fragte sie leise. „Soll ich bleiben?"

„So lange, bis Du selbst von mir fort begehrst. Willst Du darauf eingehen?"

Irmengard drückte ihr freudig die Hand. „Am besten wär's, wir behielten den kleinen Hans ebenfalls im Stift zurück, wie gern würde ich ihm die Mutter ersetzen! Es ist so traurig, ihn in der Pflege bezahlter Menschen zu wissen."

„Sein Vater liebt ihn sehr, sehr. Er ist ihm das Theuerste auf der Welt," sagte Tante Käthe ernst.

„Nachdem er die Mutter des Kindes durch den Tod verloren hat," fiel Irmengard schnell ein.

„Nein, auch bei Lebzeiten derselben würde er mit seinem Sohn eine geistige Einheit gebildet haben, welche jedem unerwünschten Einfluß unzugänglich geblieben wäre. Selbst eine neue Herzenswahl könnte daran nichts ändern. Sieh, die schwierige Stellung der Stiefmütter beruht in den meisten Fällen darin, daß sie nicht Willens sind, die Kinder erster Ehe als vollberechtigt in der Liebe ihres Gatten anzuerkennen, sondern der Meinung bleiben, als müßten sie sich über diese unschuldigen Gegner hinweg erst in sein Herz hinein kämpfen. Das ist eine ganz verkehrte Maxime. Die zweite Frau wisse sich sicher in der Zuneigung des Mannes und halte es von diesem geborgenen Platze aus für eine großmüthige Pflicht, ihren reichen Besitz mit den minder bevorzugten Kindern zu theilen, denen der Tod die zärtlichste Liebe entrissen hat. Eine Frau, immer auf der Lauer vor ihrem eigenen Mißtrauen, stets ihr eigener Spion, welch' klägliches Bild!"

„Es muß doch ein wundersames Bangen sein, wenn man bedenkt, daß alles das, was uns am Herzen des Gatten entzückt, vor uns schon ein anderes Weib empfun-

den hat! Denke, Tante Käthe, ganz dasselbe! Meinst Du nicht?"

„Das nennt man Sentimentalität. So muß man nur anfangen, und die ganze Litanei, von welcher wir soeben sprachen, kommt schnurstracks hinterdrein. Was kümmert es denn die zweite Frau, was die verstorbene just da oder dort empfunden? Sehe sie nur zu, daß sie allezeit das Richtige am richtigen Ort und zur richtigen Zeit empfinde, so hat sie ihre Pflicht vollauf gethan. Alle anderen Bedenken sind unnützer Kram, und so wie man seinem Mann keinen Einblick in die unaufgeräumte Stube gewähren soll, ebenso wenig darf man ihm einen verworrenen Zustand des Herzens offenbaren. Erst schaffe man Ordnung, dann lade man ihn zur Umsicht ein, und er wird sich wohl fühlen, ebenso wohl als zu jener Zeit, da die verstorbene Frau das Regiment führte."

„Du hast Recht, Tante Käthe, ich fühle es."

In diesem Augenblick ward die Thüre geöffnet und der kleine Hans riß sich tapfer von der Hand der Wärterin los, sobald er Irmengard erblickte; die Stiftsdame hob ihn indessen auf ihren Arm.

„Jetzt sieh Dir einmal ohne Brille an, was für ein niedlicher Bursche hier so ungestüm zappelt." Sie hielt ihn der jungen Frau entgegen. „Kennst Du die Augen wieder?" fragte sie leise und sehr weich.

Irmengard, von plötzlichem Schauer erfaßt, trat hastig einige Schritte zurück, ihre Blicke irrten unstät zwischen den forschenden Augen Tante Käthe's und den lachenden des Kindes; zuletzt von Wehmuth hingerissen, drückte sie

die Hände auf das heftig pochende Herz. „Margarethe —“ flüsterte sie mit zuckenden Lippen.

Die Stiftsdame nickte, indem sie das Köpfchen des Knaben innig an sich drückte. „Margarethens Vermächtniß an Hans Meischick.“ Und wieder küßte sie die weiche Wange und das kleine rothe Mündchen zärtlich.

Die junge Frau stand regungslos unter dem Bann dieser Erkenntniß. Margarethens Sohn! Das Neidgefühl, welches jetzt tief schmerzlich durch ihre Seele zog, griff in ihr heiligstes Sehnen. Sie hatte nicht gewähren können, was Margarethe ihm schenken durfte. Meischick's Sohn! Er liebte ihn als sein theuerstes Gut auf dieser Erde, o, so hatte er auch unzählige Male in dasselbe Antlitz geschaut, welches ihr so oft zugelächelt, so hatte er die kleinen Hände gehalten, wie sie es oft gethan. Ein neues Band wob sich zwischen ihnen, eine neue Gemeinschaft. Mochte Meischick auch nichts davon wissen und nie erfahren, Irmengard fühlte sich selig durchzittert von dem Bewußtsein, daß ihre beiderseitigen Empfindungen sich in einem Brennpunkt gefunden hatten, in der Liebe zu seinem Kinde.

Der zwingenden Macht dieses Impulses folgend, eilte Irmengard auf Tante Käthe zu, riß den Knaben an ihre Brust und verbarg das erglühende Antlitz in seinen blonden Locken.

Die Stiftsdame stand einen Moment in Nachsinnen verloren, dann wandte sie sich ab und verließ befriedigt das Gemach. — — — —

Wenn der Herbst auf die Berge niedersteigt, hüllt er sie in eine wunderbar klare, durchsichtige Atmosphäre, aus

welcher die früh sinkende Sonne jene tiefblauen Schleier webt, die an den dunklen Tannen schemengleich hinaufschweben bis zu den Felsenkronen. Dann ringt sich drunten im tiefen Thal aus den schlaftrunkenen Quellen und dem leiser rauschenden Fluß ein Nebeltraumbild nach dem anderen los, und auf den grünen Matten schimmert beim Anbruch des neuen Tages der glitzernde Reif, der Vorbote des nahenden Winters.

Die Morgen und Abende auf dem Grafenberg wurden kühl genug, um an eine endliche Abreise zu denken. Nur um die Mittagszeit wehte es noch sonnig warm über den Halden und entlockte ihnen den kräftigen Duft des Haidekrautes.

Tiefer im Walde jetzt als zuvor wandelte Irmengard einsam, vor neugierigen Blicken geschützt, noch lieber aber stieg sie empor zu einem halbversteckten Ruhesitz, über welchen junge Tannen ihr immergrünes Dach breiteten. Hierher führte sie häufig den kleinen Hans und ließ ihn nach Herzenslust auf dem weichen Moose spielen, während sie selbst, den Kopf in die Hand gestützt, jede seiner Bewegungen verfolgte und nicht müde ward, den Vater in dem Kinde wiederzuerkennen.

Ringsum Stille sonst, nur das Summen leichtbeschwingter Insekten und der Schlag einer Drossel aus der Ferne begleiteten das geheimnißvolle Raunen, wenn ein warmer Luftzug durch die Tannenwipfel strich. Der Kleine, sanft ermüdet, senkte sein Haupt und entschlief. Um ihn her breiteten sich die goldenen Sonnenstrahlen wie ein schaukelndes Netz, welches Irmengard's schönes Antlitz verklärte.

Waldesfrieden, Waldeseinsamkeit! Das Herz der jungen Frau schlug traumbefangen. Sie faltete ihre Hände und lauschte.

Den schmalen Pfad hinauf zur Tannenquelle ertönten Schritte, durch das Gestrüpp hindurch verfolgten sie energisch und schnell ihr Ziel. Irmengard, geängstigt von der Einsamkeit, wollte entfliehen, aber ehe sie noch einen Versuch machen konnte, den kleinen Schläfer aufzuheben, trat der Fremde schon hinter der grünen Wand hervor und stand wie bezaubert von dieser lieblichen Gruppe regungslos.

Irmengard blickte zu ihm hinüber — ein halb erstickter Schrei der Angst, der Liebe und der Freude entfloh ihren Lippen. Die Glieder versagten ihr jäh den Dienst, so heftig stürmte die Erinnerung an Alles, was zwischen jener letzten schrecklichen Begegnung mit Hans Meischick und dieser Stunde lag, auf sie ein, und daneben zog ein namenloses Sehnen durch ihre Brust. Das Auge zu Boden geschlagen, fühlte sie gleichwohl Meischick's Blick durch ihre gesenkten Lider auf sich ruhen.

„Irma, meine arme, geliebte Irma!"

Es durchzuckte sie wie ein elektrischer Schlag, daß sie aufspringen konnte — aber er stand bereits neben ihr und löste ihre ängstlich verschlungenen Finger mit liebevoller Gewalt.

„Meine Irma! Meine arme, geliebte Irma!" wiederholte er leise.

Es quoll ihr heiß zum Herzen, erstickend heiß und übermächtig. Sprechen konnte sie nicht, die Arme ausbreitend und um seinen Hals schlingend, drückte sie ihr

Antlitz gegen seine Schulter und brach in lautes Weinen aus. Alles, was sie in Reue und Scham empfunden, was sie gehofft, was sie in wachen Träumen ersehnt, ihre ganze Seele ergoß sich in diesem glühenden Thränenstrom.

Er hielt sie umfaßt, die Einzige, welche er je geliebt und zu lieben vermocht, die er zu hassen geglaubt und doch nie vergessen konnte, er hielt sie wieder an seiner Brust und hemmte den wohlthätigen Erguß nicht, der die letzte Schranke zwischen ihnen niederriß.

Irmengard's Busen hob sich erleichtert, die Zähren versiegten vor der schmerzlichen Frage: „Was nun?"

Als hätte er ihre Gedanken errathen, hob er ihr schönes Antlitz empor und sah tief hinein in die schimmernden blauen Augen, aber wie tief er auch blicken mochte, nur Liebe strahlte ihm daraus entgegen.

Sie beugte sich, seine Hand zu küssen, aber er wehrte ihr lächelnd.

„Weißt Du nicht mehr, wie Du mich sonst willkommen hießest?"

Verlegen, verwirrt, ein Bild reinster Weiblichkeit, stand sie zaudernd vor ihm, dessen Brust sich im Vollgefühl neuerwachenden Glückes höher und höher hob.

Da erfaßte es ihn wie in jener seligen Stunde der ersten Werbung, und mit unwiderstehlicher Gewalt zog er die schlanken Glieder an sein Herz.

Sie athmete noch einmal beklommen tief auf — sie stammelte seinen Namen — dann hatte die Außenwelt aufgehört, für Irmengard zu existiren. Hans Meischick küßte ihre Lippen und küßte sie wieder und wieder.

Der Wald rauschte laut auf, sie hörten es nicht; eine Goldammer ließ sich dicht über ihren Häuptern nieder und zwitscherte hell — da endlich kam Irmengard die Sprache zurück.

Was sie jetzt sagte, bald kummervoll, bald freudig bewegt, was sie im heiligsten Vertrauen dem geliebten Manne beichtete, hatte Tante Käthe Meischick zuvor schon mitgetheilt, aber die innere Verwandlung, welche sich in Irmengard's Bekenntnissen aussprach, entzückte ihn zu sehr, um nicht jedes Wort wie eine Bestätigung neuen Glücks andächtig zu vernehmen.

Als sie geendet, beugte er sich zu ihr nieder. „Laß das Vergangene vergangen sein, in dieser Stunde ist es ausgelöscht. Versöhnt mit Allem, was wir litten, ist kein Grund, das Geschehene zu beklagen.“

„Ich fragte einst verzweifelnd,“ fiel sie ihm in's Wort, „in meiner schwersten Stunde, da meine Götter mich verließen: Gibt es denn nichts auf diesem Erdenrund, das echt und treu und unwandelbar ist?“

„Kennst Du die ewig blaue Blume jetzt?“ fragte er innig.

Irmengard nickte und schmiegte sich fester an ihn. „In der großen lauten Welt ist sie nicht zu finden, am stillen heimischen Herd, da pflegt sie treue Gattenliebe, aus der Sympathie der Seelen schöpft sie immer neue Lebenskraft, und die Erfüllung heiliger Pflichten läßt ihre Wurzel mehr und mehr erstarken. O laß mich diese Wunderblume irdischer Seligkeit an Deiner Seite noch einmal pflegen: Familienglück heißt sie, und je verborgener für

Andere sie blüht, desto schöner wird sie sich entfalten, Dir, mir und unserem Knaben dort."

Der Kleine erwachte auf seinem Mooslager und schaute mit großen, verwunderten Augen auf den ihm fremd gewordenen Vater. Halb weinend vor Ueberraschung streckte er Irmengard beide Aermchen bittend entgegen.

Sie hob ihn lächelnd auf den Arm und konnte es nicht hindern, daß er blitzschnell ihren Hals umschlang und sein blühendes Gesichtchen vor dem Vater versteckte. „Laß dem kleinen Undankbaren Zeit," sagte sie, ihn zärtlich küssend.

„Wir werden doch immer die besten Freunde sein und bleiben," erwiederte er zuversichtlich.

Dreysing traf in den nächsten Tagen ein, von Allen freudig bewillkommt. Obwohl nicht sonderlich angemuthet von Irmengard's neuestem Entschluß, ließ er Tante Käthe's Gründe zuletzt gelten und versprach, als Trauzeuge der bevorstehenden Wiedervermählung der geschiedenen Gatten beizuwohnen. Er hätte viel von seinen Reisen in fremden Ländern zu erzählen gewußt, mußte aber erfahren, daß weder Tante Käthe, noch Irmengard oder Meischick Interesse an seinen Erlebnissen bekundeten, und so blieb ihm nichts übrig, als sich mit dem bekannten Undank der Welt zu trösten. Dagegen fand die Botschaft bei Irmengard ein offenes Ohr, daß Doktor Mechelmann im Begriff stehe, eine zuverlässige und liebenswürdige Verwandte an Stelle seiner treulosen Frau heimzuführen. Die Letztere war gleich nach jener Straßenprügelei, da der Doktor Fowder in seinem Wirkungskreise des Lebens nicht mehr sicher

war, mit demselben nach Rußland ausgewandert und von dort nach London gegangen, wo der Justizrath sie in einem sehr fragwürdigen Aufputze auf der Straße gesehen hatte.

Einige Wochen später fand am Fuße des Grafenberges in einem kleinen Städtchen die Trauung Meischick's mit Irmengard statt.

Tante Käthe wünschte, daß die Neuvermählten einige Wochen in der Welt umher reisen möchten, während sie selbst den Knaben in seine Heimath zurückführen wollte. Niemand widersprach ihr, wußten doch Beide, welche Gefühle sie nach jenem stillen Hügel zogen, unter dessen Epheudecke Margarethe friedlich schlummerte.

Als die Gatten zurückkehrten, war Tante Käthe bereits in ihr Damenstift abgereist. Als dessen Oberin begrüßte sie in Jahresfrist Irmengard's Töchterlein. —

---

# Der letzte Folkunger.

## Historischer Roman

von

## E. H. v. Dedenroth.

1. (Nachdruck verboten.)

Der Sturm heult durch die Scheeren und schlägt an die viertausend Fuß hohen Felsenwände der Lodals-Kaabe, er peitscht die Aeste der Birken, welche die steilen Abfälle des Gesteins mit ihren knorrigen Wurzeln umfassen, und der Schaum der gegen die Felsen brandenden Wogen bespritzt die vom aufsteigenden Nebel des Meeres in dichte, wogende Schleier gehüllten Klippen.

Es ist eine rauhe, unwirthliche Küste, die sich unter der alten Veste Bergenhuus am Strande Norwegens ausbreitet. Die Bewohner entringen dem Boden nur geringe Frucht, aber das Gebirge ist reich an Wild und das Meer an Fischen, und die deutsche Hansa hat hier eine Faktorei für den Handel gegründet, die sie mit vielen Opfern an Gut und Blut in allen Kriegen festgehalten hat. Das berechnende Interesse der hanseatischen Kaufleute nutzte den reichen Fischfang aus, und seit einzelne Bischöfe in den Bergen Schwedens die reichen Metallschätze zu heben begonnen, schickten die Lübecker Kapital und Arbeiter, welche

in den böhmischen und sächsischen Gebirgen Erfahrungen gesammelt hatten, nach Schweden, das gesammelte Rohmaterial wurde dann nach Deutschland zur Verarbeitung gebracht.

Der harte Winter des Jahres 1385, in welchem Brod von Baumrinde das Gebäck aus Hafer oder Gerste den Küstenbewohnern ersetzen mußte, ist gewichen, aber noch ist der Hafen von Bergen nicht vom Eise frei, in den Fjorden bersten die Eisfelder, wenn der Sturm tobt, hier bilden sich schwimmende Blöcke, welche im Spiel der Wogen treiben, dort bedecken sich die labyrinthartigen Gänge der geborstenen Eisfläche mit zusammengewehtem Schnee, die getrennten Schollen schieben sich auf einander, backen zusammen und thürmen sich zu Hügeln auf.

Dennoch sind die Eisflächen belebt. Ganze Schaaren von Männern in stark mit Eisen beschlagenen Nachen, bewaffnet mit Keulen und Harpunen, ziehen auf die Seehundsjagd hinaus, die gar viele Gefahren bietet. Am schlimmsten ist es für die kühnen Fischer, wenn sie dabei auf eine Eisscholle gerathen, die sich ablöst und von den Fluthen in's weite Meer getrieben wird; die Leute sind dann verloren, sie erliegen dem Hunger und der Kälte. Auch ist der Lohn einer solchen Jagd nur ein geringer, aber die harte Erziehung, der durch Entbehrungen gestählte Charakter und die Gewohnheit der Gefahren seit der zartesten Kindheit machen dieselbe den Männern der Küste zu einem so leidenschaftlichen Vergnügen, wie es nur die Gemsenjagd den Söhnen der Alpen ist.

Zwei Männer haben sich um die vorspringende Felsen-

ecke des Fjord gewagt, einen Seehund zu verfolgen, der ihnen schon zweimal in dem Moment entronnen ist, wo sie ihn im Bereich ihrer Harpunen geglaubt hatten. Man sieht es an der Aehnlichkeit, daß es Vater und Sohn sind; es sind kräftige, markige Gestalten in Lederkollern, die breitrandigen Filzhüte sind mit Sturmriemen unter dem Kinn gehalten, die Züge geröthet vom eisigen Winde und der leidenschaftlichen Erregung.

„Halt an!" donnert die rauhe Stimme des älteren Mannes dem Sohne zu, der wagehalsig auf eine schwimmende Eisscholle springen will, „die Phoke (Seehund) ist unter das Eis getaucht. Lasse ab, Hako. Aber schau' dorthin, da steckt ein Schiff im Eise — beim Donner! das lübische Wappen."

Hako Torsten gehorchte dem Rufe des Vaters, obwohl er schon zu dem kühnen Sprunge angesetzt hatte. Das blitzende Auge des Jünglings spähte in der vom Vater bezeichneten Richtung und sah zwei Masten aus dem glitzernden Eise emporragen, aber der Blick heftete sich plötzlich auf eine dunkle Gestalt, die sich von der Scholle abhob, welche eben seitwärts der Eisschichten im fluthenden Wasser auftauchte.

„Ein Mann auf treibender Scholle!" rief er, löste das Sturmband und schwenkte den Hut, um dem Verwegenen ein Zeichen zu geben.

„Ahoi! Hieher!" ließ der alte Niels Torsten seine Stimme das Geheul des Sturmes übertönen. „Mögen die Heiligen dem Manne helfen," setzte er zum Sohne gewendet hinzu, „ein muthiger Gesell, er steuert hieher,

er hat uns gesehen, er steht fest auf dem tanzenden Eise und steuert es mit dem Ruder wie einen Kahn."

„Er wird Mühe haben, hieher zu kommen," versetzte Hako, „die Strömung geht nach der Lodalsklippe."

Wenn die beiden Männer mit gespanntem Interesse den Bemühungen des Fremden zuschauten, so war ihre Erregung um so größer, als sie sich außer Stande sahen, Hilfe zu leisten. Die Meeresbucht machte hier eine Biegung, das Eis, welches an der Nordseite noch fest saß, war von den Klippen der eisfreien Südseite durch eine schmale, aber bei dem herrschenden Sturme sehr starke Strömung getrennt, in der eine Unzahl scharfer Klippen Brandungen erzeugte, welche selbst dem kühnsten Bootsführer bei dem Eisgange die Passage unmöglich gemacht hätten. Es wäre also nutzlos gewesen, die in der Bucht auf der Jagd befindlichen Männer herbeizurufen, Nachen konnte man nicht herbringen und noch weniger bis zu dem Schiffe gelangen, welches wahrscheinlich in einer Anstauung von Eisflächen eingeklemmt, jenseit der fluthenden Strömung lag.

Wie Hako es prophezeit und Niels es wohl auch befürchtet hatte, gerieth der Mann auf der schwimmenden Scholle in die fluthende Strömung, die Scholle hob sich auf den mächtigen Wogen, sank nieder und als sie wieder auftauchte, war der Mann verschwunden.

„Gott sei der Seele des Armen gnädig!" murmelte Hako.

„Da ist er wieder!" rief Niels, und Hako schlug vor Freude in die Hände, als er den Fremden sich an dem

Eisfelde emporarbeiten sah, das von der Scholle, auf welche er hatte springen wollen, durch einen über zehn Schuh breiten Riß getrennt war.

Man konnte den Fremden jetzt deutlicher sehen. Es war ein junger Mann in der reichen Tracht hanseatischer Patrizier; das Wamms von Sammet war mit seidenen Puffen versehen und am Schwertgürtel blitzten silberne Schnallen. Die Kopfbedeckung hatte der Fremde beim Sturze in's Wasser verloren, und als er jetzt über die Eisfläche sich langsam näherte, sahen die Beobachter, daß seine Kräfte erlahmt, daß er, vom eisigen Wasser durchnäßt, die erstarrten Glieder nur mit Anstrengung zu bewegen vermochte, aber wollte er gerettet sein, so mußte er noch einmal in die eisige Fluth tauchen.

Hako rüstete sich, für den Nothfall sich selber in's Wasser zu stürzen und dem Fremden Hilfe zu bringen, ehe er denselben vor seinen Augen ertrinken sah.

„Bist Du wahnwitzig?“ sagte Niels, der seine Absicht errieth. „Weißt Du nicht, daß es Unglück bringt, einem Ertrinkenden in's Wasser nachzuspringen?“

Der Aberglaube, daß ein vom Wassertode Geretteter seinem Retter früher oder später Unheil bringe, war an den Gestaden der nordischen Küste überall verbreitet und wurde wohl auch durch das Interesse am Strandrecht, der Beraubung Schiffbrüchiger, aufrecht erhalten. Niels Torsten huldigte diesem düsteren Wahne, aber sein Verbot klang eher wie eine wohlmeinende Mahnung, als ein Befehl, den der Sohn nicht ohne Ungehorsam verletzen konnte. „Werfe ihm die Leine der Harpune zu,“ fuhr

er fort, um den Eindruck seiner Warnung zu mildern, „das wird Dir nichts schaden und ist genug gethan, zwischen dem Eise kannst Du Dir selber kaum, geschweige denn einem Anderen helfen."

Hako mußte diesem Argument nachgeben, wenn es auch seinem Gefühl widerstrebte, einem Aberglauben in solchem Moment Rechnung zu tragen, und als der Fremde sich jetzt näherte, schleuderte er das Eisen der Harpune demselben so geschickt zu, daß die Spitze vor den Füßen des jungen Mannes in's Eis schlug.

„Habt Dank!" rief der Fremde und sprang in's Wasser, mit einer Hand die Leine der Harpune ergreifend. Aber die erstarrte Hand vermochte die Leine nicht festzuhalten, die Eiseskälte des Wassers lähmte die letzte Kraft des Fremden, er versank vor den Augen der beiden Torsten, und jetzt sprang Hako in die Fluth, ohne die Warnung des Vaters zu beachten.

Der Alte schaute finster drein, aber hatte er die That vorher nicht billigen mögen, so sah er doch mit stolzer Befriedigung, wie sein Sohn mit nervigem Arme den Fremden aus den Fluthen holte und auf das feste Eis schob, wie er sich dann selber empor arbeitete und den vor Erstarrung fast leblosen Mann durch Schütteln und Reiben wieder zum Leben erweckte.

„Mögen die Heiligen Böses verhüten," murmelte Niels, ein Kreuz schlagend, ehe er dem Geretteten die Hand bot. „Spart Euch den Dank. Ich hab's nicht gewollt, daß mein Sohn in's Wasser sprang, nun es geschehen, mag's gut sein, sorgt Ihr nur dafür, daß der Hako es nicht

bereut, das Meer um ein Opfer betrogen zu haben. Geht mit mir als mein Gast."

Der junge Fremde, den ein gebotener Trunk sichtlich gestärkt hatte, zögerte. Die seltsame Erklärung des alten Torsten, daß er das Werk des Sohnes nicht gern gesehen, schien ihn kaum zu befremden, aber er deutete nach der Richtung, wo das Schiff im Eise lag. „Wir müssen erst den Meinen ein Zeichen geben, daß ich Hilfe bringen kann," versetzte er. „Die Männer der Faktorei müssen mit Kähnen hinaus, die Mannschaft zu retten."

„Dankt den Heiligen, daß Ihr den Fuß auf festem Grunde habt," lachte der Alte grimmig auf, „dem Schiffe kann nur Gott helfen."

„Haben die Männer der Faktorei keinen Muth?" entgegnete der Fremde, den das Wesen Torsten's reizte.

„Mehr als ein Lübecker Herr davon versteht, aber unsere jungen Männer hören auf der Alten Lehren und sie führen keine Schiffe beim Sturm in's treibende Eis. Habt Ihr etwa das Kunststück vollbracht, dann habt Ihr Euren Rheder um ein Schiff ärmer gemacht."

Der junge Mann erröthete über den Vorwurf, er schien es gewöhnt zu sein, Befehle zu ertheilen und Respekt zu fordern, ihn reizte aber die Anspielung auf seine Jugend fast noch mehr als der Widerspruch.

„Ich bin ein Warendorp," antwortete er, „und wenn ich ein Schiff meines Vaters führe, so zage ich vor keinem Sturm; daß hier noch das Eis treibt, konnte ich nicht wissen. Aber ich muß Männer in der Faktorei finden, die sich mit mir zum Schiffe wagen, oder ich nehme einen

Nachen und fahre allein hinaus, das habe ich den Meinen gelobt und werde es halten."

Der Name Warendorp klang nicht fremd in den Ohren der beiden Torsten. In den Kriegen der Hansa mit Norwegen und Dänemark hatten vor fünfundzwanzig Jahren sechzehnhundert Lübecker Bürger unter Anführung des Sohnes ihres Bürgermeisters Bruno v. Warendorp Kopenhagen, Helsingör und die norwegische Küste erobert, Bruno v. Warendorp war in einer Schlacht gefallen, in der er durch Heldenmuth sich besonders auszeichnete, und die Stadt Lübeck hatte die Leiche des Tapferen mit großem Gepränge im Dome beisetzen, das Bild, den Helm und Schild des Helden über dem Grabe aufhängen lassen. Die Erinnerung an diesen ritterlichen Führer der Lübecker, der damals auch diese Gegenden als Sieger durchzogen, war daher eine stolze Antwort auf die Bemerkung des alten Torsten über das Verständniß der Lübecker Herren von Muth, und sie hätte etwas geradezu Herausforderndes gehabt, wenn das Banner Lübecks nicht von den Zinnen der Faktorei geweht, Warendorp also die Männer als Genossen und Unterthanen der Hansa ansehen durfte.

In den Augen Hako's flammte denn auch jene Begeisterung der Jugend auf, welche der Ruf zu kühner That weckt. „Ich stehe Euch zur Seite," rief er, „mein Vater wird's erlauben, es soll Keiner sagen, daß ein Lübecker es dem Normann bei einem Wagniß vorgethan."

Ueber die finsteren, harten Züge des alten Torsten glitt ein spöttisches Lächeln. „Wenn ein Anderer als Hakon Jarl — der im Grabe verflucht sei — damals die

Krone von Norwegen getragen hätte," versetzte er, „so könnte die Hansa nicht mit Siegen prahlen, da wehte von Bergenhuus kein fremdes Banner. Die besten Männer ließen lieber das Schwert in der Scheide rosten, als daß sie es für den Buben zogen, der sich wider seinen leiblichen Vater empört hatte, auf dem der Fluch lastete, der die Sünden der Väter an den Kindern rächt. Auch Du, Hako, schlägst aus der Art. Weil der Fremde an Deinem Muthe zweifelt, bindest Du Dich durch ein rasches Wort. Und wenn ich es Dir verbiete, Dein Leben an eine Thorheit zu setzen?"

Hako schlug das Auge nieder. „Ich würde gehorchen," sagte er, aber es zuckte wie in trotziger Bitterkeit um seine Lippen, „und die Leute würden sagen: Niels Torsten macht aus seinem Sohne ein Weib!"

Es war dem jungen Manne anzusehen, wie leidenschaftlich es in ihm tobte, seine Faust zerrte an dem Messer, das jeder freie Normann in einer Scheide an der Hüfte trug.

Der Alte sah die Geste, aber er sprach kein Wort. Die drei Männer, welche während dieses Wortwechsels sich der Stelle genähert hatten, wo die Boote der Jäger an die in die Felsen geschlagenen Eisenringe gekettet lagen, waren von anderen Leuten der Faktorei bemerkt worden, man hatte wohl auch die jetzt auf dem Hauptmast des Schiffes aufgehißte Nothflagge gesehen, von allen Seiten eilten Männer herbei.

Da krachte ein Schuß, der Donner hallte von allen Felsen des Fjords wieder, sein Rollen vermischte sich mit dem Heulen des Sturmes.

Die Schiffe der Hansa waren die ersten, welche Donnerbüchsen führten. Die Lübecker hatten die ersten großen Pulverfabriken angelegt, aber die Bereitung des Pulvers wurde noch geheim gehalten, man hatte noch eine gewisse Scheu, die neuen mörderischen Werkzeuge, welche mit der alten Kriegführung in Widerspruch zu stehen schienen, in Anwendung zu bringen. Die deutschen Ritter in Preußen hatten freilich schon Feldschlangen in Gefechten benutzt, aber im hohen Norden waren diese Waffen noch kaum bekannt. Die Hansestädte hielten ihre Verordnung, daß kein freier Handel mit Feuergewehren und Pulver getrieben werden dürfe, sehr strenge aufrecht, es hatte ihnen geahnt, daß diese neue Zerstörungswaffe ihnen, sowie ihren festen Burgen den Untergang bereiten werde.

Die Männer der Faktorei erbebten bei dem unheimlichen Getöse, das sie wohl schon gehört hatten, aber sich nicht zu erklären vermochten, nur der alte Niels schien dasselbe nicht zu beachten oder nicht beachten zu wollen. Er löste die Kette seines Kahnes. „Lübecker Schiff in Gefahr!" rief er und sprang in's Boot, ergriff das Ruder, und wenn Warendorp darüber noch einen Zweifel gehegt hätte, daß der Alte so plötzlich seine Entschlüsse geändert habe, sah er es bei den ersten Ruderschlägen, daß Niels Torsten dem Boote die Richtung nach dem Schiffe gab. Die Männer von Bergen folgten seinem Beispiel, es war ihnen anzusehen, daß das tollkühne Vorhaben sie erschreckte, und daß sie dem Alten nur folgten, weil Keiner hätte Bedenken zeigen mögen, dasselbe zu wagen, wie Jener. Hako aber, der mit Warendorp in das Boot des Alten

gesprungen war, schien mehr beschämt, als freudig erregt — sein Vater strafte die Worte, die der Sohn gesprochen, damit, daß er selber sein Leben an ein Wagniß setzte, das er eine Thorheit genannt hatte.

Es schien auch in der That ein thöricht Beginnen, bis zum Schiffe vordringen zu wollen. Das Boot erreichte kaum die Strömung, die zwischen den geborstenen Eisfeldern über die zahllosen Klippen brauste und mit schäumendem Gischt an den scharfen, zackigen Felsen brandete, als die Spitze sich hoch aufbäumte und der Nachen, dem furchtbaren Drucke nachgebend, sich beinahe überschlagen hätte, wenn der Alte nicht mit eiserner Ruhe im rechten Moment das Ruder gegen eine Eisscholle gestemmt hätte. Die Woge brach und überfluthete das Boot, es war fast gewiß, daß eine zweite Welle den Kahn zum Sinken bringen müsse, und hundert weiße Wogenkämme grinsten das leichte Gefährt drohend an wie geöffnete Rachen des Verderbens.

Das Gefühl, daß man dem sicheren Tode entgegen gehe, bemächtigte sich Hako's und des Lübeckers, aber das Antlitz des Alten zeigte das kalte, höhnische Lächeln, mit dem er das Wagniß verworfen, es war, als spotte er jetzt derer, die ihn dazu herausgefordert hatten, auch seinen Muth zu zeigen. Aber es war eine nervige Faust, mit der er das Ruder führte. Er trotzte auch der zweiten Woge und es gelang ihm, das Boot der Gefahr zu entziehen, gegen eine Klippe geschleudert zu werden. Da, in demselben Moment, wo die gebrochene Woge abermals die Insassen des Bootes mit eisigem Schaume überfluthete,

ertönte ein gräßlicher Schrei, das Boot, welches zunächst folgte, war gekentert, die Männer in demselben waren von den gierigen Wellen verschlungen.

Hako war todtenbleich, er zitterte mehr für den Vater, als für sich selber, das bewies der angstvolle Blick, den er auf den Alten geheftet hielt, er hätte ihm zurufen mögen: „Kehre um!“ aber er wagte es nicht, es schien, der Alte fände jetzt Lust daran, in's Verderben zu steuern.

„Bravo!“ rief Warendorp, der mit ebenso übermüthiger Todesverachtung wie der alte Niels in düster-trotziger Ruhe der Gefahr zu spotten schien, als das Boot die Gewalt einer neuen mächtigen Welle brach. „Das ist ein lustiger Tanz, man wird warm dabei und der Sturm spielt dazu auf.“

Der Alte nickte ihm zu. „Meines Jungen Muth hat sich gekühlt,“ sagte er mit beißendem Spott, als wisse er, wie er den Sohn damit verletze, und als wolle er ihn verletzen.

Hako stemmte sein Ruder so heftig gegen eine Klippe, daß das Ruder zerbrach.

„Ein Mann weniger zur Arbeit,“ spöttelte Niels, „aber es geht auch ohne Dich.“

Hako antwortete nicht, aber er biß sich auf die Lippe, daß sie blutete. Er griff zur Kelle, um das Wasser aus dem Boote zu entfernen.

Die Strömung ward jetzt so mächtig, daß das Boot trotz aller Anstrengung von Niels und dem Lübecker ein Stück zurückgeschleudert wurde. Ein neuer Wellenstoß, und es mußte kentern. Da rollte abermals der Donner

eines vom Schiffe gelösten Schusses über den Fjord, ein Knacken und Krachen folgte, als berste die Erde, das Boot hob sich hoch empor, ward niedergeschleudert, ein eisiger Sprühregen überschüttete die Männer, füllte ihnen die Augen mit Wasser, als sie aber aufschauen konnten, sahen sie, daß ein Umstand, der fast ein Wunder zu nennen war, sie gerettet hatte. Das Eisfeld zur Rechten der Strömung war geborsten, eine breite Wasserfurche hatte sich zum Schiffe hin geöffnet, das Boot schwamm auf sicherer Bahn.

Man hatte das Geschütz des Schiffes gegen die Eisdecke gerichtet, und die Gewalt des Schusses hatte einen wahrscheinlich schon vorher eingetretenen Bruch der Eisfläche vollendet.

Gebhard v. Warendorp jubelte laut auf, Hako, der im Moment der Krisis ein Stoßgebet gesprochen hatte, schaute dankbar gen Himmel und wendete dann den Blick auf seinen Vater, als danke er Gott zunächst für die Rettung seines Erzeugers, aber der Blick, der ihm aus den Augen des Alten antwortete, durchfröstelte ihn mit eisigerer Kälte, als der Sturm, der über die See tobte.

Der Vater hatte ihm nie eine warme Liebe gezeigt, es lag nicht in dem Charakter und Wesen des Alten, weichere Gefühle zur Schau zu tragen, und Hako war daher von der Fürsorge, die sein Vater heute für ihn gezeigt hatte, überrascht worden. Er hatte dieselbe für eine Laune gehalten, als wolle der Vater seinen Gehorsam auf die Probe stellen, aber in diesem Augenblick war es ihm, als müsse er daran zweifeln, daß der Vater ihn jemals

geliebt habe. So bitter wie heute hatte der Vater ihn noch nie verletzt, und jetzt funkelte es fast wie Haß aus den finsteren Blicken des Alten, es war, als grolle derselbe darüber, daß das Wagniß gelungen, daß er nicht mit dem Sohne und dem Fremden zu Grunde gegangen sei.

„Verzeihe mir, Vater," sagte er, dem Drange eines ihn mächtig bewegenden Gefühls folgend, obwohl der Blick des Alten ihn nicht dazu ermunterte, eine Anrede zu wagen, „Du hattest Recht, Gott hat es verhütet, daß mein Gewissen mit Schlimmerem belastet worden ist, als mit der Schuld, Dich zu diesem Wagniß herausgefordert zu haben."

Niels Torsten lachte bitter auf. „Du weißt nicht, was Du redest," antwortete er, „und Du weißt nicht, mit wem Du redest. Wenn die Zeit da ist, werde ich Dir die Augen öffnen. Ich habe Dir nichts zu verzeihen."

Das war eine Sprache, wie Niels sie noch nicht gegen Hako geführt, es war dem Letzteren, als zerschneide der Vater das Band zwischen ihnen, und ihn überkam ein Gefühl, als ob ein solches Band nur in seinem Wahne existirt habe — so konnte ein Vater in diesem Augenblicke nicht mit seinem Sohne reden.

Gebhard heftete seine Blicke bald auf den Vater, bald auf den Sohn, die in so seltsamem Verhältnisse zu einander standen, mit neugierigem, aber eher schadenfrohem als theilnehmenden Interesse. Trotz der Bewunderung, die ihm der Alte als Führer des Bootes abgetrotzt, konnte er es ihm nicht vergessen, daß er vorhin jede Hilfe abgeschlagen und dann wohl mehr, um seinen Muth zu be-

weisen, als aus Interesse für das bedrohte Schiff das Boot bestiegen hatte.

„Eine kühne That darf Keinen gereuen," rief er in seiner kecken, übermüthigen Weise, „aber es freut mich doch, daß das Schiff sich selber geholfen hat. Euer Lohn soll deshalb nicht geringer sein, Ihr botet Hilfe, wenn auch mit Unlust, Ihr aber," wandte sich Warendorp zu Hako, „Ihr sollt um keine Gunst vergebens bitten, die Euch mein Vater gewähren kann."

2.

Es war ein sogenanntes Herskip, welches mit dem Kopfe eines Drachen am Bug von Lübeck gen Bergen gesteuert war, um zweihundert Reisige zur Faktorei zu bringen. Das Schiff war oval gebaut, vorn und hinten abgerundet, das Hintertheil kastellartig erhöht. Der vergoldete Drachenkopf war beweglich und wurde bei der Annäherung in einen Hafen abgenommen oder nach Innen gedreht, denn der Aberglaube hielt noch an dem alten, aus der heidnischen Zeit vererbten Gesetze der Landnama fest, daß Niemand mit einem aufgesteckten Haupte in die See gehen oder dasselbe wenigstens abnehmen solle, wenn er das Land erblicke, weil die Landgeister von dem aufgesperrten Rachen zurückgeschreckt würden. Gebhard hatte dieser Regel zu spät gedacht oder sie im Uebermuth vernachlässigt, das Schiffsvolk hatte ihm daher die Schuld an dem Unfall zugeschrieben, daß man in's Eistreiben gerathen war, und Gebhard hatte dann dadurch, daß er allein den gefährlichen Weg über's Eis gewagt, sein Versehen wieder gut gemacht. Er wurde mit Jubel von den

Mannschaften empfangen, die ihn schon verloren geglaubt hatten, nicht minder herzlich begrüßte man seine Gefährten.

Es handelte sich jetzt nicht mehr darum, Mannschaften und Güter zu bergen, das Schiff hatte seine Bahn, und Niels begab sich an's Steuer, um es sicher bei den Klippen vorüber in den Hafen zu führen. Gebhard forderte Hako auf, ihm in die Kajüte zu folgen, wo er seine durchnäßten Kleider gegen trockene vertauschen wollte.

Es war Hako nicht unwillkommen, sich aus der Nähe seines Vaters entfernen zu können, da es ihm in Gegenwart Fremder doch unmöglich war, die Erklärung der befremdenden Worte zu erbitten, mit denen Niels ihn abgefertigt hatte. Die Bemerkung, er wisse nicht, mit wem er rede, erhielt durch den höhnischen und scharfen Ton, welchen sein Vater heute angeschlagen, eine Bedeutung, die Hako um so lebhafter berührte, als es schon oft Stunden gegeben hatte, wo der Vater eine seltsame Stimmung gezeigt und Worte ausgestoßen hatte, die fast einen Zweifel daran erwecken konnten, ob der Vater in ihm wirklich seinen leiblichen Sohn erkenne, für den er ihn doch gelten ließ und den er als solchen auferzogen.

Heute hatte Niels Torsten deutlicher als je ihm diesen Zweifel vor die Seele geführt, sein ganzes Benehmen war Hako unverständlich und voller Widersprüche. Der Vater hatte ihn gewarnt, sein Leben für einen Ertrinkenden auf's Spiel zu setzen und dem Aberglauben zu trotzen, der diese Handlung der Nächstenliebe als eine gefährliche Thorheit hinstellte. Mußte diese Warnung für den Ausdruck sorgender Liebe gelten, so hatte Niels Torsten seinen Charak-

ter verleugnet, als er das Wagniß, dem bedrängten Schiffe Hilfe zu bringen, zuerst verboten, dann aber sich selber dabei an die Spitze gestellt hatte. Niels Torsten schreckte sonst vor keiner Gefahr zurück, er war der verwegenste Lootse, der kühnste Seefahrer, wenn er aber einmal sein Wort gesprochen, nahm er es nie zurück, und es wäre lächerlich gewesen, von ihm anzunehmen, daß er sich heute in die See gewagt habe, nur um dem Fremden seinen Muth zu beweisen. Eher schien es, als habe er mit Hako zu Grunde gehen wollen, als dieser ihm grollend vorgeworfen, er wolle ein Weib aus ihm machen.

„Euer Vater ist schlechter Laune," sagte Gebhard, als er Hako in die mit Waffen aller Art reich ausgestattete Kajüte geführt hatte, „die bitteren Worte, die er Euch gesagt, vergrößern die Schuld der Dankbarkeit, welche ich Euch zolle, aber laßt Euch das Murren Eures Vaters nicht nahe gehen, er wäre ein schlechterer Mann, als wie er sich bei der Fahrt im Boote gezeigt, wenn er im Grunde des Herzens nicht stolz darauf wäre, einen muthigen Sohn zu haben. Es ist eine Marotte der alten Leute, der Jugend den freien Willen beschränken zu wollen, als könne aus Jemand ein rechter Mann werden, der sich sklavisch in fremden Willen schickt. Unsere Alten haben sich auch selber den Weg gebahnt und sich nach ihrem Geschmack ihr Glück geschaffen."

„Es ist Gottes Gebot, man soll den Vater ehren," versetzte Hako, „aber wie der meine mich heute behandelt hat, war es, als wolle er seines eigenen Blutes spotten. So habe ich ihn noch nicht gesehen."

„Es ist nicht gut, wenn der Sohn zu lange in des Vaters Hause bleibt," antwortete Gebhard, „ich habe ähnliche Kämpfe mit meinem Alten durchzufechten gehabt. Mein Vater wünschte auch, ich wäre ein Stück Holz, aus dem er sich eine Puppe zurecht schneiden kann, die in Allem so denkt und fühlt, wie er es will. Er hat Gold gesammelt und ich soll's zusammenhalten, im Comptoir arbeiten, ein Weib nehmen und lange leben in Ehren und Würden, die mir sein Gold verschafft. Aber da wollte ich lieber wie eines Bettlers Sohn als Matrose dienen und in fremdem Sold mir Abenteuer suchen. Während er mich im Comptoir glaubte, habe ich mich auf's Schiff gestohlen und den Befehl übernommen, ich will ihm zeigen, was ich kann, und ist er's nicht zufrieden, daß ich künftig seine Schiffe führe, so gehe ich zum Schwedenkönig, ich mag kein Leben ohne Ruhm und Gefahren."

Es blitzte hell auf in den Augen Hako's. Der junge Mann, der also sprach, war nur wenige Jahre älter wie er und führte schon ein Schiff, während es das höchste Ziel der Sehnsucht Hako's war, die heimathliche Scholle verlassen zu dürfen und wenn auch nur als Matrose seine Kraft auf hoher See und im Kampfe zu erproben. „Mein Vater ist sehr strenge und sehr hart," versetzte er, und es war ihm anzusehen, wie er mit der Versuchung kämpfte, „mein Vater würde mir Ungehorsam nie verzeihen, er würde mir fluchen und mich verstoßen, wenn ich heimlich von seinem Herde entweichen wollte."

„So fordert es als Euer Recht, daß er Euch in die Welt ziehen läßt. Oder bedarf er Eurer in seinem Ge-

schäft und Haushalt so sehr, daß er Euch nicht ziehen lassen mag?"

„Ich bin ihm eher eine Last," seufzte Hako. „Ihr sprecht freundlich mit mir, Euch kann ich vertrauen. Es ist mir oft, als wäre ich meinem Vater nicht ein Sohn, sondern ein Gefangener, oder ein anvertrautes Pfand, das er hütet. Meine Schwester Freia sieht er mit anderen Blicken an als mich, da schaut sein Auge warm, da kann er freundlich lächeln, wenn sie ihn pflegt und ihm ihre Liebe beweist. Ich stehe dabei fast wie ein Fremder. Unsere Mutter haben wir nie gekannt. Der Vater redet nicht von ihr und duldet nicht, daß wir nach ihr fragen. Die Leute im Orte sprechen geheimnißvolle Dinge über sie, als berge der Stein auf ihrem Grabe nicht ihren Leib. Es kann mir Keiner etwas Gewisses sagen, aber ich errathe aus Allem, daß sie sich gegen meinen Vater vergangen hat und aus der Heimath verschwunden ist, bald nachdem ich geboren war. Die Einen deuten an, mein Vater habe sie erschlagen, die Anderen, sie sei noch am Leben und büße ihre Schuld in einem Kloster oder sie wäre in der Fremde, Andere wieder wollen wissen, sie sei bitterem Gram erlegen und mein Vater habe Demjenigen Rache geschworen, der ihr Unglück verschuldet, das sei aber der Jarl selber gewesen, oder ein Großer der Krone. Mag es nun sein, wie es will, ich fühle es, daß mein Anblick meinen Vater an Schweres und Bitteres erinnert, ich schulde ihm daher doppelt Dank dafür, daß er mich auferzogen hat. Er bedarf meiner nicht, denn er ist wohlhabender, als die meisten seiner Nachbarn, und trotz seines

Alters rüstig und voller Kraft; ich habe ihm oft meinen Wunsch angedeutet, mich in der Welt zu versuchen, aber er will es nicht und ich muß ihm gehorchen."

„Ihr müßt es nicht, am wenigsten, wenn Ihr zweifelt, daß er die Rechte eines Vaters über Euch hat. Er muß Euch Klarheit darüber geben, welche Zwecke er mit Euch verfolgt. Soll ich mit ihm reden?"

„Ich würde es Euch ewig danken, wenn Ihr ihn bestimmen könntet, daß er mir die Freiheit gibt. Ich wollte Euch dienen als Knecht, ich verstehe ein Schiff zu steuern, ich treffe mit dem Bolzen mein Ziel und stehe mit jeder Waffe meinen Mann."

„Das glaube ich und ich danke es Euch, daß ich nicht im Grunde des Meeres liege. Mein Waffenbruder sollt Ihr werden. Ich denke, daß wir uns bald wieder mit den Dänen messen werden, es heißt zwar, die Königin wolle nach Lübeck kommen, um ewigen Frieden mit der Hansa zu schließen, aber die Städte müßten mit Blindheit geschlagen sein, wollten sie der ehrgeizigen Ränkespinnerin vertrauen. Wie ich aus dem Munde Eures Vaters selbst gehört, war er kein Freund des verstorbenen Jarl, dessen Witwe jetzt über beide Reiche, Norwegen und Dänemark, im Namen ihres Sohnes herrscht, er kann also nicht auf deren Seite stehen, wenn die Hansa wieder den Dänen die Zähne weist."

„Gewiß nicht, es zuckt in wildem Haß und Spott um seine Lippen, wenn man vom Könige Olaf redet, in dessen Namen die dänische Margaretha Norwegen Gesetze diktirt. Es ist seinem Stolze zwar bitter, daß die Hansa

ihr Banner auf normannisch Land gepflanzt hat, aber lieber beugt er sich vor dem Faktor Lübecks, als daß er dem Sohne Hakon Jarl's den Eid der Treue leistete."

„Dann wird er in dieser Sache so gut nachgeben, wie er es heute schon gethan, als es galt, mir zum Schiffe zu folgen," rief Gebhard mit der ihm eigenen Zuversicht. „Aber es scheint, wir sind am Lande."

Die Bewegung des Schiffes hatte aufgehört, man vernahm nicht mehr die taktmäßigen Ruderschläge, mit denen man damals noch selbst bei größeren Schiffen die Segelkraft unterstützte oder ersetzte, und als Gebhard mit Hako wieder das Verdeck erstiegen hatte, warfen die Matrosen bereits die Falltreppe an's Land, um den Vorsteher der Faktorei, der die Ankommenden erwartete, auf's Schiff zu lassen.

Der eigentliche Kapitän des Schiffes, der es nicht ahnte, daß der Sohn seines Rheders ohne Vorwissen seines Vaters ihm den Oberbefehl abgenommen hatte, oder das doch nicht wissen wollte, wenn er es ahnte, überließ es Gebhard, jetzt auch den Faktor zu empfangen und ihm die für ihn bestimmten Briefschaften einzuhändigen. Gebhard hatte, wie alle Patriziersöhne von Lübeck, seit frühester Kindheit sich mit dem Seewesen vertraut gemacht und er hatte während der stürmischen Fahrt so viel Muth und Geschick bewiesen, daß der Kapitän keine Ursache gehabt hatte, im Interesse des Schiffes ihm den Befehl streitig zu machen, nur im letzten Augenblicke hatte der Uebermuth und die Tollkühnheit Gebhard's es verschuldet, daß man in das Eistreiben gerathen war. Die Ver-

wegenheit, mit welcher der junge Mann sein Leben auf's Spiel gesetzt, Hilfe für das Schiff zu suchen, hatte ihm die begeisterte Hingebung der Matrosen gewonnen, und der Faktor von Bergen, zu dem das Gerücht von den Vorgängen schon gedrungen, war nicht überrascht, einen so jungen Mann als Führer des Schiffes zu sehen, seit er gehört hatte, daß es der Sohn des reichen Senators v. Warendorp sei, der neue Streitkräfte und reiche Waaren der Faktorei zuführe.

„Nicht mir gebührt der Glückwunsch," unterbrach Gebhard den Faktor, als dieser ihn begrüßte, „hier, der Kapitän hat das Schiff gerettet, indem er mit Karthaunenschüssen das Eis zertheilte, und wenn ich am Leben geblieben bin, um meine Thorheit zu bekennen, so danke ich das den wackeren Männern, die mich aus dem Wasser geholt und in kühner Fahrt wieder auf's Schiff gebracht haben. Ein Boot schlug um —

„Die Leute sind gerettet," sagte der Faktor.

„So zahlt Ihnen reichen Lohn, Herr, mein Vater wird's gern ersetzen."

Der Faktor wollte Gebhard auffordern, ihm als Gast in seine Behausung zu folgen, aber Warendorp lehnte das ab. „Ich bin schon versagt," antwortete er, auf Niels Torsten deutend, „oder gereut es Euch," wandte er sich zu diesem, „daß Ihr mir Gastfreundschaft geboten habt?"

Gebhard war zu dieser Frage, die unter anderen Umständen Niels Torsten hätte verletzen können, berechtigt, da derselbe bereits im Begriffe war, das Schiff zu verlassen.

Niels Torsten war sichtlich überrascht und, wie es schien, nicht angenehm. Er hatte dem Manne in durchnäßten Kleidern, dem Erschöpften Gastfreundschaft geboten, als derselbe keine Aussicht hatte, das Schiff wieder zu erreichen, jetzt mußte es ihn befremden, daß der vornehme Herr, welcher eine reiche Kleidung angelegt hatte das Obdach bei einem einfachen Fischer der Wohnung in dem stattlichen Gebäude der Faktorei vorzog, und das um so mehr, als er den jungen Mann gewiß nicht dazu ermuntert hatte, in ihm einen wohlwollenden Freund zu sehen.

Niels warf einen finsteren Blick auf seinen Sohn, als argwöhne er, daß dieser es sei, der Gebhard zu dem auffälligen Verlangen bewogen, aber die Gastfreundschaft war dem Normann zu heilig, als daß er seinen Unmuth hätte verrathen mögen. „Wenn Ihr mit dem vorlieb nehmen wollt, was mein Haus Euch bieten kann,“ antwortete er, „so seid Ihr willkommen, mich würde es nur gereuen, Euch Obdach geboten zu haben, wenn Ihr denkt, daß Ihr es mir etwa schuldig seid, die erstgebotene Gastfreundschaft anzunehmen, oder wenn Ihr meint, mir zu Dank verpflichtet zu sein. Ich fuhr nicht Euret- oder Eures Schiffes halber in die See, ich wollte meinem Jungen nur zeigen, daß ich Recht gehabt hatte, ihm die Fahrt zu verbieten, und, wenn es schlecht ging, ihm ein Wort mitgeben in den Tod.“

Die letzten Worte sprach der Alte düster, kaum hörbar, als rede er sie mit sich selber.

Er schritt voran, Gebhard und Hako folgten ihm schweigend unter dem Banne des unheimlichen Eindrucks, den

diese geheimnißvollen Worte auf sie gemacht hatten. Da flog den Nahenden ein junges Mädchen entgegen, noch ehe sie die Anhöhe erreicht, auf der das Haus Torsten's stand. Das blonde Haar des kaum zur Jungfrau gereiften Kindes umwallte in reichen Flechten ein hübsches, rosiges Antlitz, das blaue Auge strahlte in froher Erregung. Die Kunde von der verwegenen Fahrt, die ihr Vater und ihr Bruder gewagt, war längst zu Freia Torsten gedrungen, sie wußte, daß die Ihrigen wie durch ein Wunder gerettet waren, und sie hatte Speise und Trank vorbereitet, die Heimkehrenden zu erquicken, aber auf ihren Wangen brannte noch die Gluth der Erregung über das Gehörte und sie hatte die Zeit nicht erwarten können, wo es ihr vergönnt war, ihren Vater und ihren Bruder wieder in ihre Arme zu schließen.

Der Sturm hatte sich gelegt, die Sonne brach durch die Wolken und ließ gerade jetzt, wo Freia an die Brust des Vaters flog und Gebhard ihre Hand entgegenstreckte, glänzende Strahlen die lichten Locken umkosen. Das junge Mädchen, dessen enganschließendes Mieder mit silbernen Schnallen geziert und dessen bunte Röcke, von denen sie nach Landessitte mehrere über einander trug, aus feiner Wolle gewebt waren, hatte durch die Anmuth ihrer ganzen Erscheinung selbst für die Augen des verwöhnten Patriziersohnes etwas Blendendes, das sich zu einem umstrickenden Zauber gestaltete, als sie, nachdem sie auch den Bruder stürmisch umarmt, ihn mit thränenfeuchtem Blicke anschaute und fragte, ob er der Fremde sei, den Hako aus dem Wasser gezogen.

„Ihr werdet es nicht wahr machen," sagte sie, als Hako die Frage bejahte, zu Gebhard mit einem Blicke, in dem sich mädchenhafte Scheu, heimliche Angst und vertrauende Zuversicht seltsam verbanden, „die Leute sagen, es bringe Unglück, Jemand aus dem Wasser zu ziehen — ich mag's nicht glauben."

„Da wollte ich lieber auf dem Grunde des Meeres liegen," versetzte Gebhard, „als selbst ohne mein Verschulden den finsteren Aberglauben bekräftigt sehen."

Der Blick Gebhard's fiel voll und warm in das Auge Freia's und instinktmäßig fühlte sie, daß das Feuer, mit dem er die Worte sprach, ihr das Blut in die Wangen trieb. War es der Umstand, daß Gebhard ein Fremder in prächtigen Kleidern, oder sah sie ihn mit anderen Augen an, weil ihr Bruder sein Leben für ihn gewagt — zum ersten Male fühlte sie sich einem Manne gegenüber befangen; es war ihr seltsam zu Muth, sie vermochte nicht aufzuschauen, als habe sie etwas Böses begangen, und fürchte sich, ihm in's Auge zu sehen.

„Wer im Sturme das Steuer zu führen denkt, der hat noch keinen Sturm gesehen," nahm Niels Torsten, der die Begegnung zwischen Freia und dem Lübecker beobachtet, das Wort. „Lasse das müßige Geschwätz, Freia, der Gast ist willkommen, was die Zukunft in ihrem Schoße birgt, weiß Keiner."

Der Alte betrat zuerst das Haus. Dasselbe war von rohen Baumstämmen erbaut und mit Rasen gedeckt, die Zwischenräume der Stämme waren mit Moos verstopft. Zur Linken neben der Hausthüre befand sich die Rögstuer

oder Rauchstube, ein großes niedriges Gemach mit einem Kamin, dessen Rauchfang zum Dörren und Räuchern von Fischen und Fleisch eingerichtet war. Das Feuer im Kamine bereitete eine behagliche Wärme, und während sich die Männer an dem bereits mit einem weißen Leinen gedeckten Tische niederließen, brachte Freia auf blank geputzten zinnernen Tellern Gerstenbrod und harten Käse, geräuchertes Fleisch und gedörrte Fische, dann aber mit dem Stolze einer guten Hausfrau, die für besondere Gelegenheiten kleine Schätze in der Speisekammer bewahrt, eine süße Magen-Latwerge und Pfefferkuchen aus Nürnberg und ein Fläschchen von Horn mit Süßholztropfen. Es waren das Delikatessen, welche ein Schiff von Brügge gebracht und welche damals von Nürnberg aus an alle Fürstenhöfe, an reiche Klöster versandt und auch sonst in den Handel gebracht wurden. Es war ein Beweis der Wohlhabenheit Torsten's, daß Freia neben einem Kruge Meth auch einen Trank aus Honig und Wermuth, für den Gast sogar einen Becher südfranzösischen Weines kredenzte. Niels Torsten lächelte, als Freia zu glauben schien, der Reichthum ihrer Vorrathskammer werde dem Gaste imponiren und ihm eine Frage des Staunens entlocken. Der Ausdruck seiner Züge veränderte sich stets, wenn sein Auge auf dem holden Mädchen ruhte, aber jetzt mischte sich seinem Lächeln doch eine Art Schadenfreude bei. „Die Herren von Lübeck," sagte er, „haben das Alles besser und in Fülle, prahle also nicht mit Deinen Schätzen, er könnte glauben, daß wir den reichen Handelsherren ihre Leckereien neiden. Es war eine bessere Zeit, als

der Normann dem Fremden nichts Anderes nahm, als seine Waffen, und als er das, was er zu seiner Nahrung brauchte, sich aus den Bergen oder aus dem Meere holte."

„Ihr mögt Recht haben," versetzte Gebhard, „daß der Reichthum die Menschen verweichlicht und in Genußsucht zu Lastern verleitet, aber nicht um des Gewinnes willen allein sendet die Hansa ihre Schiffe in alle Meere, und wer nach Ruhm und Ehre trachtet, dem ist es ein Stolz, die Erzeugnisse fremder Länder nach Hause zu bringen als Preis harter Kämpfe und Gefahren. Der mächtige Bund der Städte schützt den Bürger vor dem Uebermuth des Adels und vor der Habsucht der Könige; die Hansa beherrscht die Meere und ist gefürchtet von den Gewaltigen der Erde, sie schützt das Recht des Bürgers und den freien Verkehr auf allen Handelswegen, der Austausch der Waaren ernährt viele Tausende von Menschen und bringt von einem Lande zum anderen, was kluge Leute ersonnen und was das Geschick Fremder erfunden hat. Diese Seide an meinem Wamms ist von den Küsten Syriens geholt, diese Goldschnur ist in Venedig gefertigt, dieses Tuch ist aus Brügge, dieser Stahl aus Hispania. Ich bin nicht stolz darauf, daß mein Vater mir solche Dinge geben kann, aber ich ersehne nichts mehr, als mit meinen Kräften auch etwas für die Macht und Größe meiner Vaterstadt und der Hansa zu thun, fremde Lande zu sehen und für die Freiheit und den Ruhm der Hansa zu fechten."

Das Auge Hako's erglänzte bei diesen Worten Gebhard's, und es entging dem alten Torsten nicht, daß Freia, welche den begeisterten Worten mit lebendiger Sympathie

gelauscht hatte, verstohlen bald auf ihn, bald auf Hako das Auge heftete, als erwarte sie, daß der Bruder einen Wunsch ausspreche und sei in Sorge, wie der Vater denselben aufnehmen werde.

Es konnte dem alten Torsten wohl kaum ein Geheimniß sein, daß die Sehnsucht, in die Welt zu gehen, das Herz seines Sohnes erfülle, wenn derselbe das auch noch nicht zu fordern gewagt hatte, und er konnte auch nicht daran zweifeln, daß Gebhard das Thema nur deshalb so lebhaft ergriffen, um Hako Gelegenheit zu geben, seine Bitte auszusprechen; aber es überraschte ihn, daß Freia, die sich gewiß nicht gern von ihrem Bruder trennte, ihn anschaute, als hätten die beiden jungen Männer sie bereits zu ihrer Bundesgenossin gemacht.

„Der Mann ist von schlechtem Blute," nahm er das Wort, „der für sein Vaterland nicht freudig zum Schwerte greift und für den Ruhm desselben sein Leben wagt. So Gott will, kommen die Zeiten wieder, wo auch der Normann das vermag. Dann mag die Hansa ihre Flagge auf Bergenhuus hüten, daß wir sie nicht in das Meer schleudern. Jetzt ist Norwegen an die Dänen verhandelt, und das gleißnerische Weib, das den Knaben Olaf wie ihre Puppe auf den Thron gesetzt, möchte auch Schweden an sich bringen. Wenn ihr das gelingt, so wird Eure Herrlichkeit auch bald ein Ende haben."

„Das wird ihr nie gelingen!" rief Gebhard. „Wenn sie auch, wie es heißt, selber nach Lübeck kommen will, mit der Hansa einen Bund zu schließen, so trauen wir

doch keinem Dänen und am wenigsten dieser Frau, der Tochter unseres alten Feindes Waldemar."

„Was?" rief Torsten auffahrend, „Margaretha, des Hakon Jarl Wittwe, geht nach Lübeck?"

„Sie will selbst kommen, um mit der Hansa zu verhandeln. Sie ist schön und klug, man rühmt ihren Witz und ihre Ueberredungskraft, aber wir wissen, daß der Wolf im Schafspelz sitzt."

„Ist das gewiß?" fragte Niels, den die Kunde sehr zu erregen und zu beschäftigen schien. „Wann geht sie nach Lübeck?"

„Die Zeit ist noch nicht bestimmt, es wollen auch andere Fürsten sich mit ihr in Lübeck einfinden, aber vor dem Sommer wird's nicht geschehen. Ich bin sehr neugierig, die Fürstin zu sehen, von der so viel geredet wird. Soll doch der König von Schweden, als er noch Herzog von Mecklenburg war, von ihrem Anblick bezaubert gewesen sein, so daß er ihr seine Hand anbot, als König Hakon starb."

„Der Wüstling und Tyrann!" murmelte Niels. „Er hätte zu einem Weibe vielleicht gepaßt, das einem Hakon angehörte. Doch ich will sie nicht schmähen, sie war noch ein Kind, als ihr Vater sie an den Elenden verhandelte. Aber wohl möchte ich die Puppe sehen, die sich König von Norwegen nennt, während Margaretha das Scepter führt. Dieser König Olaf, den sie mit sich nach Dänemark nahm, als ihr Vater starb, und den ihre Mägde hüten, wird jetzt Dein Alter haben, Hako — ich glaube, Ihr kamt fast zu gleicher Zeit zur Welt. Würdest Du Dich wie eine

Puppe umher führen und von Weibern leiten lassen, Hako?"

Die Stimme des Alten hatte etwas eigenthümlich Rauhes, als er diese Frage that, die auch schon insofern überraschen mußte, als Niels, der von Hako den strengsten Gehorsam forderte, denselben herauszufordern schien, den Gehorsam Olaf's gegen seine Mutter zu tadeln. Aber auch der Blick, der diese Worte begleitete, hatte etwas Lauerndes, Unruhiges; man fühlte es, daß der Alte mit anderen Gedanken beschäftigt war, zu denen diese Frage in geheimnißvoller Verbindung stand.

„Ich vermag mich nicht in das Wesen eines Anderen hineinzudenken," versetzte Hako, „dessen Mutter eine Königin ist, ich habe ja nicht einmal meine Mutter gekannt."

Das Blut stieg dem Alten in's Antlitz, sein Auge funkelte. „Du sollst mich nicht daran mahnen, Knabe!" rief er und es blitzte wie düsterer Haß aus seinem Auge. „Wünschtest Du Dir etwa eine Mutter, die Dich zum Weiberknecht erzieht? Du willst in die Fremde. Gehe denn nach Lübeck, ich gestatte es Dir, schaue Dir das Weib an, das Norwegen an Dänemark gebracht, das den Sprossen Hakon Jarl's einsperrt, schaue Dir die Puppe an, die am Dänenhofe den König der Normannen spielt und komme wieder, wenn Du Haß gegen den enterbten Jarl in Dich eingesogen hast!"

Der Alte erhob sich und verließ das Gemach; es war, als habe ihn die Leidenschaft hingerissen, ein Wort zu sprechen, das er vielleicht bereute, aber doch nicht zurücknehmen mochte.

3.

In Schweden hatte das Geschlecht der Folkunger 1250 den Thron bestiegen und die beiden Länder Schweden und Norwegen mit einander vereinigt. Die ersten Regenten aus diesem Hause führten eine segensreiche Regierung, während im 14. Jahrhundert die Geschichte des Landes ein Wechsel von Greuelthaten und inneren Zwistigkeiten wurde. König Magnus II. wurde vom Bischof zu Upsala in den Bann gethan, nachdem man ihn schon vorher gezwungen hatte, seine Söhne Erich und Hakon als Mitregenten anzunehmen. Der Erstere erhielt Schweden, Hakon Norwegen, der im Kirchenbann befindliche Vater flüchtete, kehrte aber zurück, als Erich starb, um sein Reich wieder zu erobern. Hakon vertrieb seinen Vater, aber die Schweden wollten nun auch von einem Beherrscher nichts wissen, der gegen den eigenen Vater zu Felde gezogen war, und wählten 1363 den Schwestersohn Magnus', den Herzog Albrecht von Mecklenburg, zu ihrem Könige. In Dänemark herrschte damals Waldemar IV., mit dem Beinamen Atterdag. Derselbe gab seine zweite Tochter Margaretha dem Könige Hakon von Norwegen zur Gemahlin, um die Hilfe Norwegens gegen die Hansa zu erhalten, welche herausgefordert durch die zunehmende Macht Dänemarks und die Zerstörung der Handelskolonie Wisby durch Waldemar Alles aufbot, das dänische Reich zu zerstückeln. Margaretha übernahm nach dem Tode Waldemar's (1375) für ihren damals fünfjährigen einzigen Sohn Olaf die Regierung Dänemarks. Durch den fünf Jahre später erfolgenden Tod Hakon's ward Olaf IV., und da er noch

unmündig, seine Mutter für ihn auch Beherrscherin von Norwegen.

Margaretha vereinigte somit zwei Kronen, und den Traditionen ihres Hauses getreu, erstrebte sie nicht nur die Herrschaft Dänemarks über das baltische Meer und die Küsten der Nordsee, ihr hohes Ziel war es, auch Schweden unter ihr Scepter zu bringen, durch die Vereinigung der drei skandinavischen Reiche zu einer gewaltigen Macht den Städtebund der Hansa zu zerreißen, die Macht derselben zu vernichten und das nordische Königreich zum Beherrscher des Handels im ganzen Norden zu machen.

Noch sah man in Margaretha nur die Tochter ihres Vaters, welche der Politik desselben, sich Alliirte gegen die übermächtige Hansa zu verschaffen, folgte, noch ahnte Keiner den gewaltigen Geist, der diese Frau beseelte. Die Lübecker hatten zweimal Kopenhagen zerstört und geplündert, Waldemar hatte den Papst und den Kaiser vergeblich gegen die Hansa zu Hilfe gerufen, er hatte die Existenz Dänemarks gegen die Hansa vertheidigen müssen, da konnte wohl also Keiner vermuthen, daß der Ehrgeiz seiner Tochter höher fliegende Pläne geschaffen, als höchstens solche, welche Dänemark gegen Uebergriffe der Hansa schützten.

Unter den Hansestädten stand zur Zeit unserer Erzählung Lübeck auf dem Gipfel seiner Macht. Alles Land von dem finnischen und bothnischen Meerbusen bis zu den Ufern der Elbe folgte den Befehlen dieses neuen Karthago's, dessen Kühnheit, kluge Politik und unermeßliche

Schätze den Sieg an sich gefesselt und das Glück unterjocht zu haben schien. Der Schwedenkönig, Albrecht von Mecklenburg, war nur ein Partisan der Hansa, aber zugleich ein Mann, der sich durch Tyrannei und wüstes Leben überall im Lande verhaßt gemacht hatte. Die ältere Schwester Margaretha's und Schwägerin Albrecht's, die Herzogin Ingeborga von Mecklenburg, hatte zwei Kinder. Ihr Sohn, Albrecht der Jüngere von Mecklenburg, besaß ebenso gute Erbansprüche an die schwedische Krone, wie Margaretha, und sah in dem Schwager seiner Mutter ebenso wie Margaretha nur einen von der Hansa den Schweden aufgedrungenen Herrscher.

Wie Gebhard v. Warendorp sich gegen Torsten geäußert hatte, war es ein offenes Geheimniß, daß Margaretha auch nach der schwedischen Krone trachte. Da es nicht zur Unmöglichkeit gehörte, daß die Schweden Albrecht den Aelteren früher oder später vertrieben, so hatten die Politiker der Hansa für diesen Fall beschlossen, die Ansprüche Albrecht des Jüngeren zu unterstützen, damit nicht auch Schweden von Margaretha mit den beiden Reichen vereinigt werde, über welche sie jetzt schon das Scepter führte.

Der Fang der Heringe und Stockfische war von der Hansa monopolisirt worden, die Senatoren von Lübeck, Rostock und Stralsund begaben sich oft persönlich nach den Stapelplätzen, um mit aller Strenge darüber zu wachen, daß keine andere Nation aus dieser Quelle des Reichthums schöpfe, und die Truppen, welche das Lübecker Schiff nach Bergen gebracht, sollten die Machtentfaltung

dieser Faktorei verstärken, welcher die Ueberwachung des Fischfanges und des Handelsverkehrs bis zu den Küsten von Schottland, Island und Grönland oblag. —

Niels Torsten schritt, nachdem er sein Haus verlassen hatte, einen Pfad hinab, der aus der Kolonie in ein von Felsen umschlossenes Thal führte, das sich zu einer ansteigenden, von einem Wildbach durchschäumten Schlucht verengte.

Der Weg war mühsam, denn er zog sich über steinigtes Geröll, durch dichtes Gebüsch, und mehrmals mußte der Wanderer den Bach überschreiten, aber Niels kannte trotz seines Alters kein Erlahmen der Kräfte, wenn er ein Ziel vor Augen hatte. Der Weg oder vielmehr der Pfad, den er sich selber durch das dichtgewachsene Holz bahnen mußte, nahm einen immer unheimlicheren, düsteren Charakter an, je höher er anstieg und in eine Felsenwildniß führte. An einzelnen Felsblöcken sah man noch Runen aus der Heidenzeit, kein Geräusch war zu hören als das Brausen des Wildbaches und der rollenden Steine, welche der Fuß des Wanderers gelöst hatte. Da plötzlich tauchte vor dem Alten die Gestalt eines Weibes auf, so unerwartet, daß es schien, dieselbe sei dem Erdboden entstiegen.

„Ich wußte, daß Du mich suchen würdest," redete das Weib Niels Torsten an, der erschreckt zusammenfuhr, „ich habe Dich erwartet, ich spare Dir den Weg zum Zwergstein. Setze Dich her. Kommt Dir auch schon das Alter, daß Deine Kniee zittern?"

Das Weib, das also sprach, war von außergewöhnlicher Größe, sehr hager und dem Anschein nach dem

Greisenalter nahe, obwohl ihre Haltung keineswegs gebückt war, sondern Festigkeit verrieth. Die Züge ihres Antlitzes waren edel und kühn geschnitten, die Jahre und der Aufenthalt in einem rauhen Gebirgslande hatten sie gefurcht und gebräunt, aber das Auge war groß und konnte feurig blitzen, wenn die Leidenschaft sie erregte. Langes weißes Haar quoll unter einer wollenen Mütze hervor und flatterte frei um Hals und Nacken; unter einem groben Friesmantel, den sie über die Schultern geworfen, sah man ein mit seltsamen Zeichen gesticktes Wamms von rothem verschossenem Sammet, den weiten, rothen Unterrock hielt ein Gürtel an den Hüften fest, auf dem sich die Himmelszeichen in Stickerei befanden und den silberne Schnallen zierten. Auch die Schürze, welche den Rock bedeckte, war mit allerlei geheimnißvollen Zierrathen versehen. Dicke Schuhe von rohgegerbtem Leder waren mit Riemen an den Füßen befestigt. In der knochigen Faust trug die Greisin, welche einer jener altgermanischen Seherinnen glich, die von ihren Landsleuten mit abergläubischer Furcht verehrt wurden, einen mit Runen versehenen Stab, in ihrem Gürtel steckte ein Messer nach Art der heidnischen Opfermesser.

„Dein plötzlicher Anblick hat mich erschreckt," antwortete Niels der Alten, die ebenfalls als Künderin der Zukunft galt und eines hohen Ansehens in der ganzen Umgegend genoß, „meine Sinne müssen schwach geworden sein, denn ich sah und hörte Dich nicht, bis Du vor mir standest."

„Ich habe es von der Klippe von Lodals-Kaabe gesehen, daß der Knabe einen Fremden aus dem Wasser

zog und daß Du den Wogen der Strömung getrotzt hast, um einem Schiffe der Fremden Hilfe zu bringen. Ist Deinen Augen der Glanz des Goldes verlockend geworden, oder beugt sich Dein Nacken dem Joch der Fremden, bist Du es müde, der Zeit zu harren, bis es dem Schicksal gefällt, die Schmach des Normanns zu rächen?"

„Der Knabe hörte nicht auf meinen Rath," antwortete Niels, „ich zitterte, das Meer könne sein Opfer fordern, ehe ich ihm gesagt, wer er ist. Er hat die Rache des Schicksals herausgefordert, er ist mir entwachsen, er beugt sich nur noch wie die Birke unter'm Sturm, um trotziger empor zu schnellen. Er will hinaus in die Welt, ich müßte ihn brechen, wollte ich ihn halten."

Die Alte schüttelte den Kopf. „Die Zeit ist noch nicht da," sagte sie, „ich werde mit ihm reden, wenn er Deine Stimme nicht hört."

„Es ist zu spät, ich habe den Bann gelöst, ich habe ihm gestattet, mit dem Fremden zu gehen. Die Wittwe Hakon's kommt nach Lübeck mit dem Anderen, er soll sie sehen."

Niels betonte die Worte „mit dem Anderen" eigenthümlich.

„Er weiß es nicht, wer er ist," murmelte die Greisin, „aber er ahnt, daß er nicht das ist, wofür Du ihn gelten ließest. Er hat mich befragt, wer seine Mutter sei und wo sie lebe, oder wo ihr Leib im Grabe ruhe. Du wagst viel, wenn Du ihn hinsendest, wo Hakon's Wittwe weilt."

Das Antlitz des alten Torsten hatte sich dunkel ge-

färbt. „Ich habe ihm ein Grab gezeigt,“ rief er, „und ihm gesagt, daß dasselbe seine Mutter berge. Betrügt mich der Bube, wenn er sich stellt, als ob er meinen Worten glaube?“

„Er hat unter dem Steine nachgesucht und das Grab leer gefunden.“

„Falschheit und Tücke steckt im Blute Aller aus dem verwünschten Geschlecht. Möge er zu Grunde gehen, wie die Anderen!“

„Beschwöre keinen Fluch auf ihn herab,“ zürnte die Alte, „ich will und dulde es nicht. Willst Du ihm einen Vorwurf daraus machen, daß sein Herz ein Sehnen fühlt, welches die Natur ihm in die Brust gelegt? Niels Torsten, ich mahne Dich, nie zu vergessen, was Du gelobt, als ich Dir meine Hilfe zur Rache bot.“

Niels schaute finster drein, es kostete diesem Manne einen Kampf, eine Drohung hinzunehmen. „Ich habe Dir gelobt,“ versetzte er, „den Knaben zu erziehen, daß ein echter Normann aus ihm werde. Ist's meine Schuld, wenn aus einem Spatzen kein Adler werden kann, wenn das Gift im Blute steckt und er sich sogar hingezogen fühlt zu den Fremden, die den Fuß auf unseren Nacken gesetzt? Mir hat er's verborgen, daß er an dem zweifelt, was ich ihm gesagt habe, und als ich ihm heute zurief, er wisse nicht, wer er sei, da hat ihn der Trotz zu dem Fremden gezogen, der hat für ihn reden müssen. Mag er gehen — ein Boot, das dem Steuer nicht gehorcht, muß treiben als Spiel der Wellen.“

„Es sei,“ antwortete die Greisin nach langer Pause.

„Ich werde mit dem Knaben sprechen. Zeige ihm kein finsteres Antlitz, wenn er geht, vollende, was Du mir gelobt hast.“

„Ich soll ihn ziehen lassen, ohne ihm zu sagen, wer er ist? Ich sollte ihn achtzehn Jahre für den einen Tag gehütet haben, wo mir der letzte Zug aus dem Becher des Hasses vergönnt sein wird, ohne diesen Tag vielleicht je zu erleben? Wenn er in der Fremde zu Grunde geht, so habe ich vergeblich über ihm gewacht.“

„Das hast Du nicht, denn Du zahltest damit nur den Preis, den ich gefordert, den Du mir geschuldet. Er wird nicht zu Grunde gehen, das sagen mir die Sterne, geschähe es aber, so trügest Du den Fluch, wenn Du Dein Wort gebrochen. Er lebt nicht Deiner Rache, er lebt, um ein neues Geschlecht an die Stelle des fluchbeladenen zu setzen, um das Land zu befreien vom Joch der Fremden.“

Ein bitteres Lächeln umspielte die Lippen Torsten's. „Du sagtest einst, daß der Andere dazu erkoren sei!“ versetzte er wie schwankend zwischen Nachgeben und Trotz. „Du griffst in meinen Arm, als ich die Schmach tilgen wollte, die Hakon Jarl mir angethan, Du warfst Deinen Mantel über das unselige Weib und das Kind, Du sagtest, die Lichtkrone des Nordens habe mit ihren Strahlen sein Haupt umzuckt, als er geboren wurde. Und was ist aus ihm geworden? Die Puppe einer Dänin.“

„Willst Du Dich vermessen, die heiligen Runen zu deuten?“ zürnte die Greisin. „Der Blick keines Sterblichen vermag in dem Buche des Schicksals zu lesen, aber der Ewige legt Ahnungen in die Träume der Seherin,

die sie nicht zu deuten und zu erklären vermag, die sie aber treiben, als Werkzeug seines Willens zu dienen. Willst Du eingreifen in das treibende Rad des Schicksals, weil Deiner Ungeduld sich das Verheißene nicht rasch genug erfüllt? Aber ich will es Dir sagen, was Dein Herz zum Spiele wechselnder Gefühle macht und Zweifel und Ungeduld ringen läßt mit heimlichem Hoffen. Du möchtest Hako nicht von Dir lassen, weil Deiner Freia Auge leuchtet, wenn er ihr naht, und doch möchtest Du ihn ihr nicht gönnen, es sei denn, er drücke ihr eine Krone in das lichte Haar."

Niels verzog den Mund, um spöttisch zu lachen, aber er konnte es doch nicht verbergen, daß diese Worte ihn getroffen hatten und daß es Scham und Zorn war, was ihm eine Blutwelle durch's Antlitz jagte.

„Mache mir das Blut nicht wild," sagte er, „willst Du dessen noch spotten, daß Du mit der Wunde in meiner Brust seit achtzehn Jahren gespielt? Ich habe den Knaben gehütet, den mein Haß in's Haus genommen, er ist unter meinen Augen herangewachsen, als wäre er mein Sohn, und mein Kind liebt ihn wie einen Bruder. Ich muß an Andere denken, soll ich nicht vergessen, daß ich ihn hasse, aber wehe ihm, müßte ich glauben, daß er das Herz meines Kindes betrüben könnte. Er soll fort — wäre es zu spät, wäre Deine Ahnung wahr, daß Freia's Herz in ihm mehr sähe, als einen Bruder, so stieße ich ihm lieber das Messer in die Brust, als daß ich duldete, ihre reine Hand legte sich in die seine."

Das Auge der Alten ruhte mit sinnendem, forschenden

Blick auf den Zügen des finsteren Mannes, als falle es ihr schwer, zu glauben, daß sie sich doch in ihm getäuscht. „Dann muß er fort," murmelte sie, wie in Gedanken verloren und plötzlich richtete sich ihre Gestalt hoch auf. „Gehe," sagte sie, ihm ihre Hand bietend, „und sorge nicht, die Fäden, die das Schicksal verschlungen, kann des Menschen Wille nicht lösen, aber Du thatest recht, mich schauen zu lassen in das Kämmerlein der Sorgen Deines Herzens. Ich werde mit dem Knaben reden und auch mit Deinem Kinde."

Die Greisin schlug den Mantel um ihre Schultern und stieg, nachdem sie Niels einen Abschiedsgruß zugewinkt, eilig den steilen Pfad die Schlucht hinan; in wenig Sekunden war sie hinter den Felsblöcken verschwunden.

## 4.

Es dauerte längere Zeit, bis das Lübecker Schiff seine Ladung gelöscht und zum Austausch gegen dieselbe die Handelsartikel der Faktorei eingestaut hatte. Gebhard v. Warendorp blieb während der ganzen Zeit Gast im Hause Torsten's, wo er sich bald so wohl und behaglich fühlte, als sei er ein Glied der Familie.

Niels Torsten war alt geworden unter dem Drucke trüber, bitterer Erinnerungen, und der Umstand, daß er das Bitterste, das ihn getroffen, verschlossen in der Brust tragen mußte, hatte diesem stolzen, leidenschaftlichen, aber trotz seiner Rauhheit auch der weichsten Empfindungen fähigen Charakter etwas Finsteres, düster Abstoßendes und Schroffes gegeben, das sich aber für Denjenigen milderte,

der ihn näher kennen lernte. Der Alte, dem es an Kühnheit, Geschick und Kaltblütigkeit in der Gefahr Keiner gleich that, imponirte Gebhard, dessen tollkühnem Muthe die Besonnenheit fehlte und der bei jedem Wagniß übermüthig auf das Glück vertraute. Gebhard konnte es ihm nicht verargen, daß er als geborener Normann darüber grollte, daß Fremde in einem Lande herrschten, von dessen Seekönigen die Skalden sangen, und dessen erster König Harald Harfagr nach der Mythe von den Göttern des Nordens stammte. Die Normannen hatten ihr edelstes Blut in den Kriegen mit den Dänen vergossen, aber umsonst war Sigurd Jorsalafar (Jerusalemfahrer) in's heilige Land gezogen und hatte ein Stück Holz vom Kreuze Christi heimgebracht, umsonst hatte Magnus VI. mit der „goldenen Feder“ die Königswahl in die Hände der Geistlichkeit gelegt, der Segen Gottes ruhte nicht auf dem Reiche, es fiel nach dem Aussterben seines Königsgeschlechtes an Schweden, und jetzt hatten sogar Deutsche sich eines Theiles der Küste und des ganzen Handels bemächtigt, der Titularkönig der Normannen war ein Knabe, den die Königin der Dänen am Gängelbande führte.

Seit Niels seinem Sohne die Erlaubniß gegeben, mit Gebhard nach Lübeck zu gehen, konnte der Letztere ihn nicht mehr für einen starrsinnigen Mann halten, der seine väterliche Gewalt tyrannisch übte, und zwischen diesen beiden durch Lebensalter und Charakter so verschiedenen Personen machte sich eine sympathische Annäherung mit jedem Tage lebhafter geltend. Niels Torsten seinerseits mußte an einem jungen Manne Gefallen finden, der im kecken Ueber=

muth der Jugend das gemächliche Genußleben im Hause seines reichen Vaters verschmähte, der nicht wie die anderen Lübecker Herren und Beamten der Hansa sich in der Faktorei blähte, als gehöre er zu den Herren der Welt, der endlich Proben persönlichen Muthes abgelegt hatte und doch damit nicht prahlte. Der Alte schien es nicht ungern zu sehen, daß der junge Patriziersohn sich dem Zauber Freia's hingab, und das war nicht nur ein Beweis von Sympathie für denselben, sondern von einem auf Achtung begründeten Vertrauen. Niels Torsten liebte seine Tochter mit einer Zärtlichkeit, die ein Fremder seinem Charakter kaum zugetraut hätte; er kannte die Welt und hatte besonders gegen Fremde eher einen argwöhnischen Charakter, als daß man ihn der Leichtfertigkeit hätte zeihen können; wenn er also die in Gebhard für Freia erwachende Neigung mit wohlwollenden Blicken beobachtete, obwohl er sich sagen konnte, daß der reiche Senator v. Warendorp schwerlich eine solche Wahl des Sohnes billigen könne, so mußte er in die Festigkeit und Beständigkeit Gebhard's das Vertrauen setzen, daß dieselben jedes Hinderniß überwinden würden, ein Ziel zu erreichen, das sein Herz sich gestellt.

Um so mehr aber befremdete es Hako, daß sein Vater es ruhig mit ansah, wie Gebhard's Liebe Flammen in der Brust Freia's zu entzünden suchte, anstatt ihm zu sagen, er solle sich erst seines Vaters Erlaubniß holen, ehe er werbe. Es erschien wie ein Widerspruch, daß Niels, der Gehorsam des Kindes gegen die Eltern als erste Pflicht forderte, und dem Gebhard kein Geheimniß daraus gemacht, daß er sich ohne Erlaubniß seines Vaters, ja so-

gar heimlich auf die Reise begeben hatte, Freia's Zukunft davon abhängig machen könne, ob der Vater Gebhard's seinen Stolz verleugne oder nicht.

Man fühlt es instinktmäßig, ob Jemand unseren heißesten Wünschen hold ist oder nicht, und als Gebhard entdeckte, daß seine Liebe in Hako eher einen Gegner als einen Fürsprecher habe, ward er kühler gegen den neu erworbenen Freund, und auch Freia ward irre an dem Bruder — mochte derselbe ihr ein Glück nicht gönnen, an dem ihr Vater, der doch Gebhard weniger nahe stand, als er, keinen Anstand nahm?

Hako dagegen war es, als erfülle sich schon jetzt der düstere Aberglaube, daß ein aus dem Wasser Geretteter Demjenigen Unheil bringt, der ihm die helfende Hand geboten. Der Fremde galt schon mehr in seines Vaters Hause, wie er, Gebhard hatte ihm nicht nur das Herz Freia's entfremdet, das volle Vertrauen seiner Schwester trotz seiner Warnungen gewonnen, auch Niels Torsten bewies ihm ein väterliches Wohlwollen, das er dem Sohne fast nie gezeigt. Es war Hako, als sei er dem Vater mehr ein Fremder geworden als je, es war ihm unbegreiflich, was Niels Torsten so völlig umgewandelt haben könne, daß er einem Deutschen, einem Lübecker gestattete, um Freia's Gunst zu werben, es schien fast, als trachte Niels nach einem reichen Eidam.

Hatte Hako anfänglich Gebhard nur deshalb gegrollt, daß dieser Freia zu Hoffnungen verleite, die sich nie erfüllen konnten, so daß er Freia gewarnt hatte, den süßen Worten eines Mannes zu vertrauen, der vielleicht nur zu seiner

Zerstreuung einem flüchtigen Rausche sich hingebe, so erkannte er bald, daß es ein Gefühl des Neides, ja, der Eifersucht sei, das ihn noch mehr errege, als die Sorge, Freia könne betrogen werden. Er ertappte sich auf dem Gedanken, daß er Freia's Liebe keinem Manne gönne, und wenn er sich sagte, ein Bruder könne nur in sorgender Liebe eifersüchtig auf Jemand sein, der sich der Schwester nahe, so drängte sich ihm jetzt zum ersten Male der Gedanke auf, ob er denn wirklich Freia's Bruder sei?

Man hatte ihm gesagt, daß seine Mutter sich schwer an Niels Torsten vergangen habe; haßte der Vater in ihm den Sohn seiner Mutter, wie kam es alsdann, daß er Freia so zärtlich liebte? Und Niels Torsten hatte zu ihm gesagt, er wisse nicht, wer er sei. Wenn ihm die klare Wasserfluth oder der polirte Stahl des Spiegels, den Freia einst als Geschenk von einem Seefahrer erhalten, sein Bild zeigte, so fand er, daß er weder dem Vater noch Freia ähnelte, und blickte er mit Argwohn in die Vergangenheit zurück, so tauchten aus den Erinnerungen tausend Bilder auf, welche die Annahme, er gelte nur für den Sohn Torsten's, bestätigten; ein Vater, der ihn haßte, hätte ihn minder sorgsam gehütet, ein Vater, der ihn liebte, hätte trotz aller Strenge ein warmes Herz nicht verleugnen können.

Gebhard half Freia bei der Arbeit an der Ausbesserung eines Netzes, Niels war auf die Jagd gegangen und hatte das Anerbieten Hako's, ihn zu begleiten, abgelehnt. Der junge Mann fühlte, daß seine Gegenwart Freia und Gebhard störe, er wandelte die Meeresküste hinab, um aus

Felsenschluchten Möveneier zu holen und in der Einsamkeit seinen Gedanken nachzuhängen, da stand plötzlich die greise Seherin vor ihm.

Hako empfand jedesmal ein unheimliches Grauen, wenn er die hohe, ernste Gestalt dieses Weibes sah, er hatte aus dunkeln Andeutungen der Leute, bei denen er nach seiner Mutter gefragt, errathen, daß diese Frau bei dem Verschwinden derselben eine Rolle gespielt, er wußte, daß sie die Vertraute seines Vaters war, und wenn sie ihn, so oft er ihr begegnet, auch stets in wohlwollendem Tone ermahnt hatte, Gehorsam gegen den Vater zu üben und sich zu einem Helden auszubilden, der vor keiner Gefahr erbebe, seiner Zukunft leuchte ein heller Stern, so hatte er doch nie Vertrauen zu ihr fassen können, nie wie Andere sich bei der Seherin Rath holen mögen.

„Der Herr der Frachten nehme Dich in seinen Schutz," redete ihn die Alte an, „Du wirst über das Meer ziehen. Aber der Gott, den unsere Vorfahren mit dem geflügelten Schlangenstab in den heiligen Runen bezeichneten, welcher den Kaufleuten das Gold mehrte, ist auch der Lenker der schätzehäufenden Würfel, der Gott des Spiels. Trachte nicht danach, ihn zu sehen, wenn er statt des goldenen Harnisches den vielfarbigen Wunschmantel um die Schultern hängt, trachte nicht nach dem blanken Golde, sondern nach dem Ruhme, den die Skalden in ewigen Liedern preisen."

„Wenn Du es weißt, daß ich in die Fremde ziehe," versetzte Hako, den Blick kühner zu der räthselhaften Frau erhebend, „so schaust Du auch, was mir das Scheiden von

der Heimath erschwert. Sage es mir und ich werde Deinem Rathe vertrauen."

„Du hast das Grab Deiner Mutter leer gefunden," antwortete die Greisin, „und Niels Torsten hat Dir gesagt, Du wüßtest nicht, wer Du seiest. Nimm diesen Ring und trage ihn auf Deiner Brust. An dem Tage, wo sich Deinem Blicke die Räthsel Deines Daseins lösen, wird er Dir zum Talisman werden, dann sage, daß Branda von Lodals-Kaabe Dir den Ring gegeben." Dabei reichte sie ihm einen Ring von alterthümlicher Arbeit. „Dem Fluge der Kraniche sind die Zeichen der Runen abgesehen, und die heiligen Zeichen, die den Kranich auf diesem Stein umgeben, weihen den, in dessen Hand die Götter dieses Zeichen legen. Halte Deine Hand rein von Schuld."

„Sage mir, ist Niels Torsten mein Vater," rief Hako, wie im Rausche seinem Herzen Luft machend, „ist Freia meine Schwester? Muß ich klagen um die Mutter, die mich geboren, oder habe ich sie zu rächen?"

„Die Schuld zu rächen ist Sache der Götter, und wessen Dasein die Götter mit Schleiern umwoben, der soll harren, bis sie ihm die Binde von den Augen ziehen. Gehorche dem, der als Vater über Dich gewacht und Dich gehütet hat, die Dankbarkeit ist eine heilige Pflicht. Traue dem Fremden nicht, den Du dem Meere entrissen, lasse Dich von Keinem leiten, hänge Dein Herz an keinen Freund, an kein Weib, ehe die Räthsel Deines Daseins gelöst sind. Denke, Du seiest der freie Sohn dieser Berge, dessen Heimath Fremde in Ketten geschlagen haben, und

Du dürfest Dein Haupt erst erheben, wenn das Land der Normannen wieder frei ist — dann sollst Du in Deiner Heimath Dir ein Haus gründen, und vor den Stufen werde ich liegen und vom Himmel Dein Glück erflehen."

Die Greisin erhob ihren Stab und schwenkte ihn wie segnend mit den darauf eingegrabenen Zeichen über dem Haupte des Jünglings. Es hatte wie eine Verheißung aus ihren Worten geklungen, die ihm Ungeahntes, Großes prophezeite. Er fühlte sich wie im Bann eines Rausches, wie betäubt; das Wunderbare, das er sich nicht zu erklären, nicht zu deuten wagte, packte ihn mit geheimnißvoller, unwiderstehlicher Gewalt.

Die Seherin war verschwunden. Als Hako am Abend heimkehrte, nachdem er Stunden lang an der Meeresküste umhergeirrt hatte, ohne sich über das Traumbild, das Jene vor seine Seele gezaubert, klarer geworden zu sein, prangte ein Nordlicht am Himmel. Die Schwester der Abendröthe erscheint, wenn ihre Botinnen, die weißen, zarten, randgefiederten Wolken emporschweben und sich um die Sterne legen. Zuerst schwach, wie Sonnenstrahlen, die in den blauen Fluthen des Meeres spielen, erglüht das Nordlicht, dann färbt ein sanftes Karmoisin den Himmel, auf der Wange der Nacht liegt ein Erröthen. Die Farben kommen und gehen, aus Karmoisin in Gold, aus Gold in Karmoisin sich verwandelnd. Auf dem Schnee liegen Flocken rosigen Lichtes, zweifach vom Zenith nach Osten und nach Westen flammt ein feuriges Schwert und ein breites Band, wie ein Sonnenuntergang im Sommer, geht quer über den Himmel. Sanfte Purpurwolken segeln über das Firma-

ment, und durch ihre dunstigen Falten winken und schimmern die Sterne weiß wie Silber.

Gebhard und Freia waren aus dem Hause getreten, die Pracht des Nordlichtes anzustaunen. Während die beiden jungen Leute die Fäden des Netzes geknotet, hatte der schelmische Gott der Liebe ihre Herzen mit unsichtbaren Fäden verstrickt und dann Beiden die Augen geöffnet. Sie hatten einander sich mit Hand und Mund verpflichtet, als sie aber sich fest umschlungen hatten und ihre Lippen noch glühten vom ersten Kuß, war die Seherin plötzlich auf der Schwelle erschienen. Sie hatte kein Wort gesprochen, aber ihren Stab drohend erhoben und sich wieder entfernt, ein Zeichen, daß sie den Bund nicht segnen könne, daß den Liebenden Unheil drohe.

Gebhard hatte der Angst Freia's gespottet, als dieser beim Anblick der Alten das Blut von den Wangen gewichen war, er lächelte über ihren Aberglauben, als Freia auch in dem Aufflammen des Nordlichtes eine drohende Vorbedeutung sah, und den Arm fest um ihren Nacken schlingend, sagte er, wie das gezückte feurige Schwert über den nordischen Himmel flamme, werde die Macht der Hansa Alles niederwerfen, was ihr trotze. Wenn die Alte ihn bedroht habe, so verkünde ihm dieses Nordlicht, daß er sich seine Geliebte erobern werde, wenn er als Sieger über die Dänen wiederkomme. „Deines Vaters Haß gegen die Deutschen ist wie der Schnee von den Bergen geschmolzen, seit ich hier weile und ihm gesagt habe, wie die Hansa freie Bürger aller Völker vereinen will zu einem Bunde, aber nicht danach trachtet, Länder zu erobern und zu

unterjochen; ich habe mir sein Herz gewonnen, aber er würde mich nicht achten können, forderte ich Deine Hand von ihm, ehe auch mein Vater die Wahl meines Herzens billigt. Von dort her drohen die Stürme. Aber fürchte nichts. Muß ich auch mein Hoffen als ein Geheimniß bergen, bis ich dem Stolze meines Vaters das Jawort abgerungen, so wahre ich Dir doch die Treue. Schwöre mir, daß Du nicht verzagen willst, daß Du die Meine bist für ewig!"

Freia schaute auf, da erblickte sie den Bruder, dessen Auge schon das Paar beobachtet hatte, und es war ihr, als warne sein schmerzlich trüber Blick sie davor, sich an den Fremden zu ketten. Das Nordlicht umwob sein Haupt mit goldigem Scheine. Bis vor Kurzem noch hatte ihr Herz ihm allein gehört, und es war ihr, als zerreiße sie das Band zwischen ihnen, wenn sie ihre Hand in die des Fremden lege. Sie zögerte, Gebhard zu antworten, und als dieser Hako jetzt ebenfalls bemerkte, flammte es in seinen Augen auf wie Haß, aber rasch entschlossen trat er Hako entgegen. „Ich möchte das Leben, das Du mir gerettet, Deiner Schwester weihen!" rief er, „hast Du etwas gegen mich, so rede."

„Wenn Freia Dir vertrauen will," antwortete Hako, „so ist es ihres Vaters Sache, Dir zu antworten, daß ich Freia rächen würde, müßte sie es je bereuen, daß sie einem Fremden vertraut."

„Zweifelst Du an meiner Ehre?" versetzte Gebhard, gereizt durch das Mißtrauen, das aus diesen Worten klang, aber Freia verhinderte es, daß der Wortwechsel einen schärferen Charakter annahm.

„Zürne ihm nicht,“ wandte sie sich bittend zu Gebhard, „er ist mein Bruder. Bleibe Gebhard's Freund,“ flehte sie, Hako's Hand ergreifend, „wenn ich Dir werth bin. Ich habe ihm mein Herz angelobt für alle Zeit, in Glück oder Unglück, lasse es nicht wahr werden, was die Leute sagen, daß es Unheil bringt, die Menschenpflicht an einem Ertrinkenden zu üben; mache es ihm nicht schwer, Dir dankbar zu sein.“

Hako schaute Freia tief in's Auge; es war, als risse er sich mit diesem Blicke los von ihr, als nehme sein Herz Abschied von dem ihren. „Du willst es,“ sagte er leise, „ich gehorche, er wird mir heilig sein.“

Damit drückte er die Hand Gebhard's und schritt in's Haus.

5.

In dem Erkerzimmer des ersten Stockwerks eines der stolzesten Patrizierhäuser von Lübeck saß vier Wochen nach den vorhin geschilderten Begebnissen eine reich gekleidete Frau an einem mit Pergamenten bedeckten Schreibtische von herrlich geschnitzter Arbeit. Das Zimmer hatte vier Fenster, je zwei und zwei waren tief in die ungeheure Dicke der Mauern eingelassen und bildeten Nischen, zu denen zwei Stufen hinauf führten. Schwere Truhen von dunkelbraunem Eichenholz mit kunstvollen Schlössern versehen und mit braunen Lederkissen bedeckt, bildeten Sitzplätze an den Fenstern; zwischen diesen Truhen befanden sich kleine Tische, deren Platten auf- und herabgeschlagen werden konnten, die Fenster selbst bestanden aus einer großen Anzahl von kleinen, in Blei gefaßten Scheiben.

Die Nischen konnten durch das Herablassen schwerer Vorhänge völlig geschlossen werden.

Die Frau, welche auf einem Sessel mit hoher Lehne an dem Schreibtische saß, während ein Cavalier mit dem Barett in der Hand einige Schritte von ihr entfernt ehrerbietig dastand, war Margaretha von Dänemark und Norwegen. Die Königin mochte damals fünfunddreißig Jahre zählen, sie war von hoher Gestalt. Ueber einem sammetnen Unterkleide trug sie ein Ueberkleid von purpurfarbigem Atlas, das mit goldenen Litzen eingefaßt war; der den Nacken verhüllende Spitzenkragen bildete hinten bis zur halben Kopfhöhe emporstehend eine Art Rahmen, aus dem das Antlitz hervortrat. Ein Hermelinpelz war leicht über die Schultern geschlagen, ein von Diamanten und Sapphiren blitzendes Kollier umrahmte den Hals, und die Sammetmütze, welche die Haarfülle bis zum Scheitel bedeckte, war mit einer Krone geschmückt. Auch die Arme tauchten, wie der Hals, aus einem Meere von mattgelben Spitzen hervor, gegen welche die Weiße der zarten Haut um so blendender hervortrat. Waren die Linien der Gestalt von edelster Schöne, so blitzten Geist, Witz und Verstandesschärfe aus den klaren Augen, die regelmäßig geschnittenen Züge hatten fast etwas Männliches, aber dem Ausdruck eines festen Willens fehlte auch nicht ganz, besonders wenn sie lächelte, der mildernde Hauch der Weiblichkeit.

Der Cavalier, welcher der Entscheidung der Königin auf Vorschläge, die er vom Schwedenkönige gebracht, harrte, war Hennig v. Moltke, einer der vierzehn Vormünder der

Kinder Heinrich's des Löwen, ein mecklenburgischer Edelmann, welcher dem Herzog Albrecht nach Schweden gefolgt war, als die Hansa diesen Fürsten den Schweden zum Könige vorgeschlagen hatte. Er trug einen schwarzen, mit Taffet gefütterten Sammetrock mit weiten Aermeln über einem Wamms von schwarzem Atlaß, in einem mit Gold gestickten Gürtel stak ein Dolch, die goldene Ritterkette mit dem Schaustück war sein einziger Schmuck.

Es lag schon eine Art Herausforderung darin, daß der Abgesandte und Vertraute des Schwedenkönigs keine kostbarere Tracht gewählt, um vor Margaretha zu erscheinen, die Botschaft, die er gebracht, schien denn auch keine der Königin angenehme zu sein, und die ernste, fast trotzige Miene, mit welcher Moltke die äußere Form der Ehrerbietung erfüllte, bewies, daß er eher einen ablehnenden Bescheid, als eine Verhandlung wünschte.

„Mein königlicher Vetter," nahm Margaretha plötzlich das Wort, indem sie das vor ihr liegende Pergament bei Seite schob und sich zu Moltke wendend, das Auge forschend auf den schönen Mann heftete, der sie anschaute, als sei er gegen den Zauber ihres Wesens durch ein Vorurtheil gepanzert, „war früher wenigstens galant. Ich will zwar nicht sagen, daß ich großen Werth auf seine Artigkeiten gelegt, aber ich errathe auch nicht, wodurch ich ihm Anlaß gegeben habe, in mir eine Feindin zu argwöhnen. Ich bin hier, um den Frieden mit dem Hansabunde zu befestigen."

Hennig v. Moltke lächelte ungläubig. „Richtet solche Worte an die Lübecker," entgegnete er, „um sie dem Bünd-

niß mit meinem Könige zu entfremden, aber fordert nicht, daß ich sie zu König Albrecht trage."

Das Antlitz der Königin färbte sich höher, sie erhob sich und maß den Edelmann mit einem Blicke königlichen Stolzes. „Wenn der Abgesandte des Schwedenkönigs beauftragt ist, Zweifel in meine Worte zu setzen," antwortete sie, „dann war es nicht die Absicht meines Vetters, mit mir zu verhandeln, sondern mir zu drohen. Aber ich wundere mich, daß er einen Edelmann gefunden, der statt mir den Handschuh hinzuwerfen, sich hergibt, eine Königin und ein Weib zu beleidigen."

So majestätisch war die Haltung Margaretha's in diesem Augenblick, und ein solcher Zauber lag in der Schöne des erregten, in edlem Unmuth glühenden Weibes, daß Hennig dem Eindruck nicht zu widerstehen vermochte. Das Blut schoß ihm durch die Adern und in seinem flammenden Auge spiegelte sich der Kampf, den er mit seinem Vorurtheil durchgefochten. „Beweist," rief er, „daß Ihr nicht nach Schwedens Krone trachtet, unterschreibt den Vertrag, den ich Euch vorgelegt, und Ihr werdet das erste Weib sein, vor dem ich das Knie beuge, Verzeihung zu erflehen."

„Ich führe das Scepter für meinen Sohn," antwortete Margaretha, „und wer die Geschicke der Völker zu lenken hat, der müßte die Schleier der Zukunft zu heben vermögen, wollte er sich für künftige Zeiten verpflichten. Will Albrecht den Frieden, so werde ich ihn nicht brechen. Erspart Euch die Antwort, wäret Ihr der Bote eines anderen Mannes, als König Albrecht, so würde ich anderen Be-

scheid geben — ja, ständet Ihr vor mir als Hennig v. Moltke, der keinen Anderen vertritt und mir eine ehrliche Frage vorlegt, so würde ich mich nicht scheuen, meine Pläne mit Euch zu besprechen. Ihr scheint mir ein ehrlicher Mann, und deshalb kränkt mich Euer Argwohn. Ich neide König Albrecht einen Freund, der ohne Scheu redet, wie er denkt und fühlt, aber sehet Euch vor, daß Ihr nicht von dem betrogen werdet, der Euch gelehrt hat, mir zu mißtrauen!"

„Ihr seid sehr gütig," entgegnete Moltke, den die Artigkeit Margaretha's an die Warnung Albrecht's, sich nicht bethören zu lassen, erinnerte, „Ihr wollt mir den Hohn verzuckern, mit dem Ihr meines Königs Vorschläge abweiset. König Albrecht täuscht Keinen, denn er schmiedet keine Ränke, er wahrt seine Krone mit dem Schwert, aber er wird die Spitze desselben gegen Diejenigen richten, welche seine Unterthanen durch heimliche Ränke zum Ungehorsam und zum Aufruhr verleiten und sie mit schönen Worten und Verheißungen täuschen."

Damit verneigte Moltke sich tief und verließ, in schroffer Weise das Gespräch abbrechend, das Gemach. Die Personen des Hofes der Königin, welche im Vorzimmer des Ausganges der Audienz harrten, konnten es aus seinen Mienen lesen, daß die Verhandlung zu keinem befriedigenden Resultat geführt hatte. Moltke schritt erhobenen Hauptes mit trotzig finsterem Antlitz durch die Reihen. Eine junge schöne Dame, welche in einer Fensternische stand und deren unruhige Erwartung einem Beobachter verrathen hätte, daß sie ein besonderes Interesse

beschäftigte, wechselte mit dem Ritter einen Blick und hohe Röthe des Unmuths färbte ihre Wangen.

„Gräfin Olfström!" ertönte aus dem Kabinet der Ruf der Königin, und die junge Dame erschrak, als zittere sie, daß Margaretha sie beobachtet haben könne. Sie begab sich zur Königin, und wer jetzt ihre ruhige, unbefangene Miene sah, hätte nicht ahnen können, daß sie eine leidenschaftliche Erregung bemeisterte.

Edda Olfström war eine Waise und hatte bis zu ihrem zwanzigsten Jahre in Stockholm gelebt; nach dem Tode ihrer Tante, welche Mutterstelle bei ihr vertreten, war sie zu Verwandten nach Kopenhagen gezogen und von diesen an den Hof Margaretha's gebracht worden, wo sie sich bald das Vertrauen und die Gunst der Königin in so hohem Grade erworben hatte, daß Margaretha sie stets in ihrer unmittelbaren Umgebung behielt, alle Geheimnisse mit ihr theilte, ihre Pläne mit ihr besprach und sogar die Erziehung ihres Sohnes Olaf der Ueberwachung Edda's anvertraute. Konnte sich Keiner am Hofe Margaretha's eines Einflusses auf die Königin rühmen, so schien Edda ganz in dem Denken und Wesen derselben aufgegangen, ein zweites Ich derselben, ebenso unnahbar für Einflüsterungen, ein Wesen, das der Königin mit Leib und Seele ergeben und zu eigen war.

Es war für den ganzen Hof ein Räthsel, wodurch es Edda, die doch eine geborene Schwedin war, gelungen, sich das Vertrauen der sonst sehr argwöhnischen Fürstin in so hohem Maße zu erwerben, daß diese kluge Frau sich einbildete, Edda könne keine anderen Interessen haben

als die ihrigen. Mißgönnte aber der Neid einer Fremden solche Bevorzugung, und gelang es Keinem, sich die Gunst der schönen Schwedin zu erobern, schien es, als sei sie gegen Amor's Pfeile gefeit, so fand doch das Auge ihrer Neider und Feinde nicht den geringsten Anlaß, sie der Königin verdächtigen zu können, es schien, als sei sie wirklich ein harmloses Kind, dessen Herz, durch Dankbarkeit und Liebe an die Königin gefesselt, nur danach trachte, den Interessen derselben zu dienen.

Dieses Kind war aber ein blühendes Weib. Fehlte ihm das Verlangen, das die Natur in jedes Weib gelegt, einen Gatten zu finden, dessen Liebe sie beglücken könne, oder verleugnete sie, daß ihr Herz schon das bitterste Weh erfahren und mit der Hoffnung gebrochen? War sie wirklich unempfindlich gegen die Blicke von Verehrern, oder heuchelte sie nur diese gleichgiltige Kälte, mit der sie jede Huldigung zurückwies?

„Du hast mir den Mann doch wohl nicht richtig geschildert, Edda," begann die Königin, als die Gräfin hinter sich die Thüre des Kabinets geschlossen. „Unsere Verhandlung hat ein anderes Ende genommen, als ich gehofft."

Edda spielte die Ueberraschte, Betroffene, der schärfste Beobachter hätte aus ihren Mienen nicht errathen können, daß sie auf diese Kunde vorbereitet gewesen war, daß sie Ueberraschung nur heuchle. Aber es sprach sich in ihren Zügen auch jene theilnehmende Neugierde aus, welche ein warmes Interesse bekundet und Vertrauen erweckt.

„Ich habe Eurer Majestät nach bestem Wissen gesagt,

was ich über Hennig Moltke früher gehört," sagte sie, „er galt überall für einen Mann, in dem kein Trug und Falsch."

Margaretha antwortete nicht sogleich, sie bemerkte es auch nicht, daß der forschende Blick Edda's etwas Stechendes hatte, ihr Auge war zu Boden geheftet.

„Ich wollte," sagte sie nach einer Pause, fast wie zu sich selber redend, „Albrecht von Schweden hätte mir einen anderen Mann geschickt. Ich kann es Dir gestehen, Edda, vor diesem schämte ich mich des unehrlichen Spiels, er schien es zu argwöhnen, daß ich den Vertrag doch nur mit Hintergedanken unterschreiben könne. Ich habe es nicht gethan. Ich vermochte mich nicht vor einem Manne zu verstellen, der mir in's Auge sah, wie dieser!"

Die Königin schaute noch immer zu Boden, sie sah es nicht, wie es aufblitzte in Edda's Augen, und wie es bitter um ihre Lippen zuckte, sie hätte sonst entdecken müssen, daß dieses Weib sie hasse, daß in diesem scheinbar harmlosen, ihr völlig ergebenen Wesen es aufzischte, als wolle die Schlange, die sie umringelte, Gift speien.

„Es scheint fast," sagte Edda mit sanfter Stimme, als ob sie schmeichelnd sich in's Vertrauen stehlen wolle, „daß Hennig Moltke sich das Interesse meiner Königin erobert hat. Aber dann verstehe ich es um so weniger, daß Ihr den Vertrag nicht unterschrieben. Mit der Ablehnung habt Ihr doch ihm den Handschuh hingeworfen."

„Nicht ihm! Mir blieb nur die Wahl, die Unterschrift abzulehnen oder mich mir selber verächtlich zu

machen vor dem ersten Manne, der es gewagt hat, mein Herz aufzurufen als Zeugen gegen meine Lippen. Doch es ist geschehen, und mein Sohn muß davon unterrichtet werden, daß er den Abgesandten des Königs von Schweden nicht zu empfangen braucht — aber was ist Dir, Edda, Du bist doch nicht krank? Deine Wange ist bleich und Deine Hand ist kalt."

„Mir ist nichts — aber es geht mir nahe, daß der Plan meiner Königin vereitelt ist. Auch wird es schwer sein, dem Prinzen die veränderten Verhältnisse zu erklären, er freute sich sehr darauf, einmal im königlichen Schmucke eine Audienz zu geben und einen Staatsvertrag zu unterzeichnen."

Es flog wie ein Schatten über Margaretha's Antlitz. „Man könnte ihm das eitle Vergnügen gewähren, die Abgeordneten der Hansa als König der Dänen und Norweger zu empfangen," versetzte sie, „aber ich traue ihm nicht mehr, er scheint sich nach der Zeit zu sehnen, wo er mündig erklärt werden kann, und jetzt, wo der Bruch mit Schweden geschehen, ist doppelte Vorsicht geboten. Man wird versuchen, den thörichten Knaben zum Ungehorsam zu verleiten, er muß strenger überwacht werden als je, das Spiel mit der Krone ist gefährlich."

„Es ist gewiß zum Segen Eurer Völker, daß Ihr das Scepter führt, und ebenso Euer Recht, Gehorsam vom Sohne zu fordern," entgegnete Edda, „aber um Euretwillen bitte ich Euch, zeigt es weniger vor den Leuten, welch' geringes Vertrauen Ihr auf Euren Sohn setzet, Eure Feinde schmieden daraus Waffen der Verleumdung gegen Euch — er ist Euer Sohn —"

„Du weißt es, daß mein Herz daran zweifelt. Hätte er mein Blut, so wäre er ein Mann. Ich verachte das Gerede der Menschen. Des Nordens Völker vereint dasselbe Blut, dieselben Interessen, Religion und Sitten, und wie der Mensch nach dem Ziele drängt, das ihm sein Gott im Traume zeigt, so drängt es auch die Völker, ihre Bestimmung zu erfüllen, und wer von Gott erkoren, sie zu leiten, der muß dieses Ziel im Auge haben, muß in diesem Geiste sie führen, oder der Strom geht über ihn hinweg. Hätte ich einen Sohn, den ich zärtlich liebte, und ich erachtete ihn nicht werth dieser hohen Aufgabe, so ließe ich ihn lieber in einen Kerker sperren, als mein Werk von ihm zerstören, ihn zum Verderber meiner Reiche werden zu lassen.“

Das Antlitz der Königin glühte in Leidenschaft, als sie so sprach, es war als schlügen die Flammen aus ihrer innersten Brust, aus dem Herde ihrer geheimsten Gedanken und Pläne. Edda schaute sie an, wie von Begeisterung hingerissen, aber es glühte düster auf in ihren Augen, wenn die Königin den Blick abgewendet, als grolle sie dem Weibe, das sie wider Willen zur Bewunderung zwang. Es mußte ein seltsames Gemisch von Haß und Verehrung sein, das verborgen in ihrer Brust tobte, nur die Bewunderung konnte ihr Auge so beleben und nur der tiefste Haß konnte ihr die Selbstbeherrschung geben, ihren Groll über die eigenen Gefühle zu verbergen, Ergebenheit zu heucheln.

Als Edda die Königin verlassen und sich auf ihr Zimmer begeben hatte, als sie sich allein wußte, da veränderte sich

der ganze Ausdruck ihrer Züge, und wer sie jetzt sah, hätte in ihr das Wesen nicht wieder erkannt, das stets eine harmlos kindliche Miene zur Schau trug. Schmerzliche Bitterkeit, ein Ausdruck der Niedergeschlagenheit, der an Verzweiflung grenzte, malte sich in ihrem Antlitz, und, wie erschöpft zusammenbrechend, sank sie in einen Sessel. —

Hennig v. Moltke hatte, wie wir erwähnt, beim Verlassen der Vorgemächer der Königin mit Edda einen Blick gewechselt, der ein geheimes Einverständniß mit der Vertrauten der Königin verrieth.

Er hatte sie vor einigen Jahren in Stockholm kennen gelernt, als die junge Gräfin noch im Hause ihrer Verwandten wohnte, und man hatte sie ihm als eine Dame bezeichnet, welche das Herz des Königs Albrecht in Flammen gesetzt habe. Das bedeutete nun eigentlich nicht viel, denn Albrecht war schon als Herzog von Mecklenburg ein sehr galanter Herr gewesen, und benutzte jetzt den Glanz und die Macht, die ihm die Königskrone verliehen, um sich über alle Rücksichten hinwegzusetzen, wo es die Befriedigung seiner Gelüste in allen irdischen Freuden und Triumphen galt, er hatte sich dadurch schon Mächtige des Reiches zu Feinden gemacht und die Erbitterung der Bürger hervorgerufen, aber hier verleugnete er seine kecke Dreistigkeit, obwohl Edda so gut wie schutzlos dastand, denn ihre alte Verwandte fühlte sich durch die Besuche des Königs in ihrem Hause geschmeichelt. Wer die Gewohnheiten des Königs so gut kannte, wie Moltke, dem mußte es unerklärlich bleiben, durch welche geheimnißvolle Macht

das junge Mädchen den König in den Schranken eines achtungsvollen Verehrers hielt und doch an sich fesselte, während Albrecht sonst viel zu eitel, zu launenhaft und zu flatterhaft war, um sich andauernd um die Gunst einer Dame zu bemühen, die ihn ernsthaft abgewiesen.

Hennig hatte sich noch nie mit einem Weibe so viel in Gedanken beschäftigt, wie mit diesem räthselhaften Wesen, von dem er nicht wußte, ob sie als Weib Hochachtung verdiene oder eine geschickte Komödiantin sei. Die entgegenkommende Freundlichkeit, die ihm Edda zeigte, mahnte ihn daher zur Vorsicht, je größer die Versuchung wurde, sein Glück bei der schönen Gräfin zu erproben.

Der Bruder Edda's ward, als er sein sechzehntes Jahr erreichte, unter die Edelknaben des Königs aufgenommen, dann verschwand Jene plötzlich aus Stockholm, und Moltke hatte sie erst gestern in der Straße im Gefolge der Königin Margaretha wieder gesehen. Er täuschte sich nicht, denn als ihr umherstreifender Blick ihn bemerkte, ergoß sich eine glühende Röthe über ihr Antlitz.

Die Ueberraschung Moltke's war keine geringe. Als Edda v. Olfström plötzlich Stockholm verlassen hatte und Niemand wußte, wohin sie sich gewendet, hieß es zwar, sie habe ein Asyl bei auswärts lebenden Verwandten angenommen, aber man flüsterte auch, sie habe sich entführen lassen und lebe auf einem der königlichen Schlösser. Nach Allem, was vorgegangen, erschien ihr Verschwinden auf diese Weise am natürlichsten erklärt, da der König, der sich doch so lebhaft für sie interessirt, keine Nachforschungen anstellte, sie auch gar nicht zu vermissen schien. Jetzt aber

sah Moltke die Verschwundene in der nächsten Umgebung einer Königin, deren Intriguen König Albrecht gefährlicher als die offene Feindschaft Dänemarks geworden waren; er sah die Schwedin als Vertraute der dänischen Königin, und Edda gab ihm durch verstohlene Gesten den Wink, ihr nicht zu nahen, sie nicht als Bekannte zu begrüßen!

Moltke hatte sich gegen den Auftrag Albrecht's gesträubt, da er wohl mit dem Schwerte dreinzuschlagen und einen Handschuh hinzuwerfen, aber sich nicht auf Diplomatie und Ränke verstehe; es war ihm jetzt sehr willkommen, daß Edda keine Annäherung seiner Person wünschte, denn er wollte seinen Auftrag ehrlich vollziehen und seine Ehre rein halten von dem Argwohn, als sei er nebenher an heimlichen Intriguen betheiligt.

Er sollte sich jedoch nicht ganz dem Einflusse Edda's entziehen können. Als er am gestrigen Abend sich in seinem Quartier zur Ruhe begeben wollte, trat eine alte Frau bei ihm ein, welche ihm eine Botschaft von Edda brachte. Schon die geheimnißvolle Art, mit der das Weib sich bei ihm eingeschlichen hatte und sich ihres Auftrages entledigen wollte, machte auf ihn einen für Edda sehr ungünstigen Eindruck. Die Frau schien zu glauben, daß ihn die Botschaft von einer schönen, vornehmen Dame beglücken müsse; sie sagte, er werde seinen Zweck erreichen, aber die Königin werde dem Vertrage eine spitzfindige Klausel beifügen, er solle daran keinen Anstoß nehmen, die Gräfin Olfström, deren Herz gut schwedisch geblieben, verbürge sich dafür, daß der König Albrecht auch mit der veränderten

Fassung des Vertrages zufrieden sein werde. Wenn der Vertrag unterzeichnet sei, brauche Moltke sich nicht mehr zu scheuen, in Edda eine alte Bekannte zu begrüßen, die sich freuen werde, mit ihm von alter Zeit zu plaudern.

Moltke antwortete, daß er klare Befehle habe und darnach handeln werde. Als er heute der Königin gegenüber gestanden, hatte er vielleicht gerade infolge der Vorstellung Edda's, dem Rathe entgegen, die Königin zu einer ehrlichen und offenen Antwort in einer Weise ermahnt, die es Margaretha unmöglich gemacht, sich hinter Zweideutigkeiten zu verstecken. Es war möglich, daß Edda Recht hatte, und König Albrecht seine Handlungsweise mißbilligen werde, aber das machte ihm keinen Kummer; ebenso wenig bedauerte er es, daß ihm jetzt auch eine persönliche Begegnung mit Edda versagt sein sollte. Es blieb ihm jetzt eine Anfechtung erspart, deren Reiz er sich nicht ableugnete, den seine gesunde Natur aber eher fürchtete, als herbeisehnte.

Hennig v. Moltke begab sich zum Rathskeller, um sich durch einen Trunk zu erfrischen. Es erwartete ihn dort Herr Blasius Sture, der Sohn eines der reichsten Patrizier von Lübeck, bei welchem er Absteigequartier erhalten hatte.

Während Herr Blasius, der überaus kostbar in Sammet und Seide gekleidet war, bei einer Kanne süßen Weines noch der Rückkehr des Ritters von der Audienz harrte, traten zwei junge Männer in das Gewölbe, von denen der Eine, sobald er Jenen erblickte, ihn vertraulich, aber keineswegs freudig oder herzlich begrüßte.

„Gebhard Warendorp!“ rief Sture überrascht und in einer Weise, als wisse auch er nicht recht, welches Gesicht er demselben zeigen solle. „Ihr seid in Lübeck!“

„Seit vorgestern, Blasius Sture. Komme mit der ‚Olga‘ von Bergen und bringe einen wackeren Freund mit, Hako Torsten, einen Normann aus Bergen, der sein Glück bei uns suchen will.“

Sture, ein eitler, aufgeblasener Mensch, den die Natur nicht mit hohen Geisteskräften begabt hatte, maß den ihm also vorgestellten jungen Mann mit wenig schmeichelhaftem Blicke; schien ihm schon die Begegnung mit Gebhard nicht besonders angenehm, so schien er sich noch weniger von der neuen Bekanntschaft zu versprechen; schon die einfache Tracht Hako's verrieth ihm ja, daß derselbe für seinen Verkehr nicht passe.

Blasius Sture konnte jedoch Gebhard nicht ohne Weiteres kühl abfertigen, wie er das wohl am liebsten gethan hätte, denn nach dem Willen seines Vaters und des alten Warendorp, sowie auch nach dem Verlangen seines Herzens bewarb er sich um die Hand von Gebhard's Schwester, und Blanka Warendorp liebte ihren Bruder um so zärtlicher, je weniger derselbe mit ihrem Vater harmonirte. Wie stolz der alte Warendorp auch auf seine berühmten Ahnen und den kriegerischen Ruhm derselben war, hatte das Anwachsen seines Vermögens doch die Begierde nach größerem Reichthum und dem Einfluß, den das Gold verschafft, so sehr in ihm erzeugt, daß er von Blanka forderte, sie solle dem reichsten Patriziersohne der Stadt ihre Hand reichen, und daß er Gebhard zumuthete, seinen

Thatendurst und allen Neigungen seiner lebenskräftigen Jugend zu entsagen, um sich allein der Vermehrung des Goldes und Wahrung des Vermögens in den Comptoiren zu widmen. Blanka verstand es, daß ihr Bruder darnach dürstete, seine Kräfte auf hoher See oder im Kampfe zu erproben, denn in ihren Träumen begeisterte sich ihr Herz ja auch für ritterliche Helden und kühne Seefahrer; der geckenhaft aufgeblähte Sture war ihr in tiefster Seele zuwider.

Blasius glaubte nicht anders, als daß der Einfluß Gebhard's den Geschmack Blanka's verdorben; er hatte sich im Stillen gefreut, als Jener ohne Erlaubniß seines Vaters davon gegangen war, er hatte gehofft, Gebhard werde irgendwo zu Grunde gehen oder doch vom Zorne des Vaters verstoßen, nicht wieder heimkehren dürfen. Die Ueberraschung des plötzlichen Wiedersehens war daher keine angenehme. „Ich darf wohl annehmen, daß Euer Herr Vater Euch verziehen hat,“ sagte er, „und ich freue mich dessen, obwohl ich seinen Zorn ob Eurer Abreise nicht tadeln durfte.“

(Fortsetzung folgt.)

---

# Ein Opfer der Leidenschaft.

## Novelle

von

## F. v. Zobeltitz.

### 1.

(Nachdruck verboten.)

Herr Philipp Horsten, der Chef des Hauses Karl Andreas Horsten, des größten Importgeschäftes für Kolonialwaaren in der Hauptstadt, schritt unruhig in seinem Privatzimmer auf und nieder. Dem stattlichen Mann sah man es nicht an, daß er bereits hoch in den Fünfzigern stand. Das braune Haar war zwar schon von silbernen Fäden durchzogen, aber noch nicht gelichtet, und auf der intelligenten Stirn konnte man erst die Falten des nahenden Alters bemerken, wenn sie sich, wie jetzt, voll Ingrimm zusammenzog. Ein wohlgepflegter Backenbart von lichterer Farbe als das Haupthaar rahmte das ernste und charaktervolle Gesicht ein, aus dem ein Paar dunkle Augen klug und scharfsichtig in die Welt schauten.

Philipp Horsten befand sich in eleganter Toilette. Ein schwarzer Ueberrock, in dessen oberstem Knopfloch eine mehrfarbige Ordensschleife prangte, umschloß die breitbrustige, stämmige Gestalt.

Im Zimmer brannte die Ampel und verbreitete ein helles Licht in dem mit dem Luxus der Behaglichkeit ausgestatteten Gemach. Seit einer Viertelstunde hatte Horsten seine unruhige Wanderung nicht unterbrochen — nun blieb er plötzlich vor dem großen Oelbild stehen, das zwischen einem Arrangement aus türkischen Tüchern, Gobelins und Makartblumen an der Querwand hing und welches die schon vor einer Reihe von Jahren verstorbene Gattin des Großkaufmannes darstellte. Es war ein feingeschnittenes und vornehmes Antlitz, das aus dunklem, melancholischen Auge auf Horsten herabschaute, ein Gesicht von unverkennbar aristokratischem Typus. In der That hatte die Gemahlin Horsten's einem alten Adelsgeschlechte der Provinz angehört, und nicht leicht waren die Hindernisse zu überwinden gewesen, die sich seiner Zeit der Verbindung den jungen liebenden Herzen entgegensetzten, da der Vater der Baronesse Dorner in der Ehe seiner Tochter mit dem Kaufmannssohne eine „Mesalliance" sah, die nicht zum Guten führen könne. Der alte Freiherr täuschte sich indessen — die Ehe führte dennoch zum Guten, denn sie war eine überaus glückliche. Philipp Horsten liebte seine schöne, anmuthige und herzensgute Gemahlin heiß; seine hingebende Liebe wurde von Seiten Valerie's mit gleicher Aufrichtigkeit erwiedert, und so hätte die Ehe der Beiden in völlig ungetrübter Harmonie verfließen können, wäre es bezüglich der Erziehung Eduard's, des einzigen Kindes Horsten's, nicht hin und wieder zu Differenzen gekommen, die leichte Mißklänge im sonst so freudenreichen Zusammenleben hervorgerufen hatten.

Valerie verzog den bildhübschen, aufgeweckten, mit einer Fülle hervorragender Talente begabten, leider aber auch flatterhaften, zur Oberflächlichkeit und zum Leichtsinn geneigten Knaben mit der ganzen Zärtlichkeit eines Mutterherzens, das im Kinde die Vervollkommnung der eigenen Natur erblickt. Vergeblich hatte der Kommerzienrath zu wiederholten Malen versucht, dieser folgenschweren Schwäche seines sonst so weltklugen Weibes zu steuern — Valerie litt selbst vom Vater ihres Sohnes eine Beeinflussung ihrer erzieherischen Thätigkeit nicht. So war Eduard beim Tode seiner abgöttisch geliebten Mutter zu einem Jüngling herangereift, den die Natur mit großen und schönen Gaben ausgestattet hatte, dem es aber an Charakterstärke gebrach, seine leichtsinnigen Passionen zu überwinden.

Voll tiefer Innigkeit und doch voll Trauer und Wehmuth ruhte der Blick Horsten's auf dem Porträt seiner Gattin, auf diesen weichen, vornehmen und stolzen Zügen, die sich Linie für Linie im Antlitz Eduard's wiederfanden. Der starke und kraftvolle Mann hatte ganz unter dem Bann des dunklen, träumerischen Augenpaares gestanden, er hatte dem theuren Weibe, das seinetwegen freudigen Herzens mit einer zahlreichen Verwandtschaft gebrochen, nie zürnen, kaum widersprechen können. Nun rächte sich diese Schwäche! Ein Seufzer hob die Brust Horsten's: er liebte ja auch sein eigenes Blut, aber er hatte einsehen gelernt, daß Eduard nur durch eine eiserne Hand gezügelt und auf bessere Wege gelenkt werden konnte.

Festen Schrittes trat er an die Thüre und drückte auf

den neben der Portière befindlichen Knopf der elektrischen Glocke. Der Bureaudiener erschien und fragte nach des Herrn Befehl.

„Ist mein Sohn noch im Geschäfte?“

„Der junge Herr ist soeben auf sein Zimmer gegangen.“

„Rufen Sie ihn — er soll sofort zu mir kommen, ich habe mit ihm zu sprechen.“

Der Diener entfernte sich. Er kannte das Gesicht seines strengen Gebieters genau. Die zusammengezogenen Augenbrauen prophezeiten nichts Gutes. Da war ein Gewitter im Anzug, und der alte Karl wußte wohl, wen Blitz und Einschlag treffen würden.

„Guten Abend, Papa!“ Mit freundlichem Gruße trat Eduard in das Zimmer des Vaters. Der fünfundzwanzigjährige junge Mann sah seiner Mutter in der That sprechend ähnlich. Es waren dieselben schönen, sympathischen Züge: die dunklen geistvollen Augen, die hohe Stirne, über der braune Haare sich lockten, der stolze Schnitt des Profils, der genußdürstende Mund, der einen auffallend hochmüthigen Ausdruck annehmen konnte, wenn die Oberlippe sich spöttisch wölbte. Eduard trug einen Promenadenanzug aus graumelirtem englischen Stoff, der seine schlanke, tadellos gewachsene Gestalt auf das Vortheilhafteste hervorhob.

Der Kommerzienrath wies die dargebotene Hand zurück. „Du begrüßest mich wie ein Sohn, aber Du handelst nicht wie ein Sohn gegen mich,“ sagte er ernst. „Nimm Platz, ich habe mit Dir zu reden.“

Eduard verfärbte sich unwillkürlich. Er war an derlei

Scenen, die wohl ihre augenblickliche Wirkung selten verfehlten, aber nie einen nachhaltigen Eindruck auf ihn hervorriefen, zwar gewöhnt, aber in so ernstem Tone wie heute hatte der Vater noch nie gesprochen. Eduard warf sich auf einen Fauteuil, der neben dem Tische stand, kreuzte die Beine und spielte mit der Uhrkette. Er hatte beschlossen, sich nicht „imponiren" zu lassen.

Die Stirne Horsten's zog sich noch finsterer zusammen. „Entsinnst Du Dich," fuhr er fort, „was Du mir vor vier Wochen bei einer gleich traurigen Unterredung wie heute versprochen hast? Nein — wenigstens muß ich annehmen, daß Du es nicht thust. Du gabst mir damals Dein Wort — Dein Wort, Eduard, daß Du jenen Club, den elegante Nichtsthuer, entartete Sprößlinge vornehmer Familien, reiche Schlemmer und Prasser und sonstige elende Gesellen, die des Lebens höchste Ideale im materiellen Genusse finden, begründet haben, nicht mehr besuchen würdest. Du hast Dein Wort gebrochen, denn Du warst erst gestern Abend wieder dort und hast im Spiel über zehntausend Mark verloren. Ehe wir weitergehen, beantworte mir zunächst die Frage: wo hast Du das Geld hergenommen, oder wie — falls Du es in unbaaren Sätzen verspielt hast, was bei Euch Mode zu sein scheint — gedenkst Du es Dir zu verschaffen?"

Eduard hatte bei den ernst und schneidend gesprochenen Worten seines Vaters doch ein wenig die Fassung verloren. An dem nervösen Zucken seiner Augen merkte man es, wie plötzlich und unerwartet ihm die letztgestellte Frage kam. Dennoch zwang er sich zu einem leichten Lächeln.

„Du mußt außerordentlich zuverlässige Spione haben, Papa, nimm mir diesen Einwurf nicht übel, daß Du stets so intim über das Programm meiner Privatvergnügungen orientirt bist. Kannst Du mich nicht auf die Spur dieser Leute bringen, die sich ein Verdienst daraus machen, Deine Geheimdetektivs zu spielen und mich wie einen Spitzbuben auf Schritt und Tritt zu verfolgen?"

„Das ist keine Antwort auf meine Frage, Eduard," fiel Horsten mit erhobener Stimme ein, „ich muß Dich bitten, bei der Sache zu bleiben! Im Uebrigen kann ich Dir versichern, daß Diejenigen, die Du Spione zu nennen beliebst, treuere und bessere Freunde von Dir sind, als jene Kohorte leichtsinniger Lebemänner, deren Intimität Du Dich rühmst und die Dir dafür das Geld aus der Tasche ziehen! Und nun noch einmal zurück zu meiner Anfrage: wie willst Du Deine Spielschulden decken?"

„Ich bin Dein Sohn, Papa, und habe als Erbe der Firma Horsten gottlob Kredit genug, um mir nicht wegen einiger tausend Mark den Kopf zerbrechen zu müssen," entgegnete Eduard gelassen.

Horsten sprang auf. Eine brennende Röthe fluthete über sein energisches Gesicht, und die Hand, mit der er sich auf die Tischplatte stützte, bebte. Er sah tiefgereizt und zornig aus.

„Diese Erwiederung konnte ich nach den Erfahrungen, die ich bereits mit Dir gemacht habe, erwarten," sagte er mit kaum noch zurückgehaltenem Groll. „Es war eine Thorheit von mir, Deinem Lotterleben bis heute zuzuschauen und mich auf Ermahnungen und Bitten zu be-

schränken. Längst hätte ich mir sagen können, daß Du bereits viel zu entartet bist, um den Wünschen Deines Vaters Gehör zu schenken — ich bin für Dich ja nichts Anderes mehr als der Bankier, der Deinen Weisungen auf der Stelle Folge zu leisten hat! Aber das soll ein Ende nehmen, das soll anders werden. Es ist das letzte Mal gewesen, daß ich einen Deiner Wechsel aus schmutzigen Wuchererhänden hervorhole — ich habe keine Lust, mein in ehrlicher Arbeit schwer und sauer verdientes Geld Deinen leichtsinnigen Passionen zu opfern! Von morgen ab beginnt eine neue Tageseintheilung für Dich: Du trittst als Commis in mein Geschäft ein und hast Dich als solcher unbedingt den Anordnungen des ersten Buchhalters zu fügen. Das Separatzimmer existirt nicht mehr für Dich, Dein Platz ist von nun an am Pulte neben Bergheim, und an Letzterem magst Du Dir ein Vorbild des Fleißes, der Arbeitskraft und der Pflichttreue nehmen. Der Kassirer hat Anweisung, daß Dein Privatkonto gelöscht wird; Du bist mit den Uebrigen um acht Uhr Morgens im Comptoir und verläßt es nur zur Mittagszeit und nach Schluß des Geschäfts. Kommst Du aber meinen Befehlen — es sind keine Wünsche mehr, Eduard — nicht unbedingt nach, schließt Du nicht thatsächlich mit der Vergangenheit ab, führst Du Deinen liederlichen Lebenswandel weiter, so werde ich öffentlich erklären, daß ich fernerhin für die von Dir gemachten Schulden nicht aufkomme. Das merke Dir."

Auch Eduard hatte sich erhoben, bleich und mit zusammengepreßten Lippen, und auch seine Stimme zitterte, als er tonlos fragte: „Darf ich gehen?"

„Geh'!"

Schweigend schritt der junge Mann zur Thüre, aber er hatte noch nicht die Klinke ergriffen, als ein Ruf des Vaters ihn stehen hieß.

„Edi!" Das klang weich und zärtlich, und als Eduard sich umwendete, sah er, daß sein Vater ihm beide Hände entgegenstreckte. Wäre Eduard der Stimme seines Herzens gefolgt, so hätte er sich schluchzend dem Vater in die Arme gestürzt und um Verzeihung gefleht, so aber siegte der Trotz in ihm und er drängte die Thränen zurück.

„Edi, komm' her, reich' mir die Hand und schau' mir in's Auge, versprich mir, daß Du Dich bessern willst! Du bist ja mein eigen Fleisch und Blut, für Dich arbeite und sorge ich mich, Du bist der Erbe nicht nur meines Reichthums, sondern auch meines ehrlichen Namens! Begreifst Du nicht, wie es mich betrüben muß, Dich auf Wegen zu sehen, die zum Unheil führen?"

Eduard hatte sich nicht vom Platze gerührt, stumm war er stehen geblieben, die Zähne zusammengebissen, das Auge starr auf die Farbenlinien des Teppichs gerichtet.

„Papa," sagte er endlich mit tiefem Athemzuge, „Du hast ja von Deinem Standpunkte aus nicht Unrecht, aber Du nimmst Alles viel zu tragisch. Ich bin doch noch nicht so alt, daß mir eine kleine Extravaganz nicht zu verzeihen wäre. Auch verspreche ich Dir, das Spiel, den Club und die Sportfreunde aufgeben zu wollen, wenn Du mir noch einmal aus der Klemme hilfst. Ich habe eine Dummheit gemacht, aber es soll die letzte gewesen sein. Aus Furcht vor Dir, und weil ich annahm, Du wüßtest

nichts von dem gestrigen Spielabende, wandte ich mich nicht an Dich mit der Bitte um Geld, sondern an Jonas Ball . . . Der Schuft gab mir willig die verlangten zwölftausend Mark auf drei Monate, aber ließ mich dreizehntausendfünfhundert schreiben. Wenn ich morgen schon den Wechsel auslösen lasse, könnte ich ihn billiger bekommen. Ich bitte Dich, gib mir das Geld."

Horsten lachte schneidend auf. Der unerhörte Leichtsinn brachte sein Blut in Wallung, er war außer sich.

„Nicht einen Pfennig!" rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch, während sein Auge blitzte. „Ich wäre ein Narr, wollte ich noch weiterhin Deine Thorheiten unterstützen! Ich werde den Jonas Ball die Treppe hinabwerfen und ihm noch obendrein einen Wucherprozeß an den Hals hängen, wenn er mir mit Deinem Wechsel kommt."

„Papa!" Eduard zitterte vor Erregung. „Ich bitte Dich, habe Einsehen! Es war eine Thorheit — ja — es war hirnverbrannt von mir — aber es ist doch einmal geschehen und kann nur durch blankes Geld rückgängig gemacht werden! Ball forderte einen Ehrenschein von mir, und in meiner Angst — denn ich mußte die verlorene Summe dem Grafen Ruggow zahlen — unterschrieb ich ihn."

„Einen Ehrenschein? Sieh' da, Eduard — stufenweise geht's also bergab! Wechsel, Ehrenschein — und das Ende ist schließlich Fälschung. Hinaus! Schaff' Dir das Geld, Deinen Ehrenschein einzulösen, und kannst Du das nicht — nun, Jonas Ball wird es ja nicht für sich behalten, daß der Sohn Philipp Horsten's seine Ehre verloren hat!"

Eduard's Hände krampften sich zu Fäusten zusammen und seine Gestalt wuchs.

„Bitte Gott, Vater," rief er mit halberstickter Stimme, „daß Du nicht einmal Deinen Jähzorn und Deine Hartherzigkeit zu bereuen haben wirst!"

Er verließ das Zimmer und warf krachend die Thüre in's Schloß.

2.

Erschöpft ließ sich Philipp Horsten in den Armsessel vor seinem Schreibtische nieder und stützte den Kopf in beide Hände. So blieb er Minuten lang sitzen, mit arbeitender Brust und klopfenden Adern. Als er sich wieder erhob, war sein Gesicht todtenblaß, aber die alte Ruhe war in die harten Züge zurückgekehrt. Er klingelte und trug dem eintretenden Diener auf, Herrn Felix Bergheim zu ihm zu schicken.

Der Gerufene ließ nicht lange auf sich warten. Felix Bergheim war der Sohn des verstorbenen Prokuristen der Firma Horsten, eines Mannes, den Horsten seiner Treue, seines Pflichteifers und seiner Anhänglichkeit wegen hochgeachtet hatte. Der Sohn schien ganz in den Fußstapfen des Vaters wandeln zu wollen. Felix war das tüchtigste Mitglied des Bureaupersonals und wurde infolge dessen von Horsten bei jeder Gelegenheit bevorzugt. Horsten's Zuneigung für den jungen Mann lag auch noch eine andere Ursache zu Grunde. Die Kinderfreundschaft zwischen Eduard und Felix hatte sich in den Jünglingsjahren der Beiden noch mehr gefestigt; auf den gemeinschaftlichen Reisen, die sie Zwecks ihrer kaufmännischen Ausbildung nach London

und Paris unternommen hatten, war der Letztere gewissermaßen der Mentor Eduard's gewesen, und dieser hatte sich der liebenswürdigen Bevormundung gern gefügt. Horsten aber hielt den Einfluß, den Felix auf seinen Sohn ausübte, für einen so günstigen, daß er die Freundschaft der jungen Leute besonders protegirte.

Bergheim hatte äußerlich eine große Aehnlichkeit mit Eduard. Gleich schlank gewachsen, hatte er sich im vertrauten Verkehr mit dem Sohne seines Chefs auch dessen kleine Eigenthümlichkeiten in Bezug auf Gang und Bewegungen angewöhnt. Der Unterschied der Beiden lag im Auge und im Ausdruck des Mundes.

In ehrerbietiger Haltung war Bergheim vor seinem Chef stehen geblieben.

„Ich habe Sie noch einmal rufen lassen, mein lieber Bergheim," begann Horsten, auf den nächsten Stuhl deutend, auf den Felix sich niederließ, „weil ich Ihnen den Verlauf meiner Unterredung mit Eduard mittheilen möchte. Leider haben Sie Recht gehabt: der Leichtsinnige hat sich bereits heute von Jonas Ball die Summe zur Deckung seiner Schuld geborgt und dafür Wechsel und Ehrenschein ausstellen müssen. Ich habe Eduard nun allerdings gedroht, die Papiere nicht auslösen zu wollen; nach reiflicher Ueberlegung aber halte ich es doch für zweckmäßiger, noch einmal Gnade für Recht walten zu lassen. Haben Sie die Güte, morgen während der Mittagszeit das Geschäft für mich zu besorgen; ich werde Ihnen die Summe anweisen lassen. Noch eins, lieber Bergheim, ich möchte nicht, daß Eduard durch Sie etwas von meiner Gut-

müthigkeit erfahre; die Sorge der Beschaffung jenes Geldes ist die gelindeste Strafe für ihn. Und nun nehmen Sie noch einmal meinen wärmsten und herzlichsten Dank für Ihre opferfreudige Anhänglichkeit; ich werde Ihnen das nicht vergessen, und ich bitte Sie, nach wie vor scharfen Auges über Eduard zu wachen und ihm als guter Engel mit Rath und That zur Seite zu stehen."

Horsten reichte Felix die Hand, die dieser mit respektvoller Verbeugung ergriff.

„Es ist eine schwere Aufgabe für mich," entgegnete er mit bewegter Stimme, „denn das Odium der Spionage, wenn sie auch gute Zwecke erfüllen soll, haftet mir immer an und ist nicht leicht zu tragen. Aber um Eduard's willen unterdrücke ich gern meine eigenen Bedenken. Ich würde glücklich sein, wenn es mir gelänge, seinem Leichtsinn zu steuern."

Mit einer nochmaligen Verbeugung schritt Felix zur Thüre.

Der Rath hatte bei der letzten Versicherung des jungen Mannes erfreut und lebhaft mit dem Kopfe genickt und war dann an seinen Schreibtisch getreten.

„Vergessen Sie nicht Ihre Anweisung, Bergheim," rief er, warf einige Zeilen auf das Papier und reichte ihm dasselbe hin. Sein Blick fiel dabei auf die Notiztafel, die auf dem Arbeitstische lag, und ein ärgerlicher Ausdruck ging über seine Züge. „Wahrhaftig," fuhr er fort, „bei all' diesen Privatsachen vergesse ich die wichtigsten Geschäfte! Schicken Sie mir Waller herein, lieber Felix, es muß noch eine größere Summe auf die Bank gebracht

werden, bevor der Kassenschluß erfolgt. Vielleicht können Sie mir selbst die Gefälligkeit erweisen. Doch nein, ich nehme Sie allzu sehr in Anspruch und will Ihre freie Zeit nicht länger beschränken!"

„O — ich bitte, Herr Horsten," warf Felix ein, „verfügen Sie ganz über mich."

„Nein, nein, lassen Sie nur, ich danke Ihnen bestens, aber ich habe so wie so noch mit Waller zu sprechen. Adieu, mein lieber Bergheim."

Der junge Mann verließ das Gemach, ließ aber, bevor er die Thüre schloß, noch einen raschen und prüfenden Blick durch das ganze Zimmer gleiten. Sein Auge nahm in diesem Moment einen fast erschreckend tückischen Ausdruck an. —

„Treten Sie näher, Waller," sagte Horsten zu dem alten Buchhalter; „es handelt sich um eine Kommission, die ich gerade Sie auszuführen bitte möchte. Der Vertreter von Bernadelli & Comp. war vorhin persönlich bei mir und hat für die bestellte Lieferung eine Anzahlung von 150,000 Mark gegeben. Ich möchte das Geld gern noch heute auf der Bank untergebracht haben — man weiß nicht, was passiren kann — hatte aber den Kopf mit anderen Dingen so voll, daß ich erst jetzt wieder an die Sache gedacht habe. Es ist halb sieben Uhr, den Kassenboten möchte ich nicht damit fortschicken. Der Bursche ist in den letzten Wochen überhaupt recht nachlässig geworden. Thun Sie mir also den Gefallen und tragen Sie das Geld selbst hin."

„Mit größtem Vergnügen, Herr Horsten," beeilte sich

der alte Mann zu versichern, „hoffentlich finde ich die Kasse noch geöffnet.“

„Wenn Sie sich sofort auf den Weg machen, ohne Zweifel. Ich sehe, Sie haben Paletot und Hut zur Hand, brauchen also nicht noch einmal in's Bureau zurück; eine Geldtasche können Sie von mir bekommen.“ Horsten hatte sich erhoben und die genannte Summe aus dem eisernen Geldschrank genommen, die er nun in neuen Tausendmarkscheinen auf den Tisch zählte. „Apropos, Waller,“ sagte er während dieser Beschäftigung, „es wäre mir angenehm, wenn Sie es möglich machen könnten, meinen Sohn Ihrer Familie etwas ferner zu halten. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich achte und schätze Sie und Ihre Tochter hoch, sehr hoch, aber ich kenne leider Gottes auch den leichten Sinn Eduard's, und möchte Ihr blondes Aennchen vor einer Herzensgefahr bewahren. So — da liegt das Geld; zählen Sie es noch einmal durch, und dann nehmen Sie sich an der nächsten Straßenecke eine Droschke.“

Waller beugte sich, um die Blässe zu verbergen, die bei den Worten des Chefs in sein faltiges Gesicht getreten war, tief über die Geldscheine herab und zählte sie mit zitternden Fingern. Dann raffte er die Papiere zusammen und steckte sie in die lederne Tasche, die Horsten ihm gereicht hatte und deren Schlüssel er in seinem Portemonnaie verbarg.

„Haben Sie noch weitere Befehle?“ fragte er.

„Für heute nicht mehr — ich danke, mein Lieber.“

Waller machte ein ungeschicktes Kompliment und ent-

fernte sich mit unhörbaren Schritten. Als er die Thüre öffnete, sah er in dem mit Dämmerlicht erfüllten Korridore eine dunkle Gestalt rasch und gewandt an sich vorüber die Treppe hinabspringen. Allein mit anderen Gedanken beschäftigt, achtete er nicht weiter darauf. Ueber dem Zählen und Einpacken war viel Zeit verloren gegangen, er mußte eilen.

Auf der Straße wurden soeben die Gasflammen angesteckt. Waller beschleunigte seinen Schritt, fand aber nicht, wie er gehofft hatte, an der nächsten Ecke eine Droschke und mußte daher zu Fuß weiter wandern. Dem alten Manne gingen hundert Gedanken durch den Kopf. Die mahnenden Worte seines Chefs hatten ihn aufgeregt und beschäftigten ihn unausgesetzt. Ja, ja, Herr Horsten war im Recht, sein Scharfblick betrog ihn nicht. Auch er, der Buchhalter selbst, hatte längst bemerkt, daß die freundschaftlichen Besuche Eduard's mehr seinem Aennchen, als ihm galten. Der gute Herr Eduard! Waller hatte den jungen Mann sehr gern, er hatte ihn in früheren Jahren oft auf den Armen getragen, wenn sich das Kind bei ihm Birnen und Aepfel geholt, und hatte ihn heranwachsen und sich entwickeln sehen, er liebte ihn, als wäre er sein eigener Sohn. Aber freilich, es ließ sich nicht leugnen: der junge Herr besaß eine gehörige Portion Leichtsinn, und wenn er auch zu edel und vornehm dachte, Aennchen zu hintergehen, so war die Annahme doch nicht ausgeschlossen, daß seine bestechende Liebenswürdigkeit in dem jungen Mädchen Hoffnungen erwecken könnte, an deren Verwirklichung nie zu denken war. Und wie schmerzte diese Annahme das

Vaterherz! Das blonde, liebliche Aennchen war ja der ganze Stolz und der ganze Verzug des vereinsamten Greises, ihr eine sonnenhelle, heitere und sorgenlose Zukunft zu bereiten, sein heißester Wunsch. Er hatte immer geglaubt, Felix Bergheim, mit dessen Vater er befreundet gewesen, interessire sich für das Mädchen, aber Felix' Annäherung hatte nachgelassen, seit die Besuche Eduard's häufiger geworden waren. Waller war das nicht unlieb; so hoch er auch den alten Bergheim geschätzt hatte, der Sohn war ihm nie sonderlich sympathisch gewesen, und er begriff nicht, wie der Rath die Freundschaft zwischen diesem und Eduard noch begünstigen konnte. Felix war allerdings ein Muster von Fleiß, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit, aber sein glattes, konventionelles Wesen, das er der Natur Eduard's anzupassen sich offenbar bemühte, ohne daß es ihm ganz gelang, gefiel ihm nicht. Waller konnte sich keine Rechenschaft über diese eigenthümliche Abneigung gegen den jungen Menschen, der sich sonst allgemeiner Beliebtheit erfreute, geben, er war sich aber bewußt, daß Aennchen ähnlich dachte, wie er, und das freute ihn.

Seinen Gedanken nachhängend, war Waller bis an die Ecke der Straße gekommen, in der sich die Bank befand. Infolge seiner trüben Betrachtungen war er wohl langsamer gegangen, als er beabsichtigt hatte, denn die Uhr zeigte beinahe Sieben, als er dicht vor der Bank auf Bergheim traf, der, eine Cigarre im Munde, langsam die Straße hinabschlenderte.

„Guten Abend, Herr Waller, wohin noch so spät?"

„Zur Kasse, Herr Bergheim, es ist die höchste Zeit, verzeihen Sie, daß ich mich nicht länger aufhalte.“

Bergheim sagte ein verbindliches Wort, erzählte aber gesprächig noch Allerlei, ehe sich der Buchhalter empfehlen konnte. Eben als er willens war, sich energisch loszumachen, schlug die Uhr vom nahen Thurme Sieben. Ohne noch weiter ein Wort zu verlieren, ließ Waller den ihm höhnisch nachblickenden Bergheim stehen und stürmte in das Bankgebäude hinein. Doch es war bereits zu spät, der Schalter bereits geschlossen. Er konnte seinen Auftrag für heute nicht mehr ausrichten.

Während er noch rathlos, wohin er jetzt mit dem Gelde solle, dastand, näherte sich ihm ein Dienstmann.

„Entschuldigen Sie, sind Sie Herr Waller?“

Der Buchhalter nickte. „Was wünschen Sie?“

„Ich war schon in Ihrem Geschäft, Herr Waller,“ fuhr der Dienstmann im Flüstertone fort „fand Sie dort aber nicht vor. Ein Herr, der mir auf der Treppe begegnete, sagte mir, Sie seien zur Bank gegangen, und da bin ich Ihnen hieher gefolgt. Ich soll Ihnen einen schönen Gruß von Ihrem Herrn Schwager bestellen, und Sie möchten doch so gut sein, gegen acht Uhr in die Weinstube von Bachmüller zu kommen. Ihr Herr Schwager hat Ihnen Wichtiges mitzutheilen; falls er nicht ganz pünktlich sein könnte, möchten Sie gütigst warten, es wäre möglich, daß es eine halbe Stunde später werden würde.“

Der Buchhalter nickte. „Es ist gut,“ sagte er. Und dann überlegte er, was nun zu thun war. Nach Hause

konnte er nicht erst noch zurückkehren, um das Geld dort einzuschließen, er hätte sonst die Stunde des Stelldicheins mit seinem Schwager versäumt, denn die Weinstube von Bachmüller lag an dem der Bank entgegengesetzten Ende der Stadt und war mindestens eine halbe Stunde weit entfernt. So beschloß denn Waller, das Geld bei sich zu behalten.

„Es ist so auch am sichersten," dachte er. „Niemand vermuthet ja, daß ich eine solche Summe bei mir trage."

Er beauftragte sodann den Dienstmann, zu seiner Tochter, Fräulein Anna Waller, zu gehen und ihr zu melden, er käme heute erst später nach Hause und sie solle daher nicht mit dem Abendbrode warten. Und während der Dienstmann sich entfernte, knöpfte Waller das Ledertäschchen mit den Banknoten unter seine Weste, den Rock darüber, den Paletot bis oben an den Hals fest zu, und schlug getrost den Weg nach der Weinstube ein.

## 3.

Die Weinstube von Bachmüller war die Stammkneipe Waller's. Er fand sich dort jeden Abend zwischen sieben und acht Uhr mit mehreren anderen ältlichen Herren, meist Kaufleuten wie er, zu einem Schoppen Mosels ein, bei dem im Allgemeinen ziemlich wenig gesprochen wurde. Die alten Herren saßen schweigend um ihren runden Tisch, hatten die grauen Köpfe gesenkt und starrten in das goldene Naß ihrer Gläser hinein, bis von Zeit zu Zeit einer von ihnen das Haupt hob, um mit vergnügtem Schmunzeln

eine uralte Anekdote zu erzählen. Dann lachte Alles und die frühere Stille trat wieder ein.

So ging es auch heute bei Bachmüller her. Waller saß Punkt acht Uhr am runden Tische im Kreise der Collegen und blickte in seinen Mosel hinein.

Aber es wurde neun Uhr, und der Schwager hatte sich noch nicht sehen lassen. Dafür war Felix Bergheim eingetroffen; er erzählte, daß er zu einer langweiligen Abendgesellschaft eingeladen sei, bei der es erfahrungsmäßig herzlich wenig zu essen und zu trinken gebe, und daß er sich deshalb vorher durch einen Schoppen stärken wolle.

„Nun, Herr Waller,“ fragte er, sich einen Stuhl an den Tisch ziehend, „sind Sie Ihren schnöden Mammon noch glücklich los geworden?“

„Leider nein,“ entgegnete der Angeredete, „die Kasse war bei meinem Eintritt schon geschlossen, und nun habe ich das Vergnügen, morgen noch einmal den gleichen Weg machen zu müssen. Daran ist aber kein Anderer als Sie Schuld, Herr Bergheim.“

„Ich schlage reumüthig an meine Brust,“ lachte Felix, „und bitte noch nachträglich unterthänigst um Vergebung!“

Der lustige Ton, den Felix anschlug, brachte Leben in die Tafelrunde. Alle möglichen Anekdoten und Schnurren wurden aufgetischt und das Lachen wollte kein Ende nehmen. Gegen zehn Uhr endlich erhob sich Bergheim.

„Es ist die höchste Zeit, daß ich in meine Gesellschaft komme,“ meinte er und ließ sich vom Kellner den Ueber-

rock reichen, „ich fürchte, ich werde so wie so der Letzte sein. Nun, Herr Waller, Sie halten ja heute gehörig aus, begleiten Sie mich nicht?“

„Ich möchte wohl, aber ich muß meinen Schwager, den Maurermeister Körbe, noch erwarten. Er scheint den Vornehmen spielen zu wollen, länger als bis halb elf Uhr aber bleibe ich keinenfalls hier. Gute Nacht, Herr Bergheim!“

Felix grüßte freundlich nach allen Seiten und verließ das Lokal. Waller wartete noch geduldig eine volle Stunde, ohne daß sein Schwager sich eingefunden hätte. Der Buchhalter wunderte sich darüber, denn Körbe war ein pünktlicher und zuverlässiger Mann; er machte sich indessen keine weiteren Gedanken, zahlte und verabschiedete sich gleichfalls.

Waller wählte, wie immer, wenn er eine größere Geldsumme bei sich trug, für den Heimweg die belebtesten Straßen. Ehe er die mächtige Hausthüre aufschloß, schaute er sich noch einmal vorsichtig nach allen Seiten um, öffnete dann und trat in den völlig dunkeln Flur. Hier blieb er einen Moment stehen, zog eine Schachtel mit Zündhölzern aus der Tasche und zündete eines derselben an. Im gleichen Moment sprang hinter dem nächsten Wandpfeiler, der die gewölbte Decke der Flurhalle tragen half, die Gestalt eines Mannes auf ihn zu. Mit einem dumpfen, halb erstickten Schrei stürzte Waller zu Boden. — — —

Es mochte gegen ein Uhr in der Nacht sein, als Felix Bergheim nach Hause — er wohnte, wie Waller auch, im Horsten'schen Hause — zurückkehrte. Ein leiser, wimmern-

der Ton im dunkeln Hausflur schlug an sein Ohr. Felix blieb stehen. „Wer ist hier?" fragte er laut.

Keine Antwort, nur dasselbe eigenthümliche Geräusch, das kaum einer Menschenstimme glich. Felix zündete eines der Wachsstreichhölzer, die er bei sich zu führen pflegte, an und leuchtete lange umher.

„Allmächtiger Gott, Herr Waller!" schrie er auf.

Der Schein der Flamme fiel auf die Gestalt des Buchhalters. Der alte Mann lag zusammengebrochen in der Ecke neben der Thüre. Seine Arme waren mit einem Stricke an den hageren Leib festgeschnürt, mit einem anderen Stricke die Füße gebunden. Ein Tuch steckte in seinem Munde, und ein zweites Tuch, das auf dem Hinterkopfe zu einem Knoten geschlungen, war darüber geknüpft worden. Im Nacken trug Waller eine faustgroße, blau angelaufene, doch nicht blutende Wunde. Paletot, Rock und Weste waren aufgerissen.

Felix kniete neben dem Ueberfallenen nieder, löste die Stricke an dessen Armen und Füßen, befreite ihn von dem Knebel und half ihm dann auf die Beine.

„Um der Barmherzigkeit willen, Herr Waller, was ist Ihnen widerfahren?"

„Still — still!" stöhnte der Alte, „fragen Sie nichts — nichts. Aber führen Sie mich hinauf — großer Gott, wie meine Glieder zittern, wie es mir vor den Augen flimmert."

Bergheim versuchte, den Buchhalter zu stützen, aber er kam zu spät: Waller war von Neuem ohnmächtig zusammengebrochen.

Mit fliegender Eile sprang Felix die Treppen hinauf. Im vierten Stock wohnte der Buchhalter mit seiner Tochter. Bergheim zog die Klingel und fast unmittelbar darauf klangen Schritte im Korridor und eine Mädchenstimme fragte durch die Thüre: „Bist Du es, Väterchen?"

„Bitte, öffnen Sie, Fräulein Anna," flüsterte Felix zurück. „Ihrem Herrn Vater ist ein Unglück zugestoßen, er liegt ohnmächtig auf der Treppe."

Ein Schrei ertönte, dann klirrten die Riegel und in der geöffneten Thüre erschien die Tochter Waller's mit einer Lampe in der Hand. Das junge Mädchen war todtenbleich und starrte mit den großen blauen Augen den vor ihr Stehenden entsetzensvoll an.

Felix griff nach der Hand Anna's. „Muth, liebes Fräulein, Muth!" flüsterte er. „Die Sache ist nicht so schlimm, wie es wohl scheinen mag. Die Verwundung Ihres Herrn Vaters dünkt mir durchaus nicht gefährlich. Freilich, es ist nothwendig, daß wir ihn in's Bett schaffen und ihm Kompressen um den Nacken legen. Ist das Dienstmädchen noch auf, damit es mir helfen kann, den alten Herrn die Treppe hinauftragen?"

„Ich werde selbst behilflich sein," entgegnete Anna mit fester Stimme und schritt rasch mit der Lampe voran.

Waller hatte sich von seiner Ohnmacht bereits wieder erholt, so daß er mit Unterstützung der Beiden, wenn auch mühselig, die Treppe hinaufsteigen konnte. Kein Wort wurde dabei gewechselt, nur von Zeit zu Zeit drang ein angstvoll stöhnender Laut aus der Brust des alten Buchhalters hervor.

4.

Der Bitte Waller's folgend, hatte Felix in der Frühe des nächsten Tages dem Chef Mittheilung von dem Vorfall gemacht. Horsten war außer sich — weniger über den Verlust des Geldes, als darüber, daß ein mit so unerhörter Frechheit ausgeführter Raub in seinem eigenen Hause stattfinden konnte. Er trug Felix auf, über die ganze Angelegenheit vorläufig tiefes Schweigen zu beobachten und begab sich dann in die Wohnung des Buchhalters.

Waller lag im Bette, die Nackenwunde mit nassen Tüchern umwunden, das alte sorgenvolle Gesicht todtenbleich. Neben ihm saß Anna, seine Hand in der ihren, aber beim Eintritt des freundlich grüßenden Chef's erhob sich das junge Mädchen sofort und verließ auf einen Wink des Vaters das Zimmer.

Horsten ließ sich nieder.

„Mein armer alter Waller," sagte er mitfühlenden Tones, „es ist ein schweres Unglück, das Sie betroffen hat, aber hoffentlich wird Ihre Verwundung bald wieder geheilt sein und dann lassen Sie sich die Sache nicht weiter zu Herzen gehen. Haben Sie denn einen tüchtigen Arzt? Ich bin sonst gern bereit, Ihnen den Medicinalrath Friedrichs, meinen Hausarzt, holen zu lassen."

„Sie sind sehr gütig," antwortete der Kranke, „aber eine so große Vorsicht ist wirklich nicht vonnöthen. In einigen Tagen bin ich wieder hergestellt und kann den Dienst von Neuem aufnehmen."

„Desto besser, Waller, desto besser." Horsten rückte

unruhig auf seinem Stuhle hin und her. „Und nun erzählen Sie mir einmal, wie das Attentat vor sich gegangen ist. Sie können sich denken, daß ich entschlossen bin, die Spuren des frechen Räubers mit aller Energie zu verfolgen. Die zweifellos äußerst sorgsame Vorbereitung des Ueberfalls läßt es nicht unmöglich erscheinen, daß der Dieb nicht weit zu suchen sein wird. Haben Sie gar keinen Verdacht, gegen Niemanden?"

Ueber das Gesicht des Buchhalters glitt ein Ausdruck namenloser Angst, der dem Chef nicht entging. Seine hageren Finger zuckten über die Bettdecke und sein Blick irrte unruhig durch das Zimmer.

„Ich habe keinerlei Verdacht, kann keinen haben," entgegnete er endlich mit gepreßter Stimme, „aber — aber, Herr Horsten — ich bitte, gestatten Sie mir, Ihnen einen Vorschlag zu unterbreiten. Ich bin Schuld an dem Verluste des Geldes — ich hätte es nicht mit in das Wirthshaus nehmen dürfen. Das Vermögen meiner Tochter beträgt dreißigtausend Thaler — es ist Alles, was wir Beide besitzen — ich will jedoch mit Körbe, meinem Schwager, sprechen, und ich glaube —"

„Sie sind nicht klug, Waller," fiel ihm Horsten in's Wort. „Wollen Sie mir vielleicht die fünfzigtausend Thaler ersetzen? Ich bin ein Geschäftsmann und als solcher verliere ich nicht einen einzigen Thaler gern — andererseits aber habe ich das Glück, reich zu sein, und kann demzufolge auch einen größeren Verlust verschmerzen, wenn es sein muß, und in diesem Falle muß es sein. Sie sind mir seit langen Jahren ein ehrlicher und treuer

Helfer gewesen, Waller, und Ihre Unvorsichtigkeit ist nur indirekt an dem Verluste des Geldes Schuld und außerdem verzeihlich, denn wir sind ja am Ende Alle nicht unfehlbar. Also lassen wir das. Anders ist es mit der Auskundschaftung des Thäters. Der Gedanke, daß sich in meinem eigenen Hause, unter meinem Personal vielleicht ein niederträchtiger Spitzbube verbirgt, kann mich in grenzenlose Aufregung versetzen. Ich muß klar sehen, ich will es. Der Wahrheit die Ehre, Waller! Ich merke es an dem Ausdrucke Ihres Gesichtes, ich lese es in Ihrem Auge: Sie haben einen Verdacht!"

„Nein, Herr Horsten," stieß der Buchhalter angstvoll hervor, „ich flehe Sie an, ich bitte Sie, fragen Sie mich nicht weiter — ich weiß nichts, gar nichts."

„Seien Sie vernünftig, Waller. Ich verstehe Sie vollkommen, weiß, daß Sie sich scheuen, einen Verdacht auszusprechen, der vielleicht nicht gerechtfertigt ist. Vorläufig denke ich aber noch gar nicht daran, die Angelegenheit den Gerichten zu übergeben. Ich gebe Ihnen mein Wort, Waller, daß ich gewillt bin, die ganze Sache mit eigener Hand in's Reine zu bringen — natürlich nur dann, wenn Sie mir, auf mein Vertrauen bauend, rückhaltslos sagen, gegen wen Sie Verdacht hegen. Anderenfalls würde ich den Raub ohne Weiteres zur Anzeige bringen, und dann sind Sie genöthigt, dem Zeugeneide gemäß Ihren Verdacht vor der Oeffentlichkeit auszusprechen."

„Um Gottes willen, nur das nicht!" brach der Kranke los und Fieberrosen brannten auf seinen Wangen. „Ich wiederhole Ihnen, Herr Horsten, jeder Verdacht l egt mir

fern, es wär' ein Verbrechen, einen solchen auch nur anzudeuten. Als ich gestern Abend in den dunkeln Hausflur trat, war mein erstes Geschäft, ein Streichhölzchen — ich führe immer solche bei mir — anzuzünden. Das Licht flackerte auf — im selben Augenblick erhielt ich den mich betäubenden Schlag, aber er war doch nicht so rasch geführt worden, daß ich nicht noch einen schnellen Blick auf die Gestalt neben mir hätte werfen können."

„Ah," machte Herr Horsten und sein Auge heftete sich gespannt auf den Sprechenden; „Sie haben den Räuber erkannt?"

„Nein, Herr Horsten." Der alte Mann stieß die Worte förmlich zwischen den Zähnen hervor. „Ich sah einen schlanken Menschen vor mir, dessen Gesicht eine schwarze Maske verdeckte. Er trug einen Cylinder auf dem Kopfe und einen — und einen Paletot von hechtgrauer Farbe —"

„Von hechtgrauer Farbe?" Horsten fuhr empor, eine tiefe Röthe überzog sein Gesicht. „So viel ich mich entsinne, pflegt Eduard — pflegt mein Sohn einen derartigen Ueberrock zu tragen."

„Ganz recht," stöhnte der Alte und seine Linke haschte bittend nach der Hand Horsten's. „Seien Sie nicht böse, ich wollte es gar nicht sagen, weil es so lächerlich klingt — aber da Sie fragten —"

„Lassen Sie gut sein, Waller," fiel Horsten, plötzlich tiefernst geworden, ein. „Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan. Im Uebrigen bitte ich Sie, Ihre Entdeckung Jedermann zu verheimlichen, bis wir auf der richtigen Fährte sind. Gott befohlen, Waller, und gute Besserung!"

Horsten griff nach dem Hute, nickte dem Buchhalter noch einmal zu und verließ das Zimmer. Auf dem ersten Treppenabsatz blieb er stehen und griff nach der Stirne. Dann glitt ein Lächeln über sein Gesicht.

„Unsinn," murmelte er vor sich hin, „ich bin ein Thor, er mag leichtsinnig sein, schlecht ist er nicht. Der thörichte Alte hat mich erschreckt."

Er stieg langsam die Treppe hinab und trat in sein Privatcomptoir. Felix Bergheim erwartete ihn hier.

„Eduard ist uns zuvorgekommen, Herr Horsten," sagte der junge Mann, indem er ein Päckchen Banknoten auf den Tisch legte. „Er ist bereits in aller Frühe bei Jonas Ball gewesen und hat Wechsel und Ehrenschein ausgelöst."

Horsten stützte sich schwer auf die Tischplatte, so daß das massive Eichenholz ächzte.

„Wo hat er das Geld her!" fragte er heiser.

Felix zuckte mit den Achseln. „Mein Gott, ich vermuthe, Eduard wird im Spiele gewonnen haben, vielleicht hat ihm auch einer seiner Freunde unter die Arme gegriffen."

„Ja, ja, so wird's sein." Wie ein Alp löste es sich von der Brust Horsten's. „Schicken Sie mir Eduard her, lieber Bergheim — nein, lassen Sie das, ich habe noch eine geschäftliche Ausfahrt vor."

Ein neuer Gedanke schoß Horsten durch den Kopf. Während sich Felix mit einer Verbeugung entfernte, klingelte er seinem Diener und befahl, das Coupé anspannen zu lassen. Zehn Minuten später hielt der Wagen Horsten's vor dem „Hotel des Princes".

„Ist Herr Joseph Lupani noch anwesend?“ fragte Horsten den Portier, der die goldbetreßte Mütze höflich vom Kopfe riß.

„Sehr wohl, mein Herr — Zimmer Numero 17.“

„Danke sehr.“

Horsten stieg die Treppe hinauf und klopfte an die Zimmerthüre, dann trat er in das Gemach, das Herr Lupani, der Vertreter der Firma Bernadelli & Comp. in Genua, bewohnte.

Der Reisende begrüßte Horsten mit großem Respekt und drückte dann in gewählten Worten sein Erstaunen über den unvermutheten Morgenbesuch aus.

„Es handelt sich um eine eigenthümliche Bitte, Herr Lupani,“ sagte Horsten, Platz nehmend, in französischer Sprache und steckte sich die Havannah an, die der Andere ihm angeboten hatte. „Durch ein merkwürdiges Versehen — es würde zu weit führen, wollte ich mich des Näheren erklären — sind die 150,000 Mark, die Sie mir gestern anzahlten und über die ich quittirt habe, in unrechte Hände gekommen. Ich möchte nun, der nöthigen Recherchen wegen, gern wissen, ob Sie vielleicht die Nummern und das Serienavis der betreffenden Banknoten notirt haben.“

Herr Lupani lächelte. Die Worte des Geschäftsfreundes klangen recht eigenthümlich, aber Signor Lupani war viel zu sehr ein Mann von Welt, um seiner Neugier nachzugeben und sich detaillirter nach dem räthselhaftem Deplacement von 150,000 Mark zu erkundigen.

„Ich führte,“ entgegnete er, „anfänglich nur französisches Geld bei mir, habe dasselbe aber in Frankfurt am

Main, da der Kurs zufällig überraschend gut stand, in deutsche Noten umgewechselt. Nummern und Serien pflege ich stets zu notiren, man weiß nie, was passirt. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich werde Ihnen sofort die Liste abschreiben."

Signor Lupani holte seine voluminöse Brieftasche hervor, setzte sich dann an den Schreibtisch und kopirte mit rascher Hand die Nummern der hundertfünfzig Tausendmarkscheine, die er dem Kommerzienrath am gestrigen Tage im Auftrage seiner Firma als Anzahlung ausgehändigt hatte.

„So, mein Herr, und ich wünsche, daß es dieser Anleitung gelingen möge, das Geld wieder in die rechte Hand zurückzubringen."

„Meinen verbindlichsten Dank — verzeihen Sie die Störung."

Herr Lupani verneigte sich tief und Horsten kehrte zu seinem Wagen zurück. Er befahl dem Kutscher, ihn an die Ecke der Rosen- und Auguststraße zu fahren; dort stieg er aus und ließ den Wagen warten.

Der Kutscher wunderte sich nicht wenig darüber, daß sein Herr in dieser Straße verkehrte; er würde aber sicher noch größere Augen gemacht haben, hätte er gesehen, welches schmutzige und baufällige alte Haus derselbe betrat.

Horsten knöpfte den Paletot zu, als er den Fuß in den Flur dieses Hauses setzte. Eine feuchte, übel riechende Luft schlug ihm entgegen und benahm ihm fast den Athem. Leere Tonnen, Kisten und Gerümpel mancherlei Art füllten den Flur, nur der Zugang zu einer kleinen Thüre

war freigelassen, und an diese hatte man ein Stück graues Papier geheftet, das die schlecht geschriebene Aufschrift enthielt: „Jonas Ball, Kommissionär.“

Horsten klopfte an und trat auf das rasch erfolgende schrille „Herein“ in ein winziges Comptoir, das gerade Platz genug für ein wurmstichiges Pult mit einem Stuhle davor und ein mit Papieren vollgepacktes Regal bot.

Beim Eintritt Horsten's schnellte der kleine Mann, der am Pulte arbeitete, wie elektrisirt empor.

„Ah — Herr Horsten — welch' hohe Ehre!“ stieß er mit dünner und heiserer Stimme hervor, und dabei verbeugte er sich unzählige Mal und rieb die hageren Finger an einander.

Unsympathisch berührt, blieb Horsten stehen und warf einen finsteren Blick auf die widerwärtige Erscheinung vor sich.

„Sind Sie Herr Jonas Ball?“

„Ich habe die Ehre, Herr Horsten.“

„Und woher kennen Sie mich?“

„Wo werd' ich den Herrn Horsten nicht kennen, den alle Welt kennt, achtet, schätzt und ehrt!“

„Schon gut. Ich komme in Angelegenheiten meines Sohnes, der zu meinem Bedauern zu Oefterem in eine eigenthümliche Art von Geschäftsverbindung mit Ihnen zu treten pflegt.“

Jonas Ball zog die farblosen Augenbrauen in die Höhe und fuhr sich mit beiden Händen in das struppige rothe Haar.

„Eigenthümlich — haha, Sie haben nicht Unrecht!

Aber Du liebes Gottchen, man ist eben nur einmal jung im Leben, und Jugend hat keine Tugend! Was, Herr Horsten — ist es nicht so? Im Uebrigen — Alles was wahr ist, Sie können stolz auf Ihren Herrn Sohn sein! Das ist Feuer, Gluth und Leidenschaft, das ist Noblesse, Vornehmheit und Eleganz, das ist ein Cavalier, wie er sein soll! Er pflegt zwar den Jonas Ball nicht immer mit zartesten Fingern anzufassen und hat mir heute früh erst gesagt, er wolle meine ganze Bude mit Dynamit in die Luft sprengen — aber ich nehme dem jungen Herrn dergleichen Witzchen nicht übel, er meint's nicht so schlimm und —"

Mit ärgerlicher Bewegung winkte Horsten dem Schwatzenden Schweigen zu.

„Lassen Sie mich zur Sache kommen," fiel er ein, „ich habe Eile. Mein Sohn war heute früh bei Ihnen?"

„Da Sie das doch bereits wissen, will ich es nicht leugnen."

„Er hat Ihnen Geld gebracht?"

„Sehr wohl."

„Wie viel?"

Jonas Ball machte eine Geberde, als könne er es mit seinem Gewissen nicht verantworten, die Summe zu nennen, trotzdem antwortete er: „Dreizehntausend Mark, Herr Horsten. Ihr Herr Sohn hat ein Accept ausgelöst, noch vor dem Verfalltage — alle Achtung vor ihm! 's steckt übrigens doch eine ganze Portion Kaufmannsblut in ihm — ich kann Sie versichern, er hat wie ein Alter gehandelt! Fünfhundert Märkelchen habe ich ablassen müssen — Sie

sehen daraus, daß der Jonas Ball ein wenig besser ist, als man ihm nachsagt."

„Haben Sie das Geld, das mein Sohn Ihnen brachte, noch bei sich?"

„Allerdings."

„So seien Sie so freundlich, es mir zu zeigen. Es handelt sich um die Aufklärung eines Mißverständnisses."

Jonas Ball kroch unter sein Pult, öffnete die daselbst stehende, am Boden angeschraubte eiserne Kassette und entnahm ihr ein kleines Packet Banknoten, das er vor Horsten niederlegte. Dann zog er sich in die Fensternische zurück, beobachtete aber unter den gesenkten Augenlidern hervor jede Bewegung seines Besuches.

Horsten hatte seine Brieftasche hervorgezogen und verglich die Nummern der vor ihm liegenden Tausendmarkscheine mit der Liste, die Signor Lupani ihm gegeben hatte.

Die erste Banknote trug den Serienbuchstaben „F." und die Nro. 0274660. Der Finger Horsten's glitt die von Lupani ausgefertigte Liste hinab. Plötzlich wurde er auffallend bleich, eine heftige Erschütterung ging durch seinen starken Körper, seine Hände zitterten. Da stand es: F. Nro. 0274660!

Herr Philipp Horsten schlug die Brieftasche zu.

„Würden Sie die Güte haben, Herr Ball," sagte er mit einer Stimme, durch die eine seltsame innere Erregung hindurchklang, „mir dieses Geld zu überlassen? Ich werde Ihnen dafür einen Chek geben, den Sie noch heute bei der Bank einlösen können. Für Ihre Gefälligkeit nehmen Sie dieses als Dank."

Horsten ließ ein Goldstück in die Hand des sich tief krümmenden Jonas gleiten.

„Es ist mir eine Ehre und ein Vergnügen, Ihnen einen Dienst erweisen zu können, hochzuverehrender Herr Horsten,“ sagte der kleine Mann, „und ich empfehle mich Ihnen für andere Gelegenheiten, sei's, was es sei, auf das Wärmste!“

Schnell verließ Horsten das Comptoir. Als er wieder im Wagen saß, war er noch bleicher als vorher, und große Thränen liefen über seine Wangen.

5.

Zu Hause angelangt schloß Horsten sich in sein Zimmer ein, setzte sich an den Schreibtisch und unterwarf die Banknoten, die er von Jonas Ball erhalten hatte, noch einmal einer sorgfältigen Prüfung. Das Resultat blieb dasselbe: die Nummern und Serienzeichen der dreizehn Tausendmarkscheine fanden sich auch in der Liste Lupani's vor. Damit war jeder Irrthum ausgeschlossen; die 13,000 Mark, die Eduard Horsten dem Wucherer Ball zur Bezahlung seines Wechsels gegeben hatte, stammten von jenem Gelde, das dem Buchhalter Waller am gestrigen Abend geraubt worden war.

Eine eiserne Härte in den ernsten Gesichtszügen, erhob sich Horsten und klingelte seinem Diener,

„Mein Sohn soll sofort zu mir kommen,“ befahl er.

Drei Minuten später trat Eduard ein — frisch und strahlend wie immer, ein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen.

Horsten deutete schweigend auf einen Stuhl und Eduard nahm ohne Weiteres Platz. Er war sehr guter Laune und hatte sich offenbar vorgenommen, sich dieselbe nicht zerstören zu lassen, selbst nicht durch das Schlimmes prophezeiende Antlitz seines Vaters.

„Wo hast Du die 13,000 Mark herbekommen, Eduard, die Du heute früh zur Auslösung Deines Wechsels und Ehrenscheines bei Jonas Ball benutztest?" fragte der Rath streng.

Tief erröthend sprang Eduard auf. „Weißt Du das auch schon wieder, Papa?" rief er ärgerlich. „Beim Himmel, ich habe keine Lust, mir diese fortgesetzte Beaufsichtigung noch weiter gefallen zu lassen! Ich bin kein dummer Junge mehr, der auf Schritt und Tritt am Gängelbande geleitet werden muß!"

„Beruhige Dich, Eduard, eine derartige Leidenschaftlichkeit entspricht keineswegs dem Ernste der Situation. So lange Du unter meiner väterlichen Autorität stehst, habe ich das Recht, Dein Thun und Treiben zu beobachten oder beobachten zu lassen. Willst Du nun so gütig sein, meine vorherige Frage zu beantworten?"

„Nein, Papa, das will ich nicht!" gab Eduard heftig zurück. „Du hast mir gestern das Geld zur Einlösung meines Ehrenscheins verweigert, und so mußte ich es mir von anderer Seite beschaffen. Welches diese Seite war, das geht allein mich an!"

Der Rath wollte auffahren, aber er besann sich. „Gut, Eduard," erwiederte er, „lassen wir es vorläufig dabei bewenden — vielleicht wirst Du mir dennoch Antwort

geben, wenn ich Dir erzähle, daß dem Buchhalter Waller gestern Abend 150,000 Mark geraubt worden sind."

„Waller — beraubt —?" Eduard stieß diese Worte mit sichtbarem Erschrecken hervor. „Aber wie war das nur möglich? Ich entsinne mich, daß mir Waller gestern Nachmittag zwischen sechs und sieben auf der Treppe begegnete und mir sagte, er habe noch eine größere Summe auf die Bank zu tragen."

„Sagte er das?" fiel Horsten scharfen Tones ein. „Nun ja, ich hatte ihm freilich nicht verboten, darüber zu sprechen! Doch höre weiter. Waller fand die Bank bereits geschlossen; er ging zu Bachmüller, wo ihn sein Schwager hinbestellt hatte, wartete dort einige Stunden und kehrte nach elf nach Hause zurück. Im Flur wurde er plötzlich überfallen und durch einen Schlag in den Nacken betäubt — im selben Augenblick, da er ein Zündhölzchen angebrannt hatte, um sich die Treppe hinauf zu leuchten. Im Scheine des schnell verlöschenden Lichtes sah Waller, wenn auch nur flüchtig, den Attentäter — einen Mann von Deiner Figur, Eduard, eine schwarze Maske vor dem Gesicht, einen Cylinderhut auf dem Kopfe und mit einem hechtgrauen Ueberzieher, wie Du ihn zu tragen pflegst, bekleidet."

Am ganzen Körper zitternd, war Eduard auf seinen Vater zugesprungen und hatte ihn krampfhaft am Arme gepackt.

„Vater — Vater!" rief er außer sich, „wie soll ich Deine Worte verstehen? Glaubst Du vielleicht — allmächtiger Gott, hältst Du Deinen eigenen Sohn eines gemeinen Raubes für fähig?"

„Hör' mich zu Ende" — Horsten wehrte, selbst bebend vor Aufregung, den Jüngling ab. „Die 150,000 Mark, die Waller gestohlen worden sind, waren mir gestern von Herrn Lupani im Auftrage von Bernadelli & Comp. baar ausgezahlt worden. Durch Lupani erhielt ich die Liste der Nummern jener Banknoten, in welchen mir die Anzahlung geleistet worden war. Die Ordnung Deiner Angelegenheiten führte mich zu Jonas Ball, und von ihm erfuhr ich, daß Du Wechsel und Ehrenscheine bereits heute in aller Frühe ausgelöst hattest. Ich ließ mir das Geld, die dreizehn Tausendmarkscheine, die Du Ball gegeben, vorlegen, ihre Nummern entsprechen meiner Liste, sie sind ein Theil der dem Buchhalter geraubten Summe!"

Eduard griff sich entsetzt an die Stirne. „Ist denn das möglich, Gott im Himmel, ist denn das möglich?" schrie er auf. „Welch' furchtbarer Verdacht — nein, Papa, da muß ein Irrthum vorliegen, ein gräßliches Mißverständniß! Ich habe das Geld schon im Laufe des gestrigen Abends erhalten, bevor das Attentat auf Waller verübt worden ist — von einer Seite, die mit dem Verbrechen in Verbindung zu bringen ein Wahnsinn wäre."

„Eduard, ich flehe Dich an, so nenne mir doch wenigstens diesen geheimnißvollen Wohlthäter! Siehst Du nicht, daß auch ich mich in namenloser Verzweiflung befinde, daß ich klar sehen will und muß, daß mir der Gedanke, Waller könne in Dir den Verbrecher ahnen, unsägliche Qualen bereitet?"

Der junge Mann erhob sich langsam aus dem Fauteuil, in den er zusammengebrochen war.

„Nun gut, Papa,“ erwiederte er fest, „ich sehe, daß ich in Anbetracht der Sachlage nicht zögern darf, die Wahrheit zu gestehen. Ergrimmt und zornig über die Verhaltungsmaßregeln, die Du mir gegeben hattest, besuchte ich auch gestern wieder den Club und spielte. Mit dem Reste meines Geldes, einigen hundert Mark, gewann ich große Summen, verlor dann wieder Erhebliches, behielt aber doch noch so viel übrig, daß ich heute früh Jonas Ball befriedigen konnte.“

„Gegen wen hast Du gespielt?“

„Ich hielt die Bank und entsinne mich nicht mehr genau aller der Herren, die gegen mich pointirten. Graf Osten, Ruggow, Oppenheim und Urselin waren dabei — am meisten aber verlor ein junger Engländer, der sich auf der Durchreise hier aufhielt und sich Sir Arthur Blaker nannte.“

„Hast Du Jonas Ball das Geld für den Wechsel in Tausendmarkscheinen ausgehändigt?“

„Allerdings. Ich hatte etwa 15,000 Mark gewonnen, meist in Papier. Sir Blaker, der heute früh weiter reisen wollte und kleinere Noten brauchte, hatte die Güte, mir dieselben in größere Scheine umzuwechseln.“

„Wer ist dieser mysteriöse Sir Blaker?“

„Mysteriös ist seine Persönlichkeit keineswegs, denn er trug Empfehlungen für den englischen Botschafter bei sich, die gewichtig genug waren. Ruggow hatte ihn an der Table d'Hôte des ‚Hôtel de Paris‘ kennen gelernt und in den Club eingeführt; so viel ich weiß, ist Sir Blaker auf einer Weltreise begriffen.“

„Trugst Du gestern Deinen grauen Ueberrock und einen Cylinderhut?"

Eduard erbleichte. „Ich kann es nicht leugnen," erwiederte er, aber sein Blick hielt fest den forschenden des Vaters aus.

An der Thüre klopfte es. Bergheim trat mit verlegenem Gesicht in das Gemach.

„Ich bitte um Vergebung, wenn ich störe, Herr Horsten," sagte er, „und wenn ich Ihnen ein Anliegen vortrage, zu dem ich gewissermaßen gezwungen worden bin. Auf unbegreifliche Weise — wie ich vermuthe, durch eine unvorsichtige Aeußerung des Fräulein Anna Waller — hat sich die Nachricht von dem Raubanfall bereits im ganzen Hause verbreitet und allgemein große Erregung hervorgerufen. Die Herren Ihres Personals, die im Hause wohnen, fürchten nun, sie könnten in Ungelegenheiten kommen und haben mich demgemäß beauftragt, Sie zu bitten, die Angelegenheit möglichst ungesäumt den Gerichten zu übergeben."

Horsten zog die Stirne kraus.

„Die Herren werden mir doch hoffentlich gestatten, in dieser Sache, durch die ich allein geschädigt worden bin, nach eigenem Gutdünken vorzugehen!" rief er zornig. „Ich liebe eine derartige Beeinflussung nicht — auch Sie hätten das wissen können, Bergheim!"

„Pardon, Herr Horsten, ich bin nur das Sprachrohr der Anderen," gab der junge Mann ruhig und in bestimmtem Tone zurück, „aber ich habe mich ihrer Bitte um so weniger entziehen können, als mir selbst daran

liegt, ein empörendes, wenn auch nur unsicher und andeutungsweise auftauchendes Gerücht, das allgemach zu kursiren beginnt, im Keime zu ersticken. Kowalczek, der Hausknecht, hat bei der Reinigung des Flurs heute früh in der Nähe der Thüre ein Taschenmesser gefunden, das er als das Eduard's erkannt hat."

„Als das meine?" Es war ein Blick grauenvollen Entsetzens, den Eduard auf Bergheim warf. „Hat sich denn Alles wider mich verschworen — soll ich wirklich zum Verbrecher gestempelt werden? Was war das für ein Messer? Ich pflege nur selten ein solches bei mir zu tragen — Kowalczek wird Unsinn geschwatzt haben!"

Bergheim trat an die Seite Eduard's. „Es war in der That eines Deiner Taschenmesser, Edi," sagte er sanft, „das kleine mit der Silberschale. Du hast es vielleicht zufällig verloren! Ich habe Kowalczek mit strengen Worten seine ungebührliche Schwätzerei verwiesen, glaube aber doch, daß es am besten sein wird, man zeigt den Ueberfall den Gerichten an, damit auch jede unliebsame Muthmaßung unterdrückt wird."

Mit finsterer Miene hatte Horsten zugehört. Nun fuhr er von Neuem auf. „Solche Muthmaßung schon ist eine schmachvolle Beleidigung, ist eine Frechheit! Sagen Sie den Herren, die Sie zu mir geschickt haben, daß es meine eigene Sache wäre, die Angelegenheit zur Anzeige zu bringen, daß ich mir jede fernere Einmischung strengstens verbäte! Kowalczek aber erhält seinen Lohn für das Vierteljahr und wird auf der Stelle entlassen; ich

brauche keinen unehrerbietigen Schwätzer in meinem Geschäft. Ich danke Ihnen, Bergheim."

Ohne ein Wort zu entgegnen, verneigte sich Felix und verließ das Gemach. Eduard stürzte seinem Vater entgegen.

„Papa, ich bitte Dich flehentlich, gib dem Willen Deiner Leute nach und bringe die Sache zur Anzeige," rief er leidenschaftlich. „Die Mißverständnisse müssen sich aufklären, und dann bin auch ich von dem entsetzlichen Drucke befreit, der auf mir lastet! Beim ewigen Gott, ich begreife und verstehe diese Kette von Zufälligkeiten nicht, die sich um mich schlingt und mich zu verderben droht."

Schweigend nahm Horsten seinen Sohn an der Hand und trat mit ihm vor das Oelbild seiner verewigten Gattin.

„Schau' Deine Mutter an, Eduard," sagte er mächtig bewegt, „blick' ihr in's Auge. Sie hat Dich sehr geliebt und ihr Geist wird in dieser verhängnißvollen Stunde bei uns weilen. Schwöre mir angesichts Deiner Mutter und beim Andenken an sie, daß Du den Raub an Waller nicht verübt hast!"

„Beim Andenken meiner Mutter, das schwöre ich," antwortete Eduard feierlich, und dann sank er aufschluchzend an die Brust des Vaters.

„Ich glaube Dir, mein Sohn." Auch die Augen Horsten's hatten sich mit Thränen gefüllt. „Ich glaube Dir. Es bleibt keine weitere Annahme, als daß der Schurke, der die That wirklich vollbracht, sich absichtlich

Mühe gegeben hat, den Verdacht auf Dich zu lenken. Daß dieser Unbekannte zu meinem Hause gehört, scheint mir kaum noch zweifelhaft, aber wir werden ihn hoffentlich finden, ohne daß wir die Gerichte brauchen, denn auch die Richter sind Menschen und können nach dem Scheine urtheilen!"

6.

Drei Tage verflossen, Tage unerträglicher Pein und Beängstigung für Horsten und Eduard. Das Geschäftspersonal hatte sich willig den Anordnungen des Chefs gefügt; jeder Einzelne fürchtete, entlassen zu werden gleich Kowalczek, dem Hausdiener, der seine unvorsichtige Aeußerung so bitter hatte büßen müssen. Aber trotz der stillen Verpflichtung, die Jeder übernommen zu haben schien, der Verpflichtung, über den räthselhaften Ueberfall zu schweigen, verbreitete sich das Gerücht von dem Attentat doch bald in der Nachbarschaft. Eduard mußte es sich gefallen lassen, von den Angestellten seines Vaters mit eigenthümlich scheuen Blicken betrachtet zu werden; selbst Felix, mit dem ihn bisher immer noch eine herzliche Freundschaft verbunden hatte, schien ihn geflissentlich meiden zu wollen.

Horsten selbst sah man in diesen Tagen nicht anders als mit finsterer Stirn und zusammengezogenen Augenbrauen seinen Geschäften nachgehen. Eine nervöse Ruhelosigkeit hatte sich des alten Herrn bemächtigt, raubte ihm den Schlaf und bereitete ihm qualvolle Stunden. Im innersten Herzen war er von der Unschuld seines Sohnes überzeugt, aber sein Rechtlichkeitsgefühl mußte ihm sagen, daß die Thatsachen entschieden auf die Schuld Eduard's

hinwiesen. Mit großem Eifer hatte sich Horsten der Untersuchung der geheimnißvollen Angelegenheit gewidmet; da er jedoch im eigensten Interesse nur unter der Hand vorgehen konnte, so waren die Resultate dem entsprechend äußerst geringfügige. Jonas Ball, den er zum zweiten Male aufgesucht hatte, behauptete fest, die Papierscheine von Eduard erhalten zu haben, es könne gar kein Mißverständniß vorliegen, da an jenem Vormittage außer den beiden Horstens kein Anderer bei ihm gewesen sei. Wäre Jonas Ball nicht ein so schmächtiges und jämmerliches kleines Männchen gewesen, der Rath würde auf ihn Verdacht gehabt haben, denn der „Kommissionär für Alles" machte durchaus keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Daß Ball indessen Mitthäter an dem Verbrechen, war immerhin anzunehmen, nur ließ sich auf dieser Annahme nicht weiter Fuß fassen.

Auch das Fesselungsmaterial, das zur Unschädlichmachung des Buchhalters gedient, bot keinerlei Anhaltspunkte, die auf den Thäter hätten schließen lassen können. Es waren gewöhnliche Stricke und zwei Tücher: ein schwarzes halbseidenes, wie man es bei kälterer Temperatur um den Hals zu tragen pflegt, und ein neues weißleinenes Taschentuch ohne eingestickten Namenszug. Beide Gegenstände gehörten Eduard nicht.

Horsten hielt an dem Gedanken fest, daß der kecke Räuber ein Mitglied seines Personals, jedenfalls aber ein Bewohner seines Hauses sein müsse. Ein großer Theil der im Geschäfte Angestellten wohnte im Hause, aber Keinem traute der Rath im Ernste ein derartiges Verbrechen zu.

Selbst der entlassene Kowalczek, ein Pole von Geburt, war ein zwar klatschsüchtiger und dem Trunke zugeneigter, sonst aber harmloser und ungefährlicher Mensch. Und dennoch — nur ein intim mit den Verhältnissen des Horsten'schen Hauses Vertrauter konnte das Verbrechen begangen haben!

Am vierten Tage nach dem Raubanfall auf den Buchhalter, der übrigens schnell der Genesung entgegenschritt, ereignete sich etwas Unerwartetes. Ein Kriminalkommissär ließ sich bei Horsten anmelden. Er theilte ihm mit, daß bei der Staatsanwaltschaft eine Denunziation eingelaufen sei, die wörtlich folgenden Inhalt habe:

„Vor meiner Abreise nach Amerika fühle ich mich verpflichtet, einer hohen Behörde Anzeige zu machen, daß der Buchhalter Waller, Prokurist der Firma Karl Andreas Horsten, in der Nacht vom 11. bis 12. September dieses Jahres im Flur des Hauses Königsstraße 61 von einem unbekannten Manne überfallen, betäubt und einer Baarschaft von 150,000 Mark beraubt worden ist. Man versucht, den Verdacht der Thäterschaft auf fremde Leute zu wälzen; der eigentliche Thäter ist aber niemand Anderes als der Herr Eduard Horsten, dessen Taschenmesser ich selbst am Morgen nach dem Raubanfall am Ort der That gefunden habe. Als ich dies zur Meldung brachte, wurde ich vom Herrn Horsten aus dem Geschäfte entlassen. Weiteres möge man vom Herrn Horsten und seinem Sohne selbst, sowie vom Buchhalter Waller und dem Kommissionär Jonas Ball, Rosenstraße 8, erkunden.

Friedrich Kowalczek."

Der Kriminalkommissär erzählte dem völlig fassungslosen Horsten, daß er sofort die nöthigen Recherchen eingeleitet habe. Er sei zunächst selbst bei Jonas Ball gewesen und habe dort den Umtausch der verhängnißvollen dreizehn Tausendmarkscheine erfahren. Kowalczek habe bei Ball, der auch eine kleine Pfandleihe betreibe, seine Uhr versetzt gehabt; beim Wiederholen derselben vor seiner Abreise nach Amerika sei er mit Ball in ein Gespräch gerathen, und schließlich habe er den Grund seiner Entlassung aus dem Horsten'schen Geschäfte erzählt. Nun habe Ball wiederum von dem auffallenden Besuche Horsten's bei ihm und von dem Umtausch der Geldscheine gesprochen. Dies Letztere sei aber wohl hauptsächlich die Ursache für die Denunziation Kowalczek's gewesen.

Auch dem Buchhalter Waller hatte der Kommissär bereits seinen Besuch abgestattet. Der Beamte, ein noch junger Herr, dem man es anmerkte, daß er sich gern die ersten Sporen verdienen wollte, versicherte Horsten, daß er im Grunde selbst von der Unschuld Eduard's überzeugt sei. Wie die Verhältnisse aber lägen, sei er verpflichtet, den jungen Herrn in eine vorläufige Untersuchungshaft abzuführen. Es solle das mit aller Diskretion geschehen, damit der Ehre des Hauses nicht zu nahe getreten werde.

Einen derartigen Umschwung der Dinge hatte Horsten nicht erwartet. Er bot dem Kommissär eine Kaution von beliebiger Höhe für die Freilassung seines Sohnes an — der übermäßig pflichteifrige Beamte bedauerte aber, sich auf ein derartiges Arrangement nicht einlassen zu können, da er nach „höheren Befehlen“ handle. Er rieth Horsten

jedoch, sich persönlich zum Polizeipräsidenten zu begeben, dessen Einfluß auf die Entwickelung der Angelegenheit nicht zu unterschätzen sei.

Es war ein schwerer Augenblick für den alten Herrn, als er seinem Sohn die schlimme Wendung mittheilen mußte, zu der die Denunziation Kowalczek's geführt hatte. Eduard wurde todtenbleich, entgegnete aber, daß er sich willig den Anordnungen des Gerichtes fügen werde. Das geschlossene Coupé Horsten's brachte ihn in Begleitung des Kommissärs nach dem Kriminalgebäude.

Noch am selben Tage wurden die Zimmer Eduard's gerichtlicherseits einer Durchsuchung unterzogen und dann versiegelt. Die persönliche Rücksprache Horsten's mit dem Polizeipräsidenten hatte, wie jener gefürchtet, keinen Erfolg gehabt. Der Präsident hatte ihm achselzuckend erwiedert, daß er in der traurigen Sache nichts thun könne, da sie bereits in die Hände der Staatsanwaltschaft übergegangen sei.

* * *

Es war in der vierten Nachmittagsstunde, als Felix Bergheim in der Wohnung Waller's vorsprach, um sich nach dem Befinden des Buchhalters zu erkundigen. Anna hatte dem jungen Manne geöffnet und führte ihn zunächst in ihr eigenes Zimmer.

„Der Vater schlummert ein wenig, Herr Bergheim," sagte sie, einen Stuhl herbeiziehend, „ich möchte ihn nicht gern stören. Gottlob bessert sein Zustand sich zusehends, ich hoffe, daß er schon morgen zum ersten Male wird aufstehen können.

„Danken wir dem Himmel, daß die Wunde nicht gefährlicher ausgefallen ist," antwortete Felix Platz nehmend.

„Hätte der Schlag den Hinterkopf getroffen, ich fürchte, das Drama würde noch tragischer geendet haben. Aber was sagen Sie zu den neuesten traurigen Erfolgen der Untersuchung, Fräulein Anna?"

Das junge Mädchen schaute gespannt und erwartungsvoll auf.

„Ich komme nicht aus dem Zimmer, Herr Bergheim, und höre selten etwas von dem, was im Hause vorgeht. Hat man den wirklichen Thäter entdeckt?"

Felix zauderte einen Augenblick. „Das nicht," erwiederte er sodann schnell, „aber man hat heute Vormittag Eduard in die Untersuchungshaft abgeführt."

„Großer Gott!" Anna hatte die Hände gefaltet, ihr Haupt war hintenüber gesunken, ihre Augen schlossen sich.

Voll heißer Gluth ruhte der Blick Bergheim's auf dem schönen bleichen Antlitz des Mädchens, dann ließ er sich vor ihr in die Kniee nieder.

„Anna, geliebte Anna," flüsterte er und umfaßte ihre Hände, „hören Sie mich an, es drängt mich, Ihnen mein übervolles Herz auszuschütten! Sie wissen ja sicher am besten, wie innig ich Sie liebe — müssen es wissen, wenn ich mich auch in letzter Zeit geflissentlich zurückgezogen habe. Auch den Grund dieses Zurückziehens kennen Sie — leugnen Sie nicht, Anna! Um des Freundes willen versuchte ich, zu entsagen, versuchte ich, eine Leidenschaft aus meinem Herzen zu reißen, die von Tag zu Tag tiefer und fester Wurzel zu fassen drohte. Ich wußte nicht, daß der Freund meiner Entsagung, meines schmerzhaften Opfers nicht werth war!"

Groß und weit öffnete Anna die Augen, und ein kalter, abweisender Blick traf Felix.

„Stehen Sie auf, Herr Bergheim," sagte sie hart, „ich will nicht, daß man uns in einer Situation überrascht, die den Klatschzungen des Hauses Stoff zu unnöthiger Medisance bieten würde. Ich will auch nicht, daß Sie in einem Tone zu mir sprechen, zu dem Sie nicht berechtigt sind, in einem Tone, der mich verletzt. Dagegen verlange ich Erklärung von Ihnen. Herr Eduard Horsten selbst hat mir erzählt, daß Mißverständnisse seltsamer Art und eine Reihe von Zufälligkeiten, die auf ein Haar verbrecherischen Absichtlichkeiten gleichen, den Verdacht der Thäterschaft an dem Raubanfall gegen meinen Vater auf ihn gelenkt haben. Seine Verhaftung kam mir also nicht überraschend, wenn sie mich auch erschrecken konnte. Allein überraschend hat Ihre Aeußerung, der Freund sei Ihrer Entsagung nicht werth gewesen, auf mich gewirkt. Die Redewendung selbst zeigt mir, daß Sie Näheres über den Ueberfall wissen; erklären Sie mir das Geheimnißvolle Ihrer Anspielung und lassen Sie mich klar sehen — ich werde Ihnen dafür sehr dankbar sein!"

Felix sprang empor. Es zuckte über sein Gesicht, grimmig und hämisch und voll verhaltenen Zornes, aber der Ausdruck wechselte sofort, als er den Blick Anna's fragend auf sich gerichtet sah.

„Gut, ich will Ihnen Alles sagen, Anna, auch wenn ich zweifle, daß Sie mir glauben werden, wenn ich Ihnen sage, daß Ihre Liebe einem Unwürdigen gehört. Ja, Anna, so bitter das klingt und einen so großen Schmerz

es Ihnen bereiten mag, ich nehme die Anklage nicht zurück. Besser ein kurzer Schmerz, als ein langes Leiden — es muß sein! Zu den Verdachtsmomenten, die gegen Eduard sprechen, tritt noch eine weitere Thatsache, die mir allein bekannt ist und die außer Ihnen in alle Ewigkeit kein Mensch erfahren soll. Am Vormittage nach dem Raubanfall suchte ich Eduard in seinem Zimmer auf. Die Stube war unverschlossen, Eduard aber nicht anwesend. Ich wollte mich wieder entfernen, als ich bemerkte, daß aus dem Ofenloch ein leichter, übelriechender Qualm drang. Ein Unglück befürchtend, öffnete ich die eiserne Ofenthüre, aus der schwelenden und dampfenden Masse im Innern fiel mir ein rauchgeschwärztes Stück Leder und ein noch glühendes kleines Messingschlößchen entgegen. Beide Stücke aber gehörten, wie ein erster Blick mich überzeugte, einer Ledertasche an, in der man Geld zu transportiren pflegt."

„Hören Sie auf, Herr Bergheim!" Anna hatte sich erhoben, ihre Stimme klang heiser, ihre Glieder flogen vor Aufregung. „Ich glaube Ihnen nicht — ich kann Ihnen nicht glauben!"

„Auch nicht, wenn ich Ihnen die Beweise vorlege?" gab Felix zurück, „auch dann nicht? Beim Himmel, Anna, glauben Sie mir, an meinem Herzen nagt das Verbrechen, dessen Eduard sich schuldig gemacht, nicht minder schmerzlich, als an dem Ihren. Ich habe einen Freund verloren, der mir Verwaisten und Vereinsamten Alles ersetzte, was Eltern- und Geschwisterliebe bieten kann. Ich verstehe daher sehr wohl die Qualen, die meine Mittheilung Ihnen bereitet. Und dennoch, Anna, so sehr ich mich

auch dagegen sträubte, es war nothwendig, daß ich Ihnen mein Geheimniß offenbarte: ich konnte Sie nicht in die Hände eines Ehrlosen fallen lassen, ich mußte Sie retten! Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich die furchtbare Entdeckung, die ein Zufall mir enthüllt, sorgsam in der eigenen Brust zu verschließen mir vorgenommen habe, aber ich glaube, daß leider Gottes sich bereits genug Faktoren zusammen gefunden haben, die den Richtern Grund zur Verurtheilung Eduard's geben werden. Mir graut vor diesem Hause, und ich habe deshalb schon heute Herrn Horsten mitgetheilt, daß ich willens bin, mit der Quartalswende das Geschäft zu verlassen. Es ist mir möglich geworden, im Laufe der Jahre ein kleines Kapital zu ersparen. Vielleicht etablire ich mich später selbstständig, zunächst möchte ich auf Reisen gehen, um in der Fremde die letzten traurigen Erfahrungen zu vergessen. Versuchen auch Sie zu vergessen, Anna" — die Stimme Bergheim's erhob sich zu leidenschaftlicher Steigerung — „und danken Sie Gott, daß er Sie vor großem Unglück bewahrt hat! Die Wunde, die Ihnen ein Verächtlicher geschlagen, ist nicht unheilbar. Sie werden genesen und es als ein Glück preisen, daß Sie rechtzeitig gewarnt worden sind. Anna —!"

Bei diesem letzten Ausruf war Bergheim dicht an das junge Mädchen herangetreten und hatte ihre Hände zu erfassen versucht. Sie wehrte ihn ab, aber dabei nahm ihr bleiches Gesicht einen seltsamen Ausdruck an, einen Ausdruck hochgradiger Spannung und doch tiefsten Erschreckens.

„Lassen Sie mich — und gehen Sie," flüsterte sie.

Felix ließ die Arme sinken, verbeugte sich kurz und formell und schritt aus dem Zimmer.

Hochaufgerichtet blieb Anna eine kurze Weile stehen. Sie hatte die Hände über der Brust gekreuzt, ihr wogender Busen zeigte an, welch' Kampf in ihrem Innern tobte. Raschen Schrittes eilte sie dann in das Nebengemach, in dem ihr Vater ruhte. Der alte Herr war eben erst aus einem kurzen stärkenden Schlummer erwacht und schaute seine Tochter mit klaren Augen an.

„Wie geht es Dir, Vater?"

„Ich danke, mein Kind — so gut, daß ich morgen aufzustehen gedenke."

Anna setzte sich auf den Stuhl neben dem Bette des Buchhalters.

„Ich möchte eine Frage an Dich richten, lieber Vater," sagte sie und streichelte die Hand des alten Mannes. „Entsinnst Du Dich wohl, daß uns das eigenartig starke Parfüm auffiel, nach welchem das schwarze Seidentuch, das Dir an jenem Unglücksabend um den Mund gebunden worden war, duftete?"

„Gewiß, mein Kind, ich entsinne mich dessen wohl."

„Ich glaube, Vater," fuhr Anna fort, „es wäre von Wichtigkeit, das Gericht auf diesen Umstand aufmerksam zu machen. Dabei fällt mir noch etwas Anderes ein: Du erzähltest mir, Du habest denselben Dienstmann, der Dir die fingirte Bestellung Onkel Körbe's überbracht, zu mir geschickt, damit ich über Dein Ausbleiben nicht erschrecke; hast Du Dir von jenem Dienstmann keine Nummermarke geben lassen?"

Der Alte richtete sich empor. „Ich thue das immer,"

antwortete er lebhaften Tones, „und auch damals habe ich es nicht vergessen. Schau' einmal in der Seitentasche meiner grauen Weste nach, Herzchen, ich pflege dergleichen Zettel dort hinein zu stecken."

Anna sprang mit glühenden Wangen auf, holte das betreffende Kleidungsstück aus dem Schranke und durchkramte die Taschen. Zwei Pferdebahnbillets fielen heraus, eine Contremarke für die Garderobe des Schauspielhauses und der gesuchte Schein! „Dienstmann Nro. 102" stand auf dem kleinen rothen Zettel, den Anna wie einen kostbaren Schatz verbarg. Dann trat sie an das Bett ihres Vaters zurück, ließ sich dort auf die Kniee nieder und preßte das Antlitz in die Kissen. Der Greis strich mit der mageren Hand liebkosend über ihr blondes Haar — er wußte nicht, daß in diesem Augenblicke ein heißes Gebet aus dem Herzen seiner Tochter zum Himmel stieg.

## 7.

„Führen Sie die Dame herein," sagte der Kriminalkommissär, „und weisen Sie den Schreiber im Nebenzimmer an, daß er unsere Unterredung stenographirt."

Der Bureaudiener öffnete die Thüre und Anna trat in das kleine Zimmer.

„Ich habe die Ehre, mein Fräulein," der Kommissär verneigte sich leicht, „bitte, nehmen Sie Platz und dann tragen Sie mir Ihr Anliegen vor."

Anna schlug den Schleier zurück. „Darf ich mir, bevor ich beginne," sagte sie mit fester Stimme, „im Interesse der Sache noch eine Frage erlauben?"

„Bitte sehr, mein Fräulein; ich werde mich freuen, sie Ihnen beantworten zu können.“

„Hat die Untersuchung gegen Herrn Eduard Horsten bereits zu Resultaten geführt?“

Der Kommissär lächelte. „Die Kriminalpolizei ist leider Gottes nicht hellseherisch veranlagt. Auch sie bedarf der Zeit und der Erwägung. Ich will Ihnen indessen nicht verhehlen, daß sich die Angelegenheit des Herrn Horsten durch unsere vorläufigen Recherchen keineswegs gebessert hat. Ueber den Erwerb jener kompromittirenden Banknoten, die Herr Horsten dem Kommissionär Jonas Ball ausgezahlt hat, schwebt immer noch ein verhängnißvolles Dunkel. Verschiedene Mitglieder jenes Spielclubs, in dem Horsten das Geld gewonnen haben will, bekunden, daß er gegen Ende des Spiels wieder stark verloren habe, jener Engländer, der ihm seinen Ueberschuß in Tausendmarkscheine umgewechselt, hat die Stadt aber längst verlassen und kein Mensch weiß, wo er sich gegenwärtig aufhält. Selbst ein Alibizeugniß kann der Herr Horsten nicht beibringen; er will sich um zehn Uhr aus dem Club entfernt und sofort nach Hause begeben haben. Das Erstere läßt sich durch Zeugenaussagen mit Beweisen belegen, das Letztere, also die Hauptsache — die Hauptsache, mein Fräulein, nicht! Und nun zu Ihrem Anliegen, darf ich bitten, sich auszusprechen.“

„Ich wollte Sie noch nachträglich auf Einiges aufmerksam machen, das ich bei Ihrem Besuche anzuführen vergessen hatte. Das schwarzseidene Tuch, mit dem mein Vater geknebelt worden war, roch stark nach einem eigenartigen Parfüm —“

„Nach Tannennadelextrakt," fiel der Kommissar, überrascht aufhorchend, ein. „Der junge Horsten bestreitet, sich dieses Parfüms je bedient zu haben."

„Ich glaube das auch nicht," sagte Anna erröthend, „dagegen weiß ich bestimmt, daß Herr Felix Bergheim es führt."

Der Kommissar legte die Feder zur Seite, er wurde aufmerksam. „Wer ist dieser Herr Bergheim?" fragte er.

„Ein Angestellter der Firma Horsten und ein Freund des Herrn Eduard."

„Halten Sie es für möglich, daß dieser Herr Bergheim das Verbrechen begangen haben könnte?"

„Für möglich — ja!"

„Aber, mein Fräulein, Ihr eigener Vater hat doch die Gestalt Eduard Horsten's und seine Kleidungsstücke deutlich erkannt?"

„Felix Bergheim sieht dem Herrn Eduard namentlich in der Gestalt täuschend ähnlich, und graue Sommerüberröcke gibt es mehr auf der Welt."

„Da Bergheim, wie Sie selbst sagen, ein Freund des jungen Horsten ist, so läßt sich doch kaum annehmen, daß er den Verdacht absichtlich gerade auf diesen gelenkt haben würde! Oder kennen Sie einen Beweggrund heimlicher Feindschaft Bergheim's gegen Eduard Horsten?"

„Ja, ich glaube einen solchen zu kennen," entgegnete Anna, und wieder erröthete sie tief: „Die Eifersucht!"

Der Kommissar warf einen begreifenden Blick auf das junge Mädchen und schritt dann aufgeregt im Gemache auf und nieder.

„Wenn die Sache so steht,“ meinte er, halb im Selbstgespräche, halb zu Anna gewendet, „werden wir uns doch näher mit diesem Herrn Bergheim zu beschäftigen haben. Das Beste wird sein, wir nehmen augenblicklich eine Visitation seiner Wohnung vor. Haben Sie noch etwas auf dem Herzen, mein Fräulein?“

„Ich muß noch einen Umstand anführen, der mir von Gewicht erscheint. In einer Kleidertasche meines Vaters fand sich die Marke jenes Dienstmannes vor, der dem Vater die angebliche Bestellung seines Schwagers überbrachte, und den der Vater mir daraufhin mit einem Auftrage zusandte. Ich habe — um Weiterungen zu vermeiden — den Dienstmann bereits selbst aufgesucht und ihn durch ein Geldgeschenk bewogen, mich zu begleiten. Er wartet vor der Thüre.“

„Bravo, mein Fräulein, Sie arbeiten ja wie der erfahrenste Kriminalist!“

Der Kommissar schritt zur Thüre und rief den draußen Harrenden herein.

„Sie wissen, um was es sich handelt?“ fragte er nach kurzer Protokollirung der Familienverhältnisse des Mannes.

„Ja wohl, Herr Kommissar, ich kenne die Geschichte,“ antwortete der Gefragte kurz.

„Wer gab Ihnen den Auftrag, Herrn Waller aufzusuchen?“

„Eine mir unbekannte Frau.“

„Und wo?“

„An meinem Standplatz, Ecke der Rosen- und Auguststraße.

„Ah!" Der Kommissar schlug vor Erregung mit der Hand auf den Tisch. „Rosenstraße — beim Himmel, da wohnt ja unser Freund Jonas Ball! Fräulein Waller, ich vermuthe, Sie haben durch Ihre Angaben dem Herrn Eduard Horsten einen großen Dienst erwiesen. Ich werde ohne Weiteres an die Ausnützung Ihrer schätzenswerthen Angaben schreiten, haben Sie vorläufig meinen besten Dank."

Anna erhob sich; sie verstand den Kommissar, man bedurfte ihrer nicht weiter. Auch der Dienstmann wollte sich entfernen, aber der Beamte hielt ihn zurück.

„Bleiben Sie noch," sagte er, „wir brauchen Sie zur Feststellung der Persönlichkeit jener Unbekannten, die Ihnen den Auftrag des Maurermeisters Körbe übergeben hat."

Der Kommissar ging in das Nebengemach und verhandelte dort im Flüstertone mit zwei in Civil gekleideten Herren. Dann kehrte er zu dem Dienstmanne zurück und ersuchte diesen, ihm zu folgen.

Vor dem Gerichtsgebäude stieg er mit seinem Begleiter in eine Droschke und fuhr nach der Rosenstraße. In einem zweiten Wagen folgten die beiden Herren — Geheimpolizisten — mit denen der Kommissar vorher unterhandelt hatte. An der Ecke der Rosen- und Auguststraße hielten die Wagen und die Insassen stiegen aus.

Der Zufall war dem jungen Kriminalkommissar heute besonders günstig. Im selben Augenblick, da er den Fuß auf die Schwelle der Wohnung Jonas Ball's setzte, schritt eine dicke Frau mit einem Marktkorb unter dem rechten Arme die ausgetretene Holztreppe nach dem ersten Stock hinauf.

Der Dienstmann berührte die Schulter des Beamten.

„Das ist sie," flüsterte er, „ich würde die Dicke unter Tausenden wieder erkennen!"

Der Kommissar nickte, ersuchte dann seine Begleiter, sich im Hausflur zu postiren und schritt der Frau mit dem Marktkorbe nach, die hinter einer Thüre der ersten Etage verschwunden war. An dieser Thüre stand auf einem Porzellanschilde: „Wittwe Meyer." Darunter klebte ein Zettel mit der Aufschrift: „Ein- und Verkauf von getragener Garderobe, Gold- und Silberwaaren u. s. w."

„Spitzbubengesellschaft!" murmelte der Kommissar, indem er die Klingel zog. Die dicke Frau öffnete selbst.

„Sind Sie Frau Meyer?"

„Das bin ich" — ein mißtrauischer Blick flog über den Fremden — „was wünschen Sie?"

Der Kommissar trat in das Zimmer und zog rasch die Thüre hinter sich zu.

„Ich bin Beamter der Kriminalpolizei und bereit, Sie auf der Stelle verhaften zu lassen, wenn Sie mir nicht angeben, wer Sie beauftragt hat, am Abend des 11. September einen an der Ecke der August- und Rosenstraße postirten Dienstmann zu dem Buchhalter Waller zu schicken."

Die Frau stieß einen Schrei aus. „Helf' mir der Himmel," kreischte sie auf, „ich wußte es ja, daß aus der ganzen Geschichte nichts Gutes heraus kommen würde! Glauben Sie mir, Herr Kommissar, ich bin unschuldig, ich bin eine ehrliche, rechtschaffene Frau, und ich hätte mich nun und nimmer auf die Schwindelei eingelassen, hätte mir mein Bruder, der Lump, nicht gesagt, daß es sich nur um ein harmloses Späßchen handle!"

„Wer ist Ihr Bruder?"

„Der Jonas Ball, Herr Kommissar, er wohnt unten, gleich links vom Eingang."

„Und er hat Sie zu dem Dienstmann geschickt?"

„Das hat er, Herr Kommissar, ich kann meine Seligkeit verpfänden — das hat er!"

Der Beamte wußte genug, die geheimnißvolle Angelegenheit entwickelte sich immer klarer. Er verließ die Wohnung der Frau Meyer, beauftragte einen seiner Leute, dieselbe vorläufig zu bewachen und klopfte dann bei Jonas Ball an. Der kleine Mann saß wie gewöhnlich am Pulte und kritzelte in einem mächtigen Folianten, neben dem ein Butterbrod auf einem Stück Zeitungspapier lag.

„Herr Ball?"

„Habe die Ehre, mein Herr — womit kann ich dienen?"

„Ich habe den Auftrag, Sie als Mitthäter an der Beraubung des Buchhalters Waller zu verhaften. Sperren und widersetzen Sie sich nicht, Jonas Ball, meine Leute stehen vor der Thüre, und Herr Felix Bergheim hat bereits Alles eingestanden. Leugnen ist also überflüssig."

Der Kommissionär wäre vor Schrecken beinahe von seinem dreibeinigen Sessel gefallen, auf dem er bleich und zusammengebrochen, ein Bild des Jammers, hing.

„Bergheim hat gestanden," ächzte er, „o dieser Schuft, o diese erbärmliche Kreatur! Er ist an Allem Schuld, er hat mich verführt, Herr Kommissar, hat mir immer gesagt, ich solle die höchsten Prozente vom jungen Herrn Horsten nehmen, hat mich überredet —"

„Das können Sie uns Alles später erzählen," fiel der

Beamte anscheinend ärgerlich ein, „jetzt ist keine Zeit zu derlei Anklagen. Packen Sie Ihre Sachen zusammen und folgen Sie uns, Ihre Schwester wird Ihnen Gesellschaft leisten, damit Sie sich auf dem Wege nach dem Gerichtsgebäude nicht langweilen. Aber nun ein wenig schnell, wenn ich bitten darf!" — — —

Felix Bergheim war im Comptoir bei seinen Büchern beschäftigt, als ihm gesagt wurde, daß im Sprechzimmer ein Herr seiner warte. Bergheim verließ seinen Platz und begab sich in das bezeichnete Gemach, in dessen Mitte sein Chef und der Kriminal-Kommissar standen. An der Thüre nach dem Korridor hatten zwei Polizisten in Uniform Posto gefaßt.

Als Felix die beiden Polizisten erblickte, huschte über sein jugendliches Gesicht urplötzlich eine fahle Blässe, dann faßte er mit der Hand nach dem Herzen und brach lautlos zusammen.

## 8.

Das hauptstädtische „Morgenblatt" brachte in seiner Nummer vom 25. November unter der Rubrik „Forensische Mittheilungen" folgenden Artikel:

„Mit der heutigen Verhandlung des Prozesses gegen **Bergheim und Genossen** hat auch der letzte Akt dieses Sensationsdrama's ausgespielt. An einer anderen Stelle unseres Blattes findet der Leser eine fast wortgetreue Wiedergabe dieser Schlußverhandlung; bei dem allgemeinen Interesse aber, welches der Prozeß Bergheim gerade in den ersten Kreisen unserer Gesellschaft erregte, können wir es

uns nicht versagen, in Form eines Stimmungsbildes noch einen kurzen Rückblick auf denselben zu werfen.

Für Psychologen muß die Entwickelung dieser tragischen Angelegenheit einen ganz besonderen Reiz gehabt haben. Der Angeklagte ist ein junger Mann, dem das beste Leumundszeugniß vorausgeht. Er stammt aus guter Familie, sein ganzes Auftreten ist ein durchaus sympathisches, nur zuweilen wirkt das nervöse Zwinkern seiner auffallend glänzenden Augen ein wenig befremdend; vielleicht mag auch ein Menschenkenner im Blick des jungen Mannes zeitweise etwas Lauerndes entdecken, das auf heimliche Tücke schließen läßt. Felix Bergheim ist der Sohn des verstorbenen Prokuristen der Firma Karl Andreas Horsten und sozusagen in diesem großen, bekannten und geachteten Handelshause erzogen worden. Herr Philipp Horsten, der Chef der Firma, läßt ihm mit seinem eigenen Sohne Eduard Unterricht ertheilen und schickt die beiden Jünglinge späterhin gemeinsam auf Reisen. Felix und Eduard werden intim befreundet — kein Wunder, denn auch Ersterer gilt fast als Sohn des Hauses. Bergheim ist kein Undankbarer; als Mitglied des Geschäftspersonals der Firma Horsten ist er allen Anderen ein Vorbild an Fleiß, Pflichttreue und Anstelligkeit. Der Chef hat alle Ursache, mit seinem Zöglinge zufrieden zu sein, und er ist es auch, ist es um so mehr, als sich der gute Einfluß, den Felix auf seinen Sohn ausübt, gar nicht verkennen läßt.

Da plötzlich wendet sich das Blatt. Felix Bergheim, bisher ein treuer und wirklich aufrichtiger Freund des jungen Eduard Horsten, wird dessen erbittertster Feind.

Glühender Haß verzehrt seine Seele, eine heiße Rachsucht ergreift ihn und erstickt alle guten Keime im Herzen des jungen Mannes. Sein ganzes Streben konzentrirt sich fürderhin auf den einen Zweck: den ehemaligen Freund zu vernichten — moralisch, physisch, materiell, ganz gleich wie! Bis dahin ein wohlmeinender Rathgeber Eduard's, wird Felix nunmehr dessen Verführer. In den Augen des Vaters gilt er zwar immer noch als der Intimus Eduard's, ganz im Geheimen aber ist er dessen böser Dämon. Er bringt ihn in schlechte Lokale, reizt ihn zum Spiel und führt ihn endlich einem alten Gauner in die Arme, einer jener Harpyen, die es sich zum Berufe gemacht haben, unsere Jugend zu ruiniren. Damit aber noch nicht genug. Gemeinsam mit Jonas Ball, jenem Gauner uud Halsabschneider, entwirft Bergheim einen Plan, an dessen gelungener Ausführung zwar auch der Zufall, dieser beste Freund aller Halunken, mitgearbeitet hat, der aber doch so raffinirt ersonnen ist, daß er einen in Sünden ergrauten Verbrecher zum Verfasser haben könnte. Man beschließt, einen Einbruch im Hause Horsten zu verüben und durch Verdachtsmomente gravirender Art die Schuld auf Eduard zu lenken. Eine passende Gelegenheit, die den eigentlichen Plan freilich ein wenig verändert, findet sich bald. Am Nachmittage des 11. September hört Bergheim durch einen Zufall, daß der Buchhalter Waller noch in letzter Stunde eine Summe von 150,000 Mark auf der Bank deponiren soll. Ein blitzartiger Gedanke schießt dem jungen Mann durch den Kopf: der projektirte Einbruch wird aufgegeben, Ueberfall und Beraubung soll an seine Stelle treten. Er

stürmt zu Jonas Ball, mit ihm Näheres zu besprechen. Zunächst muß der Buchhalter Waller verhindert werden, das fragliche Geld abliefern zu können. Die Schwester Ball's, Wittwe Meyer, ein vielbestraftes Individuum, wird zu einem Dienstmann geschickt, der Waller melden soll, daß sein Schwager ihn um acht Uhr in einer Weinstube erwarte. Der Dienstmann trifft Waller im Hause Horsten nicht mehr an, auf der Treppe stößt er jedoch auf einen jungen Herrn, der ihm sagt, daß der Buchhalter auf die Bank gegangen sei. Der Dienstmann eilt fort, Bergheim aber wirft sich in eine Droschke und fährt eilends in die Nähe der Bank; es glückt ihm auch wirklich, den alten Buchhalter noch vor derselben zu treffen und so lange aufzuhalten, bis es sieben Uhr geschlagen hat. Der erste Coup ist geglückt: der Buchhalter hat sein Geld nicht deponiren können. Waller geht in die Weinstube, die ihm (angeblich) sein Schwager als Rendez-vous bestimmt; Bergheim folgt ihm, überzeugt sich, daß Waller die 150,000 Mark noch bei sich trägt und daß er das Gasthaus vor elf Uhr nicht verlassen wird. Gegen zehn Uhr empfiehlt sich Bergheim, stürzt eilends zu Jonas Ball und bekleidet sich dort mit einem hechtgrauen Ueberzieher, wie ihn der junge Horsten zu tragen pflegt und wie Bergheim ihn bereits vor einiger Zeit seinen Plänen entsprechend hat anfertigen lassen. Dann begibt er sich in den dunklen Hausflur und versteckt sich dort. Der Raubanfall gelingt; geknebelt, gebunden und ohnmächtig bleibt der Buchhalter Waller liegen. Währenddessen eilt Bergheim mit seinem Raube zu Jonas Ball,

deponirt ihn dort, kleidet sich abermals um und kehrt erst gegen Mitternacht nach Hause zurück, um das unglückliche Opfer seines Verbrechens aus der peinvollen Lage, in der er es zurückgelassen, zu — retten.

Die Spekulation Bergheim's hatte sich als richtig erwiesen. Waller hatte beim Aufflackern eines Schwefelholzes die Gestalt Eduard Horsten's und dessen grauen Paletot zu erkennen geglaubt. Am nächsten Morgen fand Kowalczek, der Hausknecht, auch noch das Messer seines jungen Herrn am Ort der That vor, dasselbe Messer, das Bergheim Eduard gelegentlich entwendet; die ersten Beweise dafür, daß der junge Horsten der Schuldige, waren also gegeben. Nun kam auch noch der Zufall dem Verbrecher zu Hilfe. Er wußte zwar, daß Eduard Horsten, der als Sohn eines reichen Mannes ein flottes Leben liebte, von seinem Vater verhältnißmäßig ziemlich kurz gehalten wurde und infolge dessen häufig in Geldverlegenheiten kam, wußte aber nicht, daß dieser am Abend des Attentats in einem Spielclub eine größere Summe gewonnen hatte. Er erfuhr dies erst durch seinen Komplicen Jonas Ball. Bei Jonas Ball hatte Eduard Horsten nämlich einen Ehrenwechsel auszulösen und er benutzte dazu die erspielten Gelder. Bergheim wußte es nun einzurichten, daß der alte Herr Horsten sich persönlich bei Ball nach den Finanzgeschäften seines Sohnes erkundigte; dem alten Herrn fiel es auf, daß Eduard eine größere Summe bezahlt hatte, ohne dieselbe von ihm, dem Vater, erhalten zu haben — von trüben Ahnungen ergriffen, ließ er sich die Banknoten vorlegen die Eduard in Zahlung gegeben,

und siehe da! dieselben gehörten der Waller geraubten Summe an. In der richtigen Voraussicht, daß die Nummern der geraubten Banknoten kaufmännischer Usance zufolge aufgeschrieben worden seien, hatte Ball laut Verabredung mit Bergheim Herrn Horsten statt der dreizehn Tausendmarkscheine, die Eduard in Wahrheit gezahlt, dreizehn Scheine des gestohlenen Geldes vorgelegt. Nun konnte auch für den eigenen Vater kaum noch ein Zweifel existiren, daß sein Sohn ein Verbrecher sei!

Und dennoch — das Vaterherz verzweifelte nicht: auch jetzt glaubte Herr Horsten noch nicht an die Schuld Eduard's! Er beschloß eine Untersuchung auf eigene Hand. Das paßte Bergheim schlecht — der Nichtswürdige wollte den einstigen Freund öffentlich am Pranger sehen! Kowalczek, der Hausdiener Horsten's, war aus dem Geschäfte entlassen worden, und mit ihm setzten Bergheim und Ball sich nun in Verbindung. Kowalczek erhielt eine größere Summe behufs Uebersiedelung nach Amerika und denunzirte dafür Eduard Horsten bei der Staatsanwaltschaft. Nunmehr mußte das Gericht einschreiten und es schritt ein, aber zu Ungunsten der Verbrecher. Unsere Leser wissen, auf welche Weise die Wahrheit an den Tag kam.

Diejenigen, die aus Interesse zur Sache den Verhandlungen dieses eigenartigen Prozesses persönlich beigewohnt, werden sich oft gefragt haben, wie es nur möglich sei, daß einen bisher völlig unbescholtenen und rechtlichen Menschen urplötzlich mit wahrhaft fieberhafter Gewalt der Dämon der Rachsucht erfassen und zum Verbrechen treiben könne. In der meisterhaften Rede des Vertheidigers Felix

Bergheim's finden wir die Lösung dieses räthselhaften psychologischen Vorgangs. Der Wahnsinn der Eifersucht hat den Unglücklichen zu Grunde gerichtet!

Dramatisch, wie der ganze Verlauf des Prozesses, war auch der Abschluß desselben. Mit lauter Stimme verkündete der Präsident das Urtheil: je sieben Jahre Zuchthaus für Bergheim und Ball, zwei Jahre Zuchthaus für die Mitthäterin Wittwe Meyer und dementsprechende Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte. Der Präsident hatte noch nicht ausgesprochen, als ein Schrei den Schwurgerichtssaal durchtönte. Felix Bergheim hatte ihn ausgestoßen. Seine zitternde Hand griff nach dem Munde, dann stürzte er, von Krämpfen geschüttelt, zu Boden. Zwei Minuten später war er todt. Auf bisher noch nicht aufgeklärte Weise war es ihm gelungen, sich ein stark wirkendes Gift zu verschaffen, das er unmittelbar nach der Urtheilsverkündigung zu sich nahm."

---

Wenige Monate nachher erhielt die Firma Karl Andreas Horsten einen neuen Chef. Der alte Herr, dessen Haar in wenigen verhängnißvollen Tagen gänzlich ergraut ist, hat sich von den Geschäften zurückgezogen. Sein Sohn Eduard ist an seine Stelle getreten, nicht mehr der Eduard von früher, sondern ein Mann im besten Sinne des Wortes. Treu zur Seite steht ihm Anna, sein blühendes Weib — seine Retterin.

Auch der Buchhalter Waller unterstützt wieder eifrig seinen neuen Chef und Schwiegersohn; nach wie vor besucht er allabendlich die Weinstube von Bachmüller, um sich

mit seinen ehemaligen Collegen Anekdoten zu erzählen und sauren Mosel zu trinken. Geld aber nimmt er niemals mehr dahin mit, als er eben braucht, um seinen Schoppen zu bezahlen.

---

# Das Stiftsfräulein von Marienfließ.

## Eine Hofgeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Von

**Roderich Treuhorst.**



In der frühen, sagendurchwebten Geschichte fast eines jeden deutschen Fürstengeschlechtes findet man, daß eine bestimmte Frau durch ihr Auftreten wesentlichen Einfluß auf die Geschicke desselben ausgeübt hat, und daß auch nach ihrem, fast regelmäßig tragischen Ende ihr noch ein übernatürliches Einwirken zugeschrieben wird.

Wie Epheu alte Thürme manchmal im Laufe der Jahre so dicht überzieht, daß man kaum ihre Umrisse noch zu erkennen vermag, so verdecken die Gebilde der Sage die historischen Gestalten, die so verhängnißvoll für ein Geschlecht gewesen sein sollen, oft in dem Maße, daß sie kaum sich wiederfinden lassen. So ist es mit den ‚weißen Frauen‘ in Berlin, Bayreuth, Stuttgart, so mit der Krötenfrau in Dessau und mit andern Gestalten an vielen andern Orten.

Von Sidonie v. Borke dagegen, der ‚Ahnfrau‘ der Herzöge von Pommern, hat uns die Geschichte Lauf und Ende des Lebens genau aufbewahrt. Sidonie war die Tochter eines der angesehensten pommer'schen Edelleute, Otto's v. Borke, der auf Stramehl seinen Rittersitz hatte; in diesem kleinen Pfarrdörfchen, das ehedem in der pommer'schen Geschichte als Stadt Wulfsberg eine größere Rolle gespielt hatte, und im 14. Jahrhundert zerstört worden war, wurde Sidonie geboren und dort verlebte sie auch ihre Kindheit. Später, als sie zu einer stattlichen Jungfrau, deren Schönheit und Liebreiz die Herzen der jungen Männer umstrickte, herangewachsen war, kam Sidonie an den Hof des Herzogs Philipp I. von Pommern-Wolgast. Die Lebenslust des alten Fürsten und der jungen ritterlichen Prinzen hatte die Hofhaltung in Wolgast glänzender gemacht, als die der benachbarten Regenten zu sein pflegte, und Sidonie v. Borke's Schönheit machte sie bei solchen Hoffestlichkeiten bald zur gefeiertsten Erscheinung am Wolgaster Hofe.

Bildung verlangte jene rauhe Zeit von einer Frau nicht gerade viel, aber es wird unsere Leserinnen doch überraschen, daß Sidonie kaum ihren Namen schreiben konnte. Trotz ihrer kindlichen Unwissenheit ward sie aber von den besten Edelleuten des Landes umschwärmt, indeß sie wies alle ab; die Einen sagen, weil sie bereits eine Liebe im Herzen trug, die Andern, weil ihr grenzenloser Ehrgeiz jedes weichere Gefühl unterdrückte.

Es war bald am Hofe kein Zweifel mehr, daß der melancholische Lautenspieler, Prinz Ernst Ludwig, der sich von

allen Festlichkeiten und namentlich von den wüsten Trinkgelagen zurückzog, der erklärte Liebhaber Sidonie's v. Borke sei, ja Viele sprachen sogar von einer heimlichen Ehe zwischen Beiden. Daß Sidonie bei der Ehrsucht, die ihr ganzes Wesen beherrschte, an eine faktische Verbindung mit dem Prinzen gedacht haben mag, ist möglich; doch weiß man nur den Schluß dieser romantischen Liebesgeschichte: Herzog Philipp bestimmte seinem Sohne eine welfische Prinzessin zur Gemahlin, und der junge Prinz Ernst Ludwig zögerte nicht gar lange, den Bund mit jener zu schließen. Sidonie verließ tief verletzt den Hof, den Schauplatz ihrer ehemaligen Triumphe, und nahm nach dieser Enttäuschung einen tiefen, unergründlichen Haß gegen das Fürstengeschlecht, dem der Ungetreue angehörte, mit sich in die Einsamkeit.

Als ihr Vater starb, hinterließ er ihr zum dürftigen Unterhalte nur einige Bauernhöfe zu Zachow. Sidonie aber band sich nicht an einen festen Wohnsitz. Sie lebte bald in Regenwalde oder Freienwalde, bald in Stargard; längere Zeit fand sie einmal eine angemessene Unterkunft bei der Herzogin Klara Marie von Mecklenburg, der Tochter des Herzogs Bogislaus XIII., die sich der armen Verlassenen und fast ganz Haltlosen freundlich annahm. Man erfährt nicht, welches harte Geschick sie dort wieder aus der Ruhe aufrüttelte und sie von Neuem in die unruhevolle Welt hinausstieß. Aus Mitleid und auf Fürsprache pommer'scher Edelleute nahm Herzog Bogislaus XIII. Sidonie v. Borke, die jetzt bereits 57 Jahre alt war, im Jahre 1604 in das Kloster Marienfließ auf. Vielleicht geschah es auch, um ein altes Unrecht, das ein Glied des

pommer'schen Herzogshauses ihr einst zugefügt hatte, wieder zu sühnen, denn schon damals war es bekannt, wie bitteren Haß die Unglückliche gegen die pommer'schen Fürsten im Herzen trug.

Von ihrer Aufnahme in die Klostermauern von Marienfließ aber beginnt recht eigentlich die Leidensgeschichte der Sidonie v. Borke; zum Theil hat sie durch ihren Trotz, ihre Verbitterung und ihren dämonischen Haß das Unheil selbst über ihr Haupt heraufbeschworen, aber zum Theil trägt an ihrem Untergange auch die thörichte Verblendung und der theils kindische, theils fürchterliche Aberglaube ihrer Zeitgenossen die Schuld.

Wie es im Leben oft zu gehen pflegt, daß Frauen, die in ihrer Jugend wegen ihrer Schönheit mit Huldigungen überschüttet worden sind, im Alter griesgrämig und eigensinnig ihren Mitmenschen mit besonderem Geschick das Leben zu verbittern suchen, so scheint es mit Sidonie ebenfalls gewesen zu sein. Wenigstens nennt sie der Klosterhauptmann Johann v. Hechlhausen einmal in einem Berichte an den Herzog einen „Klosterteufel" und eine „Schlange" und weiß von ihrer Boshaftigkeit gegen die übrigen Klosterjungfrauen recht üble Geschichten zu erzählen. Es kann darüber kein Zweifel sein, daß die Stiftsdame recht wenig Eigenschaften besaß, welche sich für das stille, friedliche Leben im Kloster schickten, und daß sie bald so verhaßt in Marienfließ war, daß man schon wenige Jahre nach ihrer Aufnahme wieder an ihre Entfernung dachte. Trotzdem scheint sie vom Herzoge selbst geschützt worden zu sein, denn sie blieb trotz der schweren

Anklagen, die das Kloster gegen sie erhob, und trotzdem sie sich allezeit in harte Schmähungen ergoß gegen das pommer'sche Fürstenhaus, das an all' ihrem Unglück Schuld sei, im Kloster.

Schon in den eben erwähnten Anklageschriften wird der Sidonie v. Borke vorgeworfen, daß sie kranke Menschen und Thiere besprechen könne, mit ihren Arzneibüchern wunderliche Kuren unternähme und nicht frei vom Umgange mit dem Teufel sei, weswegen ihr denn auch der Klosterpfarrer David Lübecke das Abendmahl verweigert hatte. Dazu sagte man ihr ganz offen nach, daß sie an dem Tode ihres ehemaligen Geliebten, des Herzogs Ernst Ludwig von Pommern, schuld sei, der allerdings unter sehr auffallenden Umständen starb.

Wenn man auch über den wahren Zusammenhang der dunklen Umstände, wie sie sich um das Lebensende des Herzogs gruppirten, nie recht klar geworden ist, so steht doch so viel fest, daß an dem Hofe zu Wolgast damals eine ganz tolle Wirthschaft geherrscht haben muß. Der gesammte Hof und Herzog Ernst Ludwig selbst steckte bis über die Ohren im absurdesten Aberglauben. Ein brandenburgischer Magister trieb seit dem Jahre 1583 mit dem Fürsten zu Wolgast die Künste der Alchemie und der sympathischen Kuren und ängstigte den schwachen Herrn mit bangen Weissagungen. Ja, ein neidischer Collega beschuldigte den Magister sogar, daß er den Teufel in einem Krystallglase bei sich führe, mit dessen Hilfe er Kalender machen könne, weissage und sonstige gefährliche Künste triebe.

Es kann uns also kaum Wunder nehmen, daß über dem tollen Treiben Herzog Ernst Ludwig tiefsinnig wurde, gerade als seine Tochter Elisabeth in eine schreckliche Gehirnkrankheit verfiel, die man dem Einwirken einer dem pommer'schen Fürstenhause feindlichen Zauberin zuschrieb. Eine eingehende Untersuchung wurde über diese dunklen Vorgänge angestellt, man zog viele Frauen ein, von denen man in die Akten schrieb, daß „sie sich einander die Teufel in Kobern und Körben zugeschickt haben sollten“, aber Sidonie v. Borke wurde, trotzdem sich der schwerste Verdacht auf sie lenkte, damals noch nicht verhaftet, auch nicht, als plötzlich der Fürst an der Kopfrose — eine Krankheit, deren Entstehen man mit Vorliebe zauberischer Einwirkung zuzuschreiben pflegte — starb.

Weit lauter ließen sich aber Anklagen gegen Sidonie vernehmen, als im Jahre 1610 Joachim v. Wedell auf Kremtzow, der ihr mehr als einmal öffentlich die Schuld am Tode des Herzogs Ernst Ludwig zugeschrieben hatte, an einer unbekannten Krankheit plötzlich starb. Dazu war die alte Jungfer auch unklug genug, ihre Freude über den Tod des Mannes offen auszusprechen und sich mit allerlei Leuten einzulassen, denen das abergläubische Volk den Umgang mit dem Teufel und Zauberei nachsagte. Eine solche abenteuerliche Figur war die „dicke Wolde Albrechts“, die ehedem ein wildes Zigeunerleben geführt hatte; diese alte, halbverrückte Person, die in einem einsamen Waldhüttchen bei Marienfließ wohnte und von den Bauern als eine gefährliche Zauberin scheu gemieden wurde, hatte sich Sidonie zur Vertrauten gewählt, und je thörichter Alles

war, was die Beiden in einsamen Stunden trieben, desto mehr häufte sich der Verdacht der Zauberei gegen sie. Aber der Hof wies alle Klagen ab, ja, einige der Stiftsdamen, die sich zu ehrenrührigen Schmähungen gegen ihre Mitschwester hatten fortreißen lassen, wurden sogar bestraft. Das Blatt wendete sich erst im Jahre 1615.

Sidonie's Neffe, Otto v. Borke, ging um diese Zeit damit um, der alten Frau die kleinen Bauernhöfe zu Zachow, die ihr von ihrem Vater testamentarisch zum Unterhalt vermacht worden waren, zu entziehen und dieselben an seinen Vetter Jost v. Borke abzutreten. Sidonie klagte gegen Otto, Herzog Philipp aber, dessen Liebling Jost v. Borke war, wies sie ab, und je ungerechter diese Handlungsweise war, desto entfesselter sprach sich der Haß Sidonie's gegen ihre Verwandten und gegen den Herzog aus. Sie scheute sich nicht, offen davon zu sprechen, daß sie täglich um Erlösung von ihren Feinden bete, und sie wüßte, daß die Erfüllung ihres Gebetes eintreten würde.

Unglücklicher Weise für Sidonie v. Borke hatte sie darin Recht, denn es war kaum ein Jahr vergangen, so erkrankte Otto v. Borke und starb nach wenigen Tagen, ohne daß die Aerzte recht wußten, welcher Krankheit der kräftige Mann so plötzlich erlegen sei. „Zauberei" flüsterte man sich sofort zu und wies mit Fingern auf Sidonie, die in ihrer Verblendung ihrer Freude über den Tod des feindlichen Verwandten offenen Ausdruck gab.

Auch zu Herzog Philipp's Ohren drang der böse Ruf der Frau; vom Kloster kamen Klagen über Klagen, und er entschloß sich endlich, die Untersuchung im Kloster

selbst gegen Sidonie v. Borke vorzunehmen. Als er aber an einem Oktoberabende des Jahres 1617 in der Nähe von Marienfließ im Dorfe Satzig ankam, überfiel ihn plötzlich heftiges Unwohlsein, und schon am nächsten Tage war er eine Leiche. Man kann sich denken, welch' großes Aufsehen dieser neue Todesfall erregte, und wie nur noch eine Stimme der Anklage gegen Sidonie war. Die thörichte Alte aber ahnte nichts von dem ihr drohenden Verderben, sie hielt auch jetzt nicht zurück mit ihrer Schadenfreude über einen Todesfall, der ihren eigenen Untergang herbeiführen sollte.

Herzog Franz, der vielleicht noch abergläubischere und jedenfalls härtere Nachfolger Herzogs Philipp's, hielt es für seine Pflicht, die Frau, der die öffentliche Meinung so schwere Beschuldigungen nachsagte, zur Rechenschaft zu ziehen und übertrug die Leitung der Untersuchung dem öffentlichen Ankläger Christian Lübicke, einem Manne, der neben seiner anerkannten Boshaftigkeit bis über die Ohren in dem kindischsten Aberglauben seiner Zeit steckte und sogleich ein förmliches Hexengericht installirte.

Zuerst wurde die „dicke Wolde" eingezogen, und da sie allgemein in dem Rufe einer gemeingefährlichen Person und bösartiger Zauberei stand, so machte man wenig Umstände mit ihr und unterwarf sie der Tortur. Natürlich gestand sie, was die Untersuchungsrichter eben wissen wollten: daß sie gemeinsam mit dem Klosterfräulein Zauberei getrieben, daß ebenso wie sie auch Sidonie v. Borke einen Teufel besitze, dessen Name „Chim" sei, und daß dieser auf ihre Bitten die verschiedenen Personen zu Tode gebracht habe.

Die Wolde blieb bei ihrer Aussage auch noch, als Sidonie v. Borke ihr gegenüber gestellt wurde, und der Gerichtshof beeilte sich, die gefährliche Zauberin möglichst schnell aus der Welt zu schaffen. Am 8. Oktober ging der erste Akt des schauerlichen Trauerspiels zu Ende, indem die „dicke Wolde" auf einem freien Platze vor dem Kloster Marienfließ öffentlich verbrannt wurde.

Vier Tage später wurde Sidonie v. Borke, der man jetzt auch den plötzlichen Tod des Klosterpfarrers David Lüdecke und des Klosterpförtners Mathias Winterfeld schuld gab, aus dem Kloster entfernt; man untersuchte ihre Zelle, aber fand nichts in derselben als fromme Bücher; trotzdem brachte man sie als Gefangene nach dem zerfallenen Schloß Oederburg, um ihr den Prozeß zu machen. Man mag sich einen Begriff machen, wie wenig schwerwiegend das Anklage-Material war, wenn als besonders belastend für sie angesehen wurde, daß sie bei den zahlreichen Hexenverbrennungen stets die Richter ungerecht gescholten habe, die nicht wüßten, was sie thäten, und den armen Opfern jedesmal das Todtenhemd zugeschickt habe! Man sieht daraus, Sidonie hatte gesunden Menschenverstand und sie hatte gewagt, gegen die thörichten Vorurtheile öffentlich aufzutreten — das aber hat noch Niemand ungestraft gethan.

Der Fiskal Christian Lübicke gab sich unterdessen alle erdenkliche Mühe, um ein möglichst umfangreiches Anklagematerial gegen die Unglückliche zusammen zu bringen, und nahm es dabei mit den Quellen, aus denen er dasselbe schöpfte, nicht genau. Der ganze Prozeß ist das

Zerrbild einer geordneten Rechtspflege. Lüdicke konnte schon im Februar die Anklageakten mit 74 Klageartikeln, unter denen sich das albernste Weibergeschwätz befand — z. B. daß Sidonie sich einen „Sachsenspiegel“, jenes alte Rechtsbuch der Sachsen, verschafft habe und daraus mit Hilfe ihres Teufels „Ch'm“ wahrsagen könne, ferner daß sie im Stande sei, durch ihr Gebet das Leben anderer Personen zu verkürzen und diese Macht gegen eine ganze Anzahl ihrer Feinde, darunter gegen ihren ehemaligen Liebhaber Ernst Ludwig und den Herzog Philipp in Anwendung gebracht habe und dergleichen unsinniges Zeug mehr, — an den Schöppenstuhl zu Magdeburg einsenden, um die Erlaubniß von dort zur Anwendung der peinlichen Frage gegen die Angeklagte zu erlangen.

Zwar trat Sidonie's Vertheidiger Stax Lothmann mit aller Energie gegen das leichtsinnige und ungerechte Verfahren des Anklägers auf, aber er bezweckte damit im Ganzen nichts weiter, als daß Lüdicke mit fundamentalen Grobheiten antwortete, den Advokaten „einen ungeschliffenen Supplikantenschmied und Schneidersſohn, der ehrlichen Leuten die Schuhe schmieren müßte und verdient hätte, mit Ruthen gestrichen zu werden“ nannte, und den Untergang der Klientin Lothmann's, so viel an ihm lag, beschleunigte.

Der Schöppenstuhl zu Magdeburg hatte unterdessen auf Tortur erkannt, und der alte Rittersaal der Oderburg erlebte am 28. Juli 1620 das grausige Schauspiel, daß die achtzigjährige Greisin den erfinderischen Martern einer kannibalischen Rechtspflege unterworfen wurde. Die arme

Alte, von allen Menschen verlassen und nur von Feinden umgeben, bekannte unter den furchtbaren Schmerzen der „spanischen Stiefeln" Alles, was die Anklage wollte, daß sie einen Teufel Namens „Chim" besitze, daß derselbe auf ihre Bitten die beiden Herzöge sowie die übrigen Personen, wie den Klosterpfarrer, den Pförtner und ihren Neffen mit Merkurium im Bier vergiftet habe, kurzum, daß sie als Zauberin gelebt und gewirkt habe. So widersinnig heute ein solches Bekenntniß klingen mag, damals genügte es, um den Gerichtshof zur Verurtheilung der Sidonie v. Borke zum Feuertode zu bestimmen. Die arme, gehetzte und geängstigte Alte bat selbst um den Tod, sie wollte das elende Leben nicht länger tragen.

Den tiefsten Eindruck machte der Prozeß auf den Herzog Franz, der keinen Augenblick daran zweifelte, daß Sidonie der Würgengel seines Fürstenhauses sei. Er begab sich selbst, getrieben von Angst in den Kerker der Klosterfrau und bot ihr das Leben an, wenn sie den todtbringenden Fluch, den sie über das pommer'sche Fürstengeschlecht mit Hilfe ihres Teufels ausgesprochen hätte, von seinem Hause nehmen wollte. Voll Trotz über den Unverstand ihrer Peiniger und voll Haß gegen den Urheber ihres Leidens antwortete ihm die Alte höhnisch, „daß das Hängeschloß in welches sie den Fluch geknüpft habe, auch ihr Teufel Chim nicht wieder aus der Tiefe des See's bei Marienfließ hervorholen könne." Und so voller Aberglauben waren die Anschauungen jener sonst so wissenschaftlich angelegten Zeit, daß es Niemanden gab, der ihren Worten nicht vollen Glauben schenkte, und es ist

wunderbar genug, gerade dieser Prozeß gegen Sidonie v. Borke fachte die unselige Wuth, vermeintliche Hexen mit Feuer und Schwert zu verfolgen, von Neuem an. Gerade die Stelle, von der die Erleuchtung hätte ausgehen sollen, die Universität Greifswald ging darin mit üblem Beispiele voran und verhängte noch im Jahre 1660 peinliche Untersuchungen gegen Zauberer; erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts begann sich eine bessere Erleuchtung Bahn zu brechen, so hartnäckig fest saß der Aberglaube selbst in den Köpfen nüchterner, gebildeter Männer fest!

Am 19. August 1620 schickte sich Sidonie v. Borke, einst die beneidete Geliebte des schönsten Prinzen in ganz Pommerland, jetzt gebrochen und vergrämt zu ihrem letzten schweren Gange an; aus Gnade wurde die Unglückliche zuerst enthauptet und alsdann vor den Thoren Stettins verbrannt. Wunderlicher Weise war es übrigens Herzog Franz selbst, der dafür sorgte, daß das Andenken an diese bitterste Feindin seines Hauses nicht vergessen würde; er ließ sie durch seinen Hofmaler malen und das Schicksal hat gewollt, daß dies Bildniß der Gegenwart erhalten worden ist. Danach ist Sidonie v. Borke in dem ganzen Glanze jugendlicher Schönheit dargestellt, um aber zu zeigen, daß hinter diesem schönen Antlitz sich ein teuflischer Charakter verberge, ließ der Maler die „dicke Wolde“ in ihrer ganzen Häßlichkeit Sidonien über die Schulter blicken. Man kann sich kaum einen schreienderen Gegensatz denken, als diese beiden Gesichter neben einander ausüben!

Seitdem mied das Volk abergläubisch die Oederburg,

und bald raunte Einer dem Andern zu, daß dort und im Schlosse zu Stettin die Sidonie als unglückverheißendes Gespenst umginge. So bildete sich die Gestalt der unglücklichen Klosterfrau von Marienfließ, die als ein Opfer ihres eigenen rachsüchtigen Charakters und der thörichten Verblendung ihrer Zeitgenossen fiel, allmählig im Volke zu einer sogenannten ‚Weißen Frau' aus.

Noch sechzig Jahre nach dem Tode Sidonie's erzählt ein sonst verständiger Geschichtsschreiber: „Es waren noch sieben pommer'sche Herzöge am Leben und fünf unter ihnen verehlicht. Allein Gott hat verhängt, daß die zwei unverehlichten ganz jung, die fünf aber in unfruchtbaren Ehen verstarben. Man gibt in Pommern und in der Mark beständig vor, es habe eine adelige Jungfrau Sidonie v. Borke allesamt bezaubert, und dieweil sie nun die Bezauberung nicht habe lösen können, habe man sie durch Urtheil und Recht hingerichtet!"

---

# Londoner Club-Leben.

## Bilder aus der englischen Hauptstadt.

Von

**Wilh. F. Brand.**



England ist das eigentliche Clubland, doch verstehen die Engländer selbst unter „Club land" nur denjenigen Theil von London, der in unmittelbarer Nähe von Pall-Mall und Regent Street gelegen ist, wo ein prächtiges Clubhaus sich an das andere reiht.

Die Idee des Club-Lebens ist uralt. Wie schon die Athener neben ihren allgemeinen Symposien noch andere Zusammenkünfte hatten, wo Jeder seine Portion zum Schmause einsandte und im Uebrigen seinen Antheil der Ausgaben trug, so berichtet auch Cicero (de senectute) bereits von dem Vergnügen, das ihm der Besuch jener sozialen Vereinigungen seiner Zeit gewährte, wo nach altem Herkommen ein Präsident gewählt wurde und wo man Gelegenheit hatte, interessante Unterredungen zu hören.

Die Bezeichnung „Club" gilt allgemein für ein echt englisches Wort, doch leitet es Carlyle wohl nicht mit Unrecht von dem deutschen „Gelübde" ab, das die Grundlage der deutschen Ritterorden bildete. Es ginge uns also mit dem Worte wie mit so manchen deutschen industriellen

Erzeugnissen und manchen anderen deutschen Wörtern — ich weise nur auf das widerwärtige „Waggon" hin —, die erst mit dem Stempel des Auslandes versehen werden müssen, um im eigenen Vaterlande Anerkennung zu finden. Freilich hat „Gelübde" sowohl in der Form wie in der Bedeutung eine wesentliche Aenderung erfahren, bis es zu „Club" wurde, auch ist diese Ableitung keineswegs unbestritten, kam doch das jüngere Wort erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf, wo Aubrey schrieb: „Wir brauchen jetzt das Wort „clubbe" für eine gesellige Vereinigung in einem Wirthshaus." Wie verschieden müssen also jene „Clubbes" von den heutigen „Clubs" der ausgebildetsten Art gewesen sein, die nicht nur auf keine Wirthshäuser mehr angewiesen sind, sondern selbst Prachtpaläste besitzen, mit denen in Bezug auf Eleganz und Comfort die modernsten Restaurants nicht zu wetteifern vermögen; jene Clubs, die nicht nur zur geselligen Vereinigung dienen, sondern auf allen möglichen Gebieten des öffentlichen Lebens, auf wissenschaftlichen, künstlerischen, literarischen, kommerziellen und vorzüglich politischen, bedeutende Mittelpunkte und nicht zu unterschätzende Faktoren bilden.

Die Zahl dieser hervorragenderen und einflußreicheren Clubs allein beläuft sich schon auf mehr als hundert. Ich will daher unter ihnen nur die allerbedeutendsten hervorheben, die fast Alle erst im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts in's Leben gerufen wurden. Der älteste derselben ist „White's Club" in St. James' Street, der schon 1730 begründet worden und noch heute in gutem Ansehen steht. Im Jahre 1814 gab derselbe den damals mit Eng-

land verbündeten und in England anwesenden Souveränen zu Ehren, unter denen auch der Kaiser von Rußland und der König von Preußen sich befanden, einen Ball, dessen Kosten sich auf nahezu 10,000 Pfd. Sterl. — also über 200,000 Mark — beliefen, und drei Wochen später zu Ehren des Herzogs von Wellington ein Bankett für 2480 Pfd. Sterl. 10 Sh. 9 Pence, wie die Annalen des Clubs getreulich verzeichnen. Von dem Herzog und anderen hervorragenden Persönlichkeiten des Heeres und der Flotte wurde dann bald nach der Schlacht bei Waterloo der „United Service-Club" begründet, der aber im Laufe der Zeit so starken Zuspruch erhielt, daß schon 1827 ein zweiter Militär-Club, der „Junior United Service-Club", sich bildete, dem 1838 der „Army and Navy-Club" und 1869 der „Junior Army and Navy-Club" folgte.

Vorzugsweise den Männern der Wissenschaft gewidmet und von Leuten wie Sir Thomas Lawrence, Sir Walter Scott, Thomas Moore u. A. 1824 in's Leben gerufen, ist der „Athenäum-Club", der an der Ecke von Waterloo Place und Pall-Mall ein prächtiges Clubgebäude besitzt. Die Zahl der Mitglieder ist auf 1200 beschränkt, der Zudrang ist aber so groß, daß man schon viele Jahre im Voraus seinen Namen anmelden lassen muß, ehe man überhaupt zur Wahl zugelassen werden kann. Da auf diese Weise Männer, welche dem Club zur Zierde gereichen würden, thatsächlich auf lange Zeit davon ausgeschlossen sein müßten, so hat das Comité das Recht, solche in Anerkennung ihrer persönlichen Verdienste zu außerordentlichen Mitgliedern zu ernennen, eine Ehre, die natürlich

nur den hervorragendsten Geistern der Zeit zu Theil wird und demgemäß in Würdigung steht.

Nicht zu verwechseln mit diesem „Athenäum-Club" ist das „German Athenäum" oder der „Deutsche Verein für Kunst und Wissenschaft", der in Mortimer Street ein recht stattliches Clublokal besitzt und nahezu 500 der angesehensten Deutschen in London, sowie den vaterländischen Künstlern, die sich hier zeitweise aufhalten, eine traute Heimstätte gewährt. Besonders besucht und oftmals höchst interessant sind hier die Unterhaltungsabende, die wissenschaftlichen Vorträgen und dramatischen wie namentlich auch musikalischen Aufführungen gewidmet sind, eine Einrichtung, die in keinem der großen englischen Clubs zu finden ist. Unter den ausländischen Clubs steht dieser jedenfalls bei Weitem obenan, wie denn auch die deutsche Nationalität unter den fremdländischen in London bei Weitem am zahlreichsten vertreten ist.

Ganz besonders wichtig sind die politischen Clubs Englands, die zur Verfechtung von Partei-Interessen in mancher Hinsicht von größerer Bedeutung sind, als das Parlament selbst. Gehen doch von hier aus gelegentlich einer Parlamentswahl noch immer Tausende von Pfund Sterling aus behufs „Bestreitung der Wahlunkosten", d. h. Bestechung und Erkaufung der Wähler; und die Parlamentarier selbst halten hier, wenn es sich um eine besonders wichtige politische Frage handelt, zuweilen erst ihre Meetings ab, die von Lords wie Gemeinen der zustehenden Partei besucht, erst zu den Beschlüssen führen, die hernach dann in den beiden „Häusern" des Palastes von West-

minster gemeinsam verfochten werden. Solche Meetings finden in den Clubs allerdings nur äußerst selten statt, und diese ordnen sich keineswegs unbedingt den Interessen ihrer politischen Partei unter. So geschah es vor etlichen Jahren, daß einige bekannte liberale Politiker und Verwandte eines Kabinetsministers im „Reform-Club" — seit 1834 dem unbestrittenen Hauptquartier des liberalen Heereslagers — nicht aufgenommen werden sollten. Es ist möglich, daß eine geheime Clique innerhalb des Clubs dies zu hintertreiben wußte, möglich auch, daß die soziale Stellung der Kandidaten sie nicht zur Aufnahme geeignet erscheinen ließ; wie dem auch sei, jedenfalls waren die liberalen Führer über diese Entscheidung des Clubs dermaßen erbost, daß sie sofort zur Gründung eines neuen Clubs schritten, der in erster Reihe den Partei-Interessen dienen sollte. So entstand 1882 der „National Liberal Club", der 4500 Mitglieder zählt, also bei Weitem mehr, als irgend ein anderer Londoner Club und mehr als dreimal so viel, als der „Reform-Club". Indessen ist der „National Liberal Club" mehr als Partei-Institution hervorragend, denn als Club im eigentlichen Sinne; während der „Reform-Club" gerade als Club durch diese Trennung eine gewisse Läuterung erfahren hat. Das Gebäude des „Reform-Clubs" in Pall-Mall gehört zu den großartigsten Bauten seiner Art. Es ist eine Nachbildung des Palazzo Farnese in Rom und soll über 100,000 Pfd. Sterl. — also mehr als 2,000,000 Mark — gekostet haben. Die Vorderseite ist 135 Fuß lang, und der Bau enthält einschließlich einer Anzahl von Schlafzimmern für die Mit-

glieder 134 Räume. Ein anderer hervorragender liberaler Club ist der „Devonshire-Club“ mit 1500 Mitgliedern.

An der Seite des „Reform-Club“ erhebt sich das Hauptquartier der anderen großen politischen Partei, der konservative „Carlton-Club“, gleichfalls ein prächtiges Gebäude, wenn auch vielleicht ein wenig überladen mit Verzierungen. Der Club datirt von 1832 her und hat 1600 Mitglieder.

Andere namhafte konservative Clubs sind der „Junior Carlton“, der „Conservativ-“, der „Beaconsfield-“ und der „St. Stephan-Club“. Unter den Künstler-Clubs stehen der „Savage-Club“ und der „Garrick-Club“ obenan. Zu dem Ersteren gehört auch der Prinz von Wales, doch sein eigentlicher, von ihm und seinen persönlichen Freunden selbst begründeter Club ist der „Marlborough-Club“ in Pall-Mall, der daher wohl der exklusiveste von allen ist und nur solche Herren als Mitglieder zuläßt, die dem Prinzen persönlich bekannt sind.

Groß ist die Anzahl derjenigen Clubs, die dem einen oder anderen Sport gewidmet sind. Unter ihnen seien nur die „Coaching Clubs“ hervorgehoben, deren Mitglieder von hohem Bock herab eigenhändig ein Viergespann lenken. Es gibt ihrer zwei: „The Four-in-hand-Club“ mit 120 und „The Coaching-Club“ mit dreißig „drays“. Unter den letzteren war bis vor Kurzem der Wagen des bisherigen deutschen Botschafters in London (jetzt in Paris) Grafen Münster, eines der bekanntesten und bestgeführten. Der Herzog von Beaufort ist Präsident beider Clubs. Die Mitglieder eines jeden treffen sich während der Saison

einige Male im Hyde-Park, von wo sie zusammen nach dem Krystallpalast, nach Richmond und derartigen anziehenden Punkten in der Nähe von London fahren.

Die Clubs vereinigen den Comfort, die Traulichkeit des Familienlebens mit der Geselligkeit, der steten Abwechslung, die ein Restaurant bietet; nur mit dem Unterschiede, daß der Club beiderlei Vortheile noch in erhöhtem Maße gewährt, und daß man im Club viel mehr Herr ist, als im Gasthaus und als sicherlich manche Herren es daheim sind, und schließlich, daß wir uns in der Gesellschaft von Leuten befinden, die mehr oder weniger unseresgleichen sind, jedenfalls Alle sich zu benehmen wissen.

Treten wir einmal ein durch das hohe Portal unseres Clubs. Da sitzt die stattliche Figur des Portiers nahe am Eingang. Er grüßt nicht, da sich dieses nach englischen Begriffen für unsere Diener nicht schickt. Er hat uns nur soeben bemerkt, aber wie flüchtig auch der Blick war, er hat uns längst angemerkt, ob wir irgend welche Wünsche hegen, in denen er uns förderlich sein könnte, während zwei fixe junge „pages“ ihm zur Seite stehen, unseres leisesten Winkes gewärtig. Der Portier reicht uns die Briefe, die wir aus dem einen oder anderen Grunde nicht nach unserer Privatwohnung adressiren lassen wollten. Es gibt manche Clubmitglieder, die alle ihre Briefe nach dem Club senden lassen. Sind doch diese Räume für manche ihr recht eigentliches Heim. Und was für ein Heim! Wie prächtig ist schon das Vestibüle und wie geräumig, mit kunstvollen Gemälden und Skulpturen geziert. Und welche Auswahl der uns zur Benützung offen stehenden Räume.

Wollen wir speisen, so stehen uns verschiedene Eßsäle zu Gebote, einer, in dem die „Häuslichkeit" so weit gewahrt ist, daß nur die Clubmitglieder Zutritt dazu haben, ein anderer, in den wir auch unsere Gäste führen können. Und wollen wir nun gar ein kleines Festessen geben und dazu ein reservirtes Zimmer haben, so stehen uns auch solche zur Verfügung, vornehmlich für einen Junggesellen oder einen Strohwittwer eine vortreffliche Einrichtung.

Wollen wir lesen oder rauchen, oder beides zu gleicher Zeit thun, so stehen uns auch für diese drei verschiedenen Wünsche drei verschiedene große Räume offen. Und welch' ein Vorrath an Lektüre, welch' eine Auswahl vortrefflichen Krautes. Wohl müssen wir für das Letztere besonders bezahlen, aber die Clubpreise sind fast den Einkaufspreisen im Großen gleich, eine Regel, die auch besonders für den ausgesuchten Weinkeller besteht. Dem entsprechend sind auch alle anderen Preise im Club mäßig, so liegt mir z. B. ein Bericht über die Einnahmen und Ausgaben eines der allerersten Clubs von London vor, wonach von den 17,043 in einem Jahre eingenommenen Mahlzeiten im Durchschnitt die einzelne auf 3 Mark 50 Pfennig zu stehen kam, wahrlich für Londoner Verhältnisse und in Anbetracht der vorzüglichen Qualität der gebotenen Speisen eine äußerst geringfügige Summe.

Wollen wir aber uns umkleiden, unsere Stiefel wichsen lassen, ein kaltes oder auch ein warmes Bad nehmen, so kann uns zu alledem ohne jedwedes Entgelt verholfen werden. Für das Umkleiden insbesondere sind mehr als ein Dutzend kleinerer Zimmer hergerichtet. Die Clubs sind alle inmitten

des geselligen Treibens der vornehmen Welt in unmittelbarer Nähe sämmtlicher Theater gelegen, zu deren Besuch unbedingt der Frack erforderlich ist. Nun wohnen manche Herren aber in den Vorstädten, und nur, um sich anzuziehen, dahin zurückzufahren, wäre sehr unbequem. Es gibt daher viele Clubmitglieder, die sich einen besonderen Frack nebst allem Zubehör im Club halten, und die Ankleidezimmer gehören zu gewissen Tageszeiten zu den allerbesuchtesten Räumen. Trinkgelder sind natürlich in allen Clubs ungebräuchlich. Es würde Jemand durch Verabreichung eines solchen sich nur lächerlich machen, bewiese er doch dadurch, daß er noch nicht zu der Auffassung sich hat aufschwingen können, daß die Clubdiener seine Diener sind; und andererseits bleibt doch das Trinkgeld eine Art von Bestechung, sich die besondere Aufmerksamkeit der Diener zu sichern. Das wäre aber entschieden der ganzen Konstitution eines Clubs entgegen, die auf Grund des Prinzips der unbedingtesten Gleichberechtigung sämmtlicher Mitglieder begründet ist; und ein derartiger Verstoß — wenn jemals Jemand so thöricht sein könnte, ihn zu machen — dürfte leicht einen Verweis von Seiten des Comité's nach sich ziehen.

Die Aufnahme eines neuen Clubmitglieds geschieht durch geheime Wahl aller Mitglieder, die sich daran zu betheiligen Lust haben, und zwar in den meisten Clubs so, daß eine ablehnende Stimme unter je zehn Stimmen, die für den Kandidaten abgegeben werden, diesen für abgewiesen erklärt. Es ist daher nicht leicht, ja in manchen Fällen außerordentlich schwer, in einem Club Aufnahme

zu finden, und es laufen Männer genug herum, die an verschiedenen Pforten durch ihre Freunde vergeblich haben anklopfen lassen.

Das Eintrittsgeld beträgt in den besten Clubs meistens 40 Pfd. Sterl. (800 Mark) und der Jahresbeitrag bis zu 10 Pfd. Sterl., eine Summe, die, wenn man in Betracht zieht, was für Vortheile und Annehmlichkeiten dafür geboten werden, geringfügig erscheinen muß für Leute, welche Zeit haben, diese Vortheile gehörig auszunutzen. Ihrer hat jeder Club eine gewisse Anzahl aufzuweisen, deren Gesichter man Tag für Tag wo möglich in derselben Fensternische erblicken kann, während es eine Menge Anderer gibt, die sich kaum ein- oder zweimal des Jahres dort sehen lassen, die fernab auf dem Lande oder selbst im Auslande wohnen, aber es ihrer Stellung schuldig zu sein glauben, einem, wenn nicht mehreren Clubs in London anzugehören. Haben sie doch auch wenigstens den Vortheil davon, gelegentlich eines Besuches in der Residenz im Club ein Heim zu besitzen.

Damen als Mitglieder zu einem Club zuzulassen, hat man in den letzten Jahren vielfach versucht, aber diese Clubs sind fast allemal bald wieder eingegangen. Der einzige dieser Art, der augenblicklich besteht, der „Albemarle-Club“, soll zwar gegen 500 Mitglieder zählen, hat aber bei alledem und trotz der genauesten Regeln, die für den Umgang der beiden Geschlechter in denselben Räumen maßgebend sein sollen, seine Lebensfähigkeit auf die Dauer noch nicht bewiesen.

Clubs aber, die nach amerikanischem Vorbild für

Damen allein begründet wurden, sind noch viel schneller zusammengebrochen. Sie waren natürlich nur von den Emanzipirten ihres Geschlechts in's Leben gerufen und dienten nur dazu, von der Hinfälligkeit ihrer Ideen einen neuen Beweis zu liefern. Diese Damen sahen daher mit scheelem Blick auf die Männerclubs. Das thun nun zwar auch zahlreiche andere Damen. Sie irren indessen sehr, wenn sie wähnen, daß daselbst sonderlich viel Unheil gebrütet wird und daß eine Club-Unterhaltung auch nur im Geringsten mit einem Kaffeeklatsch vergleichbar wäre. Für Junggesellen mag die in einem Club gewährte Häuslichkeit allerdings der Sehnsucht nach baldiger Verehelichung nicht gerade förderlich sein, und verheirathete Männer mögen darob den Platz, der ihre recht eigentliche Häuslichkeit ausmachen sollte, zuweilen vernachlässigen. Doch hat auch die Schriftstellerin Mrs. Gore vielleicht nicht so ganz Unrecht, wenn sie in einem ihrer Romane sagt: „Londoner Clubs sind schließlich für einen Familienvater gar nicht so ein übel Ding. Dieselben wirken als Ableiter der die Lüfte schwängernden Stürme. Der Mann, der gewöhnt ist, zu Hause zu bleiben und seine üble Laune an Frau und Kindern auszulassen, ist ein viel schrecklicheres Wesen, als derjenige, der murrend seinen Weg nach Pall-Mall zieht. Und indem er sich scheut, den Clubdienern gegenüber zu fluchen und zu schimpfen oder das Clubgeschirr umherzuwerfen, wird er in ein anständiges Betragen ‚hineingesozialisirt'. Um eines Mannes hitziges Temperament zu kühlen, geht nichts über die Unterordnung, welche die Gemeinschaft mit seinesgleichen ihm auferlegt."

Wer indessen wirklich Grund haben könnte, über eine solche ausgedehnte Entwickelung des Club-Lebens zu klagen, das sind die Londoner Gastwirthe. Erwägen wir nur einmal, daß von den hundert hervorragenderen Clubs Londons — zahlloser unbedeutender gar nicht zu gedenken — ein jeder durchschnittlich 800 bis 1000 Mitglieder aufzuweisen hat, so ergibt sich schon eine recht erkleckliche Anzahl von Leuten, die den Gastwirthen mehr oder weniger verloren gehen, und dieses ist gerade diejenige Klasse von Männern, die in anderen Großstädten die feinsten dieser Lokale in Nahrung setzen. Der Ausländer muß sich daher nicht wundern, daß London in dieser Beziehung jenen nachsteht, und er thäte wohl, statt mißmuthig durch die mit Cafés und Restaurants nur spärlich versehenen Londoner Straßen zu schlendern, sich lieber nach Einführung in einen der Paläste von Pall-Mal umzuthun.

---

# Etwas vom Sternenzelt.

## Populär-astronomische Skizze

von

**N. Wechsel.**

(Nachdruck verboten.)

Wer jemals die Pracht des tropischen Nachthimmels zu bewundern Gelegenheit hatte, dem wird dieser Anblick unvergeßlich bleiben. Nicht nur das tiefe Blau des majestätischen Himmelsgewölbes, nicht nur die weit größere Anzahl der dort sichtbaren Sterne ist es, was ihm den herrlichen Anblick verleiht, sondern vor Allem die eigenartige Gruppirung der Sterne, welche bald in großer Zahl und intensivem Glanze zu einer dichten Gruppe oder einem Sternbilde vereinigt sind, bald an anderen Stellen spärlich und selten auftreten, so daß hier das prächtige Blau des Himmels mehr zur Geltung kommt.

Aber so majestätisch der tropische Sternenhimmel Nacht für Nacht herableuchten mag, so prachtvolle Sternbilder dort auch glänzen mögen, er erscheint doch kalt gegenüber unserem winterlichen Firmament mit seinem nur in unsern Breiten bemerkbaren Sternfunkeln. Im hohen Norden, in den Polargegenden, kennt man es auch nicht; auch ist die Zahl der Sterne dort geringer, gleichmäßiger sind sie

über das Himmelsgewölbe vertheilt, und wenn nicht das glänzende Nordlicht dem Polarhimmel einen Reiz verliehe, so würde es an Schönheit gegen andere Himmelsräume weit zurückstehen. Das ist dem Firmament der heißen und der kalten Zone gemeinsam: majestätisch, kalt, stets die gleiche Ruhe bewahrend, strahlt das Sternenheer vom Himmelsdome herab; bei uns aber glitzert und funkelt und flimmert es, als ob der ganze Himmel mit kostbaren Diamanten übersäet wäre; dort kalte Todesruhe des Firmaments — hier Leben und Bewegung. Wir haben also alle Ursache, uns unseres Sternhimmels zu freuen. In folgenden Zeilen wollen wir versuchen, unseren Lesern ein möglichst klares Bild desselben zu geben.

Man pflegt die Sterne nach ihrer „Größe" zu klassifiziren, doch ist diese Eintheilung eine durchaus willkürliche und die Benennung nach der „Größe" eigentlich eine ganz falsche. Wenn man von Sternen erster, zweiter, dritter ꝛc. Größe redet, so meint man damit in Wirklichkeit eine Abstufung in der Helligkeit der Sterne. Die Grenzen zwischen den einzelnen Klassen an Helligkeit mehr oder minder hervorragender Sterne sind dabei ganz willkürliche, und nur für die mit bloßen Augen sichtbaren Sterne nach Art einer konventionellen Uebereinkunft einigermaßen scharf gesteckt. Manche Astronomen haben so die sämmtlichen Sterne in circa zwanzig Klassen untergebracht, von denen jedoch für ein unbewaffnetes normales Auge in unseren Breiten nur sechs Klassen oder etwa 4200 Sterne sichtbar sind. Die übrigen Klassen enthalten teleskopische, d. h. nur mit dem Fernrohre sichtbare Sterne und zeigen

hinsichtlich ihrer Grenzen bei den verschiedenen Astronomen starke Differenzen.

Eine solche Klassifizirung hat, wie leicht einzusehen ist, nur wenigen praktischen Werth, für die Wissenschaft vielleicht nur insofern, als sie etwaige Aenderungen in der Glanzstärke einzelner Sterne leichter bemerkbar macht. Solcher Wechsel der Glanzstärke ist in der That bei einzelnen Sternen nachgewiesen, bei manchen, besonders kleineren, sogar periodisch. Am auffälligsten erscheint dies Phänomen bei dem Stern „Mira" (der deshalb auch seinen Namen „der Wunderbare" trägt), welcher mit einer Periodicität von 332 Tagen von einem Stern 12. Größe sich zu einem Glanze gleich den Sternen 4. ja oft 1. Größe aufschwingt. „Alaol", ein Stern 2. Größe im Sternbilde des Perseus erreicht in Bezug auf Helligkeit ein Minimum gleich den Sternen 4. Größe; der Stern Beta in der Leier schwankt zwischen 3. und 5. Größe. Nicht minder räthselhaft ist das Benehmen der sogenannten temporären Sterne, welche allerdings außerordentlich selten sind (in den letzten zwei Jahrtausenden sind kaum zwanzig mit Sicherheit nachgewiesen). Sie erscheinen ganz plötzlich; bleiben einige Zeit hindurch am Himmel stehen und verschwinden dann allmählig wieder. Im 9. Jahrhundert berichten arabische Astronomen, daß ein Stern, der an Helligkeit dem Mondglanz gleichkam, plötzlich im Sternbilde des Skorpion erschienen und nach vier Monaten wieder verschwunden sei. Tycho de Brahe liefert die erste verbürgte Nachricht über einen temporären Stern, welcher mit einer alle Fixsterne übertreffenden Helligkeit siebenzehn

Monate lang im Sternbilde der Cassiopeja stand. Das jüngste unerklärliche Phänomen, für welches die Klassifizirung der Sterne nach ihrer Größe von Bedeutung war, wurde im Jahre 1866 beobachtet. Ein kleiner Stern 9. Größe im Sternbilde der nördlichen Krone wuchs plötzlich in der Nacht vom 12. zum 13. Mai zu einem Stern 2. Größe an, erschien in den nächsten Nächten wie von einem schwachen Nebel umhüllt und kehrte dann allmählig zu seinem früheren schwachen Glanze zurück.

Weit wichtiger als die Klassifikation der Sterne ist die Benennung derselben. Gegenwärtig hat man dreierlei Bezeichnungen für die Sterne, welche mit unbewaffnetem Auge sichtbar sind und für die teleskopischen noch eine vierte: 1) Schon frühzeitig gab man den Sternen Namen von Gottheiten, Dämonen, Halbgöttern, hervorragenden Persönlichkeiten, Kriegern, Königen rc., und so haben wir gegenwärtig nicht nur griechische, römische, arabische Helden und Götter am Himmel, sondern auch die nordische Mythologie ist durch viele Namen unter den Sternen vertreten; einzelne Astronomen haben sogar ihre Frauen und Geliebten in die Sternenwelt erhoben. Es ist klar, daß bei einer solchen Anhäufung von Eigennamen, wie sie die Ausdehnung dieser Benennung auf alle Sterne herbeiführen müßte, das Zurechtfinden in den Sternkatalogen zu schwierig werden würde. So wird demnächst dieser ganzen Benennungsweise wohl ein Ende gemacht werden, und eine rationellere Bezeichnung Einführung finden. 2) Die Erfindung des Teleskops und die damit verbundene Erweiterung des Himmels und Vergrößerung der Stern-

zahl machte alsbald auch den zweiten Benennungsmodus der Sterne durch **Buchstaben** zur Unmöglichkeit. War es vielleicht durchzuführen, die mit bloßem Auge sichtbaren Sterne innerhalb der einzelnen Sternbilder mit den Buchstaben des lateinischen und griechischen Alphabets zu belegen, so mußte doch neben dieser Bezeichnung noch eine andere erdacht werden, als die Milchstraße und die Nebelflecke sich unter dem Fernrohre in neue Fixsternhimmel auflösten. Darum benennt man heute die Sterne innerhalb der einzelnen Sternbilder 3) durch **Zahlen** und hat so dem unendlichen Reiche der Sterne eine unendliche Reihe von Zahlen gegenüber gestellt. Daneben sind nun allerdings die beiden erstgenannten Bezeichnungen beibehalten und man hat mithin manche Sterne, die auf drei verschiedene Weisen genannt werden. Endlich werden die teleskopischen Sterne fast nur durch ihre Stellung unter den übrigen unterschieden, da für die meisten derselben dem Astronomen weniger an einem Namen als an ihren Merkmalen, die zur eventuellen Wiederauffindung dienen, gelegen ist.

Einen Versuch nun, uns an unserem Sternenhimmel zu orientiren, wird eine einfache Karte des nördlichen Sternenhimmels, wie sie in jedem Schulatlas zu finden und wohl in jedem Hause vorhanden ist, bedeutend unterstützen. Um uns diesen Versuch zu erleichtern, wollen wir uns das sichtbare Himmelsgewölbe in vier Quadranten zerlegen. Jeder kennt das Sternbild des **großen Bären** oder den **Himmelswagen**. Jene sieben Sterne sind indeß nur ein Theil des mit dem Namen des großen Bären be-

zeichneten Sternbildes, welches im Ganzen einen etwa viermal so großen Theil des Himmels einnimmt. Es würde übrigens viel zu weit führen, wollten wir hier eine genauere Umgrenzung des Himmelswagens geben; wir werden auch in Zukunft unter den genannten Sternbildern immer nur eine charakterisirte Gruppe einzelner Sterne verstehen. Bei einigermaßen klarem Himmel (ohne Mondschein) wird ein normales Auge gleich über dem Sternbild des großen Bären den kleinen Bären wahrnehmen können, welcher an Gestalt dem großen Bären ähnlich ist, nur mit dem Unterschiede, daß der „Schwanz" desselben, an dessen äußerster Spitze der Polarstern (Polaris, dessen Stellung nahe am Nordpol der Erdaxe man schlechthin als den Nordpol des Himmels bezeichnet) steht, nach der anderen Richtung umgebogen ist, das Sternenviereck mithin nach dem Schwanze des großen Bären gerichtet ist. Denken wir uns nun eine Linie durch die Hinterräder des Himmelswagens und den Pol nach beiden Richtungen hin verlängert bis zum Horizont, so wird dadurch das Himmelsgewölbe in zwei Theile getheilt. Zieht man nun eine zweite Linie von unserem Standpunkte aus durch den Polarstern, so wird diese die erstere schneiden und das Himmelsgewölbe jetzt dadurch in vier Abtheilungen zerfallen, die wir Quadranten nennen wollen. Ein erster Blick zeigt, daß die hellsten Sterne innerhalb dieser vier Quadranten sehr unregelmäßig vertheilt sind, mithin auch die Sternbilder, und daß unsere Linien entschieden zwei Sternbilder schneiden. Der erste Quadrant möge der vom großen Bären begrenzte sein, und wir zählen die Reihenfolge der

Quadranten so, daß der rechts davon befindliche der zweite, der oberhalb des zweiten liegende der dritte ist, und der große Bär völlig im vierten Quadranten steht.

Für das Folgende ist noch zu bemerken, daß wir unter „oben“ und „oberhalb“ die Richtung nach dem Nordpol verstehen, unter „unten“ und „unterhalb“ die entgegengesetzte.

Die zuerst von uns gezogene Linie durch den Polarstern und jene beiden Sterne des großen Bären trifft, um den achtfachen Abstand dieser beiden Gestirne nach unten verfolgt, das Sternbild des großen Löwen (Leo) und zwar zwei der hellsten Sterne desselben, welche mit einem dritten nördlich davon gelegenen die Spitzen eines rechtwinkligen Dreiecks bilden; in entgegengesetzter Richtung liegen mit etwas größerem Abstande vier schwächere und ein hellerer Stern, der hellste des ganzen Bildes, der Regulus.

Richten wir unser Augenmerk auf die (nach Süden gelegene) Grenzlinie des 1. und 2. Quadranten, so finden wir dort einen außerordentlichen Reichthum an glanzvollen Sternen. Entfernen wir uns auf unserer Linie um 90 Grad vom Pol, so treffen wir auf drei dicht neben einander stehende Sterne, welche die Halbirungslinie eines unregelmäßigen Vierecks bilden, an dessen Ecken vier gleichfalls sehr helle Sterne stehen; besonders hervorragend durch ihren Glanz sind der oberste (Beteigeuze) und der an der entgegengesetzten Ecke befindliche unterste (Rigel). Das gesammte Sternbild heißt der Orion und die drei zuerst genannten Sterne sind der Gürtel des Orion. Eine Linie,

die man sich etwa vom Gürtel des Orion über den der Beteigeuze nächsten Eckstern gezogen denkt, trifft alsbald einen der hellsten Sterne des ganzen Himmels im Sternbilde des Stiers (Taurus), den Aldebaran und in ihrer weiteren Verlängerung ein Sternhäuflein, das kleine Siebengestirn oder die Plejaden genannt. Einen ähnlichen Sternhaufen, die Hyaden sieht man in der unmittelbaren Höhe der Beteigeuze. Die Verlängerung einer Linie vom Aldebaran über die Beteigeuze hinaus trifft auf den hellsten Stern im kleinen Hunde (Canis minor) auf den Proschon; verlängert man dagegen die Linie Aldebaran-Oriongürtel nach unten, so trifft man auf den Sirius, dessen ganzes Sternbild, der große Hund, nicht immer bei uns zu sehen ist. Zwischen dem Pol und dem Orion finden wir ein anderes diesem an Größe gleiches, an Schönheit aber weit zurückstehendes Sternbild, den Fuhrmann (Auriga); dasselbe hält ungefähr die Mitte zwischen dem Oriongürtel und dem Pole, und seine sieben Hauptsterne liegen scheinbar auf einer Ellipse, deren große Axe nach dem Pole gerichtet ist; der dem Pole nächste Stern, die Capella, ist der hellste der ganzen Gruppe. Wird die Verbindungslinie Rigel-Beteigeuze nach oben verlängert, so fällt sie alsbald mit der Diagonale eines Vierecks zusammen, welches mit dem Orionviereck große Aehnlichkeit hat, sich von diesem nur durch die umgekehrte Lage und den Mangel des „Gürtels" unterscheidet. Dieses Viereck, zu dem man leicht noch einige ziemlich große benachbarte Sterne als zugehörig erkennen wird, bildet das Sternbild der Zwillinge (Gemini). Die beiden vom

Orion am weitesten entfernten und hellsten Sterne führen die bekannten Namen Castor nnd Pollux.

In dem 2. der oben beschriebenen Quadranten dürfte außer dem halben Sternbilde des Fuhrmann nur noch die Cassiopeja erwähnenswerth sein. Sie steht etwa ebenso weit vom Pole ab, wie der große Bär und wird sehr leicht gefunden, wenn man den ersten Stern des Schwanzes (nicht den an der Schwanzspitze) durch eine Linie mit dem Polarstern verbindet und diese um sich selbst verlängert; man trifft dann in einer verhältnißmäßig dunklen Gegend des Himmels auf ihre fünf hellen Sterne, welche passend durch Linien verbunden die Gestalt eines W ergeben. Verfolgen wir den den 2. und 3. Quadranten trennenden Halbkreis möglichst tief zum Horizont, so treffen wir, diesem ganz nahe auf den südlichen Fisch (Piscis austrinus) dessen hellster Stern, Fomalhaud, sofort durch seinen großen Glanz in die Augen springt.

Im 3. Quadranten sind drei Sternbilder besonders bemerkenswerth. Führt man die Verbindungslinie der drei oberen Sterne der Cassiopeja bis in die Mitte des 3. Quadranten gerade fort, so begegnet man drei hellen Sternen. Diese drei Sterne machen im Wesentlichsten das Sternbild des Adlers (Aquila) aus und zwar ist der mittelste, glänzendste der Atair. Nördlich von letzterem erblickt man, dargestellt durch fünf besonders helle Sterne den Schwan (Cygnus) und dicht daneben die Leier (Lyra), in welcher nur ein Stern, die Wega, besonders hell hervortritt. Ein überaus glänzendes Sternbild ist der Skorpion (Scorpius), bei uns leider selten sichtbar.

Der Antares, sein glänzendster Stern, liegt gerade auf der Grenze zwischen dem 3. und 4. Quadrant, nahe am Horizont. Das ganze sehr große Sternbild hat Aehnlichkeit mit einem S.

Endlich kommen wir zurück zum 4. Quadranten, in welchem uns schon drei Sternbilder, der Löwe und die beiden Bären bekannt sind. Verfolgen wir die Richtung der letzten (äußersten) beiden Schwanzsterne des großen Bären dreimal nach unten, so gelangen wir zu vier Sternen, und nehmen wir dazu die beiden noch helleren Sterne weiter unten, so haben wir in diesen sechs Gestirnen den Bootes und in dem dem Löwen zunächst stehenden Sterne den Arcturus (Alpha Bootis). Zwischen diesem Sternbilde und dem Löwen befindet sich ein sehr großer Haufen ganz kleiner Sterne, die infolge ihres starken Gesammtschimmers sehr deutlich hervortreten, das Haupthaar der Berenice (Coma Berenices). In der Mitte zwischen dieser Gruppe und dem Schwanze des Bären stellt der einzelne Stern die Jagdhunde (Canes venatici) dar. Das Haupthaar der Berenice gehört zum Sternbilde der Jungfrau (Virgo); die charakteristischen Sterne desselben stehen tiefer und bilden durch fünf Sterne einen gegen den Löwen offenen rechten Winkel, während zwei Sterne, unter ihnen der hellste, Spica, außerhalb desselben noch tiefer gestellt sind.

Wir haben uns in vorstehender Skizze auf die bemerkenswertheren und bekannteren unter den Sternbildern, soweit dieselben in unseren Gegenden sichtbar sind, beschränkt und glauben damit unseren Zweck, dem Laien die

Orientirung an dem nächtlichen Sternhimmel zu erleichtern, besser zu erreichen, als wenn wir die sämmtlichen Sternbilder, deren Gesammtzahl über hundert beträgt, hier aufzählen wollten.

---

# Ein winziger Kulturträger.

## Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Menschen.

Von

**Gottfried Pfeuffer.**



Klein und unscheinbar ist zwar der Gegenstand, welchen wir in nachstehender Skizze betrachten wollen, allein er ist trotzdem von nicht geringer Wichtigkeit für die Vervollkommnung unseres täglichen Comforts, ja selbst ein durchaus nicht zu verachtender Kulturträger geworden.

Man ist sehr leicht zu der Annahme versucht, das erste Weib habe die Nadel erfunden, allein dieser Glaube ist falsch. Die Nadel — die Nähnadel sowohl wie die Stecknadel, wie wir sie heute gebrauchen — entstammt erst dem 14. Jahrhundert.

Nadeln waren allerdings schon den Alten bekannt, welche ihre Erfindung der Göttin Bellona zuschrieben; doch bestanden sie anfangs nur aus Dornen, Holzspitzen, Fischgräten u. dergl. Man vergegenwärtige sich nur, daß z. B. der so-

genannte Schneidervogel schon lange sein Nest zusammennähte, indem er die Ränder eines oder mehrerer größerer Blätter mit dem Schnabel durchbohrte, feine Pflanzenfasern durchzog und die Blätter so zu einer Art Tasche verband, die er im Innern mit Wolle, Federn und anderen Gegenständen ausfütterte, ehe der Mensch sich eine ähnliche Kunst für seine Zwecke aneignete. Ja, es ist hinreichender Grund vorhanden, anzunehmen, daß der Mensch die Sache nicht einmal so praktisch anfing, als der genannte Vogel, sondern sich zunächst damit begnügte, zu seiner Bekleidung Pflanzenblätter einfach an einander zu nesteln, wie das die Kinder noch heute zu thun pflegen, wenn sie sich aus Blättern Kränze winden. Dafür bot die Natur überall reiches Material: die immergrünen und duftigen Nadeln der Tannen und Fichten und noch mehr die festen der Lärchen und die langen der Pinien eigneten sich vortrefflich zu dieser Verwendung. Aber sie hatten auch ihre schwache Seite, und diese lag in dem Mangel an Dauerhaftigkeit; sie mußten oft durch frisches Material ersetzt werden.

Aber die Menschen begnügten sich nicht allzu lange mit diesem mehr als einfachen Kostüm. Sie lernten Thierfelle als Kleidung benützen, und als es sich nun darum handelte, dieselben an einander zu fügen, reichten die Nadeln der Koniferen nicht mehr aus, solche zu durchbohren. Indessen half die Natur auch hier noch aus: gab es doch Sträucher, welche mit harten Dornen besetzt waren. Und es war durch sie zugleich der weitere Fortschritt gegeben, daß man mit ihnen nicht blos nesteln, sondern auch wirklich nähen konnte. Die Prozedur war freilich umständlich genug:

Nadel und Faden blieben vorläufig noch von einander getrennt; mit der Dornnadel stach man zuerst ein Loch und schob dann den Faden durch dasselbe. Die Arbeit der ersten Näherinnen mag somit eine recht mühselige und zeitraubende gewesen sein.

Auch die Dornen wurden verdrängt, wie sie die Nadeln der Koniferen verdrängt hatten. Das Thierreich war es jetzt, welches weit bessere Nadeln lieferte, als das Pflanzenreich. Igel und Stachelschwein trugen ganze Sortimente spitzer, harter und dauerhafter Nadeln auf dem Rücken mit sich herum, und Fische aller Art boten solche in ihrem Innern. Die besten Nadeln lieferten die Fischgräten, da sich bei ihnen leicht ein kleiner Widerhaken anbringen ließ, der das Durchziehen des Fadens anstatt des mühseligen Durchschiebens mittelst der Hand ermöglichte. Nun war eigentlich erst die Kunst des Nähens erfunden.

Der Uebergang von der natürlichen Nadel, wie sie das Pflanzen- und Thierreich darbot, zu der künstlich verfertigten war nicht schwer, sobald die Menschen den Gebrauch und die Bearbeitung der Metalle kennen gelernt hatten; an die Stelle der Nadeln aus Stacheln, Fischgräten und zugespitzten und polirten Knochensplittern traten solche aus Metallstiften, wie sie noch heutigen Tages in Sammlungen von Funden aus vorgeschichtlicher Zeit anzutreffen sind. In den Ueberresten etrurischer, griechischer und römischer Kultur, welche bis auf unsere Tage gekommen sind, findet man derartige Instrumente von so vorzüglich geschmackvoller und künstlerischer Ausführung, daß sie noch jetzt als empfehlenswerthe Muster dienen könnten.

Die ältesten solchen Nadeln weichen aber sämmtlich von unseren heutigen, abgesehen von ihrer Größe und Dicke, auch darin ab, daß sie des Oehres entbehren, wenigstens in seiner jetzigen Form. Es ist nämlich meist das hintere Ende des Metallstiftes in einer Weise zusammengebogen, welche das Durchziehen eines Fadens gestattet. Solche Nadeln mußten aus freier Hand geschmiedet werden, eine gar mühselige Arbeit, die selbstverständlich nur ziemlich derbe Produkte liefern konnte. Und doch war die Kunst, Metall auf Handziehbänken zu Draht zu formen, schon geraume Zeit vorher erfunden, und es lag eigentlich nahe, den so gewonnenen Draht zu Nähnadeln, wie wir sie jetzt kennen, zu verarbeiten.

Dies geschah aber erst viele Jahrhunderte später. In Nürnberg lebte ein Hammerschmied Namens Rudolph, der nach langen Versuchen, die in die Zeit zwischen 1360 und 1400 fallen, auf den Gedanken gekommen war, in eine harte Eisenplatte kleine Löcher von verschiedenem Durchmesser zu schlagen, durch diese das heiße Eisen mit einer Zange zu ziehen und so dessen Durchmesser allmählig zu verringern. Als er bei dem Versuche, die Zange mit der Hand zu fassen und das Durchziehen selbst vorzunehmen, seine Kraft erschöpfte, sann er darauf, die Arbeit einer mechanischen Vorrichtung zu übertragen. Er schmiedete einen Ring, hielt mit demselben die Zange fest, band sie an einen Strick und heftete diesen an die Welle seines Hammerwerkes. Nun zog die Wasserkraft den Draht: das zugespitzte heiße Eisen ging durch die immer kleiner werdenden Löcher der Eisenplatten, bis es zuletzt zum dünnen

Draht wurde. Damit begann für die Nadelfabrikation eine neue hochwichtige Epoche; von nun an fiel das Schmieden aus freier Hand weg und es erhielt der Nadelmacher sein Rohmaterial in der Form von Eisen- oder Stahldraht. Die ersten in einer Zunft vereinigten Nadelmacher findet man in dem der alten Reichsstadt Nürnberg nahegelegenen Städtchen Schwabach, das noch heute den englischen gleichgeschätzte Nadeln liefert.

So mühselig, so langsam, so von Schritt zu Schritt mußte dieses unscheinbare, kleine Instrument fortentwickelt werden, ehe es einen gewissen Grad von Vollkommenheit erreichte. Erst um das Jahr 1410 begannen die Nadeln die Drahtstacheln zu verdrängen, deren sich bis dahin die armen Leute zum Befestigen ihrer Gewänder bedienten, sowie die silbernen und goldenen Stifte, welche die Reichen zu gleichem Zwecke anwandten.

Die Schwierigkeit der Herstellung machte anfänglich die Nadeln zu seltenen und kostbaren Dingen, und ihres hohen Preises halber waren sie ein Gegenstand, dem man sonst nur auf fürstlichen Toilettetischen begegnete. So figurirte eine Büchse mit Nadeln unter den Gaben, welche Frau v. Beaujeau, Tochter Ludwig's IX. von Frankreich, bei ihrer Vermählung als Mitgift erhielt. Zur Zeit der Königin Maria Stuart (1542 bis 1587), einer Epoche, welche in der Kleidertracht der Frauen einen Uebergang bezeichnete, waren Nadeln als Geschenk sehr beliebt. Sie waren damals noch ein sehr theurer Gegenstand, und da man sie häufig nicht selber schenkte, sondern das Geld dafür, so bürgerte sich allmählig das „Nadelgeld" als eine

unumgängliche Ausgabe ein. Der Name ist geblieben, und noch gegenwärtig versteht man unter Nadelgeld einen bestimmten Betrag, welchen der Mann seiner Frau zur Bestreitung ihrer persönlichen Ausgaben gibt, nur daß die Nadeln in demselben Verhältnisse billiger geworden sind, als die Nadelgelder — sich vergrößert haben.

Sehr langsam ging es, bis die Anfertigung der Nadeln sich über die europäischen Kulturländer verbreitete. Bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus produzirte Deutschland allein Nadeln; neben ihm nur Spanien in beschränktem Maße. Alle anderen Länder Europa's, Frankreich und England mit inbegriffen, mußten ihren Bedarf an Nadeln aus Deutschland beziehen. Von der pyrenäischen Halbinsel kam damals ein Neger nach London, der spanische Nadeln verfertigte; er galt für eine Art Zauberer, weil er eine so wunderbare Kunst trieb, verkroch sich daher wie ein Goldmacher in seine Werkstatt, gönnte keinem Menschen Einblick in sein Geheimniß, und als er starb, ging seine ganze Kunst mit ihm verloren. Noch ein volles Jahrhundert mußte dann vergehen, ehe die betriebsamen Engländer sich selbst eine Nadelfabrikation im Großen einrichteten; sie waren bei den Deutschen in die Schule gegangen und etablirten im Jahre 1650 die ersten Werkstätten. Nachmals warf sich England mit solchem Eifer darauf, daß es Deutschland fast vom Weltmarkte verdrängte; es galt noch bis vor zwanzig Jahren bei jedem Schneider und bei jeder Näherin der Grundsatz, daß die besten Nadeln aus England kommen müßten, und deutsche

Fabriken verkauften nicht selten ihre Waare unter einer englischen Bezeichnung.

Jetzt endlich hat die Nadelindustrie unseres Vaterlandes wieder im In- und Auslande die ihr gebührende Anerkennung gefunden; sie wetteifert erfolgreich mit der englischen und deckt im Vereine mit dieser jetzt den Nadelbedarf der ganzen Welt bis auf den zehnten Theil, welchen einzelne ausländische Fabriken liefern. Die englische Nähnadelfabrikation hat ihre Hauptsitze in Sheffield, Birmingham, dann in den Grafschaften Worcester und Warwick, die französische in L'Aigle im Orne-Departement; hingegen sind die Nadelfabriken Oesterreichs, Belgiens und der Niederlande von geringerer Bedeutung. Die deutschen Nähnadelfabriken haben ihren Sitz im Rheinlande (hauptsächlich zu Aachen und Burtscheid), in Westphalen (zu Iserlohn und Altena), dann im Frankenlande (zu Schwabach und Nürnberg) und in Ichtershausen in Thüringen.

Während Aachen seinen Hauptabsatz nach Frankreich und Deutschland hat, beziehen Rußland und Amerika hauptsächlich von Iserlohn. Letztgenannte Stadt ist es auch, welche überhaupt die größten Nadelfabriken aufzuweisen hat. Im Jahre 1880 wurde daselbst das bedeutende Quantum von ungefähr 2400 Millionen Nadeln im Werthe von 2,150,000 Mark hergestellt. In den acht Nadelfabriken wurden 1000 männliche und 800 weibliche Arbeiter beschäftigt, und im Betriebe befanden sich 8 Dampfmaschinen mit 225 Pferdekräften. Im Jahre 1881 wurden aus 12,000 Centner Draht ungefähr 2500 Millionen Nadeln

verfertigt. Der Betrieb wurde bewirkt durch 9 Dampfmaschinen mit 230 Pferdekräften, wozu noch 4 Wasserwerke kamen. Die Anwendung von verbesserten Lochmaschinen zur Herstellung der Augen für kleinere und mittlere Sorten, sowie die Einführung von Schleifmaschinen zum Feilen des Kopfes haben wesentlich dazu beigetragen, schneller zu produziren und das Fabrikat zu verbessern.

Die Fabrikation der Nähnadeln ist eine überaus komplizirte und erfordert eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Operationen; die meiste Arbeit wird durch die Herstellung des Oehres veranlaßt. Die besten Nadeln sind die aus Gußstahldraht angefertigten, die schlechtesten jene aus Eisendraht, der vor dem Härten der Nadeln in Stahl verwandelt wird. Zuerst wird der Draht gestreckt, d. h. gerade gebogen, dann in Stücke — Schachte genannt — von etwas über der doppelten Länge der künftigen Nadel zerschnitten. Diese Stücke werden im Glühofen gerichtet (d. h. gerade gestreckt) und dann auf der Schleifmühle an beiden Enden zugespitzt, eine Manipulation, welche die Gesundheit der hiemit beschäftigten Arbeiter außerordentlich gefährdet, weil der vom Schleifsteine sprühende Stahl- und Steinstaub die Lungen in hohem Grade angreift. Dann werden die Oehre geprägt oder gepreßt, wodurch die Form des Oehres und die Vertiefung über und unter demselben an beiden Nadeln zugleich hergestellt wird. Darauf folgt das Lochen (d. h. das Durchdrücken der Oehre) und das Abfeilen der Unebenheiten, die sich durch das Prägen der Oehre ergaben. Weiterhin kommt die Prozedur des sogenannten Halbirens, d. h. die beiden bis jetzt noch an

einander hängenden Nadeln werden zwischen den Oehren abgebrochen und die Bruchstellen geglättet.

Nun müssen die noch rauhen Oehre polirt und die Köpfe gefeilt werden. Hieran schließt sich das Härten, indem man die Nadeln auf Eisenblechtafeln in einen Ofen über Holzkohlenfeuer bringt, sie schwach rothglühend werden läßt und sie dann in Wasser, Lauge oder Oel schüttet. Unmittelbar darauf folgt das Nachlassen, indem die noch befeuchteten Nadeln neuerdings auf rothglühende Ofenplatten geschüttet und so lange erhitzt werden, bis sie rothgelb oder veilchenblau anlaufen. Hiebei verziehen sich viele Nadeln, die dann wieder gerade gerichtet werden müssen. Bis jetzt sind die Nadeln immer noch schwarz und müssen nun gescheuert werden. Dies geschieht, indem man eine größere Anzahl derselben mit Schmirgel, Oel und weicher Seife in grobe Leinwand zu einem Ballen zusammenbindet und unter starkem Druck auf der Scheuermühle hin und her rollt, eine Operation, welche geraume Zeit in Anspruch nimmt.

Darauf folgt das Aussuchen und Gleichlegen der Nadeln, wobei die verbogenen wiederum gerade gerichtet werden. Hieran reiht sich das Anlassen der Köpfe, wodurch die Oehre die schöne stahlblaue Farbe erhalten; man läßt sie nämlich mit einer glühenden Eisenstange anlaufen, zu welchem Zweck die Oehre alle an derselben Seite liegen müssen. Bei besseren Nadeln werden die Oehre zur Beseitigung der etwa vorhandenen scharfen Ränder noch einmal nachpolirt, zuweilen auch vergoldet. Nun folgt ein nochmaliges Schleifen, um alle Rauhigkeiten zu entfernen

und die Spitzen zu schärfen, und den Schluß bildet das Poliren. Jetzt erst sind die Nadeln zum Verpacken fertig. Vorher müssen sie aber noch abgezählt werden, was entweder in gewöhnlicher Weise oder mittelst eines mit Furchen versehenen Lineals, oder einer zu diesem Zwecke konstruirten Zählmaschine geschieht, durch deren Anwendung ein Arbeiter 700 Stück in der Minute in die Papiere abzählen kann.

Bei der Anfertigung von Stecknadeln wurden die Köpfe nach älterer Art durch Anstauchen mittelst des Hammers und unter Beihilfe eines kleinen pumpenartigen Stempels, gerade wie bei den Stiften und Nägeln, gebildet. Später, und zwar wie es scheint im 16. Jahrhundert, fing man an, den Kopf aus zwei schraubenartigen Windungen eines Drahtes herzustellen, der etwas feiner als der Stahldraht war. Diese Ringelchen wurden in einem Gesenke an die Nadel angehämmert. In der Zeit von 1680 bis 1690 wurde in Nürnberg die unter dem Namen Wippe bekannte kleine Maschine erfunden, welche die Bildung der kugeligen Köpfe und deren Befestigung auf den Nadeln wesentlich erleichterte.

Eine ganz neue Periode in der Stecknadelfabrikation bezeichnet die Einführung von Maschinen, welche, ähnlich den Drahtstiftmaschinen, die Nadeln aus dem eingeführten Drahte fix und fertig herstellen, wobei der Kopf nach der uralten Methode durch Stauchen gebildet wird. Zuerst in Amerika, dann auch in England und Deutschland wurden von verschiedenen Erfindern derartige Maschinen konstruirt, jedoch fanden die damit hergestellten Stecknadeln nur ge-

ringen Beifall, so daß man das Schneiden und Spitzen wieder der Handarbeit überließ und nur für das Anstauchen der Köpfe die neue, sehr vereinfachte Maschine benützte. Eine solche Maschine liefert in der Stunde 7000 bis 9000 Köpfe, während nach dem älteren Verfahren des Windens und Schneidens der Kopfdrähte nebst Aufsetzen der Köpfe unter der Wippe ein Arbeiter stündlich nicht viel über 1000 Köpfe fertig bringen konnte.

Dies ist in Kurzem die Geschichte des kleinen Instrumentes, das mit Fug und Recht zu den unentbehrlichsten Gegenständen des täglichen Lebens gezählt werden darf, und das bis auf den heutigen Tag die Frauen aller Völker mit hoher Kunstfertigkeit zu führen verstanden.

Wie an die meisten Gegenstände des täglichen Gebrauches knüpfen sich auch an die Nadel mancherlei abergläubische Meinungen und Vorstellungen. Am verbreitetsten ist wohl der Aberglaube, es bringe Unglück, Jemandem eine Nadel zu schenken, denn dieselbe „zersteche die Freundschaft".

Ueberblicken wir schließlich noch einmal die Wandlungen, welche die Nadel von ihrer ursprünglichen Form bis zur gegenwärtigen Vollkommenheit, wo sie in der Nähmaschine Wunder verrichtet, durchlaufen hat, so sehen wir, daß ihre Vervollkommnung mit dem Kulturfortschritt der europäischen Nationen gleichen Schritt gehalten hat und daher, so ein winziges Werkzeug sie auch ist, sehr wohl als Symbol desselben dienen kann.

---

# König Thomas im Zaune.

## Ornithologische Skizze

von

**L. Haschert.**

(Nachdruck verboten.)

In alten Zeiten, als jeder Klang noch Sinn und Bedeutung hatte, und als auch die Vögel ihre eigene Sprache besaßen, die Jedermann verstand, geschah es einmal, daß an einem schönen Maimorgen aus allen Wäldern und Feldern die Vögel sich versammelten, um sich einen König zu wählen, der über sie herrsche. Es ward beschlossen, daß der König sein sollte, der am höchsten fliegen könnte, und auf ein gegebenes Zeichen erhob sich die ganze Schaar in die Lüfte. Es war ein gewaltig Sausen und Brausen und Fittigschlagen, und es sah aus, als wenn eine schwarze Wolke dahinzöge. Die kleinen Vögel aber blieben bald zurück und fielen wieder auf die Erde. Auch von den größeren konnte es keiner dem Adler gleich thun; der stieg so hoch, daß er der Sonne hätte die Augen aushacken können. Als er sah, daß die anderen nicht zu ihm herauf konnten, fing er an, sich wieder herab zu lassen. Aber die Vögel unter ihm riefen ihm Alle zu: „Du mußt unser König sein, denn keiner ist höher geflogen als Du." — „Ausgenommen ich!" schrie ein kleiner Knirps noch ohne

jeden Namen, und er log nicht, denn er hatte sich in die Federn des Adlers verkrochen und war, als dieser seine höchste Höhe erreicht hatte, noch ein kleines Stückchen höher hinauf geflogen. Und von jener Zeit an nennen ihn die anderen Vögel aus Spott Zaunkönig oder Thomas im Zaune.

Die meisten unserer Leser kennen den kleinen munteren Burschen wohl schon persönlich oder wenigstens im Liede. Die Volksdichtung hat ihn hundertfach verherrlicht, und sein Name allein schon ist ein Gedicht. In manchen Gegenden nennt man ihn „Schneekönig", und wer verstände nicht diesen Namen? Ein König selbst noch, wenn der strenge Winter ihm mit Schnee die Tafel zudeckt und damit seine Nahrung ihm verbirgt und ihn dem Hunger preisgibt; aber dennoch ein König, weil seine Zufriedenheit kein Ende findet und sein Frohsinn selbst das Wenige besingt, was ihm noch bleibt. Folgende Strophen charakterisiren ihn daher ganz ausgezeichnet:

„Heiße wohl König, hab' aber wenig;
Hab' wohl ein sich'res Haus, bin aber lieber draus,
Schweifend in Feldern, jubelnd in Wäldern!

Lustig ohn' Unterlaß, scheu' ich nicht kalt noch naß,
Froh und gesellig, flink und anstellig
Treib' ich die Jägerei Sommer und Winter frei.

Bleibe fein hübsch im Land, g'nüg mich an meinem Stand;
Heiß' ich gleich König, hab' ich gleich wenig:
Wißt, daß in meinem Sinn, ich doch ein König bin!"

Betrachten wir den niedlichen Gnomen unserer Vogelwelt, der in der Wissenschaft unter dem Namen Zaun-

schlüpfer (Troglodytes parvulus) bekannt ist, näher, so finden wir sein auf der Oberseite rostbraunes Gefieder durch schwärzliche Querbinden und das der Unterseite auf rostgrauem Grunde mit dunkelbraunen Wellenlinien gezeichnet; ein brauner Ziegelstreifen zieht sich durch's Auge hindurch und die mittleren Flügeldeckfedern sind an der Spitze durch länglich-runde, weiße, hinterwärts schwarz begrenzte Punkte geziert.

In Deutschland gibt es keine Gegend, keinen Gau, in welchem der Zaunkönig nicht beobachtet worden wäre, und an geeigneten Orten ist er überall häufig. Er bewohnt die verschiedensten Oertlichkeiten, am liebsten aber Thäler, deren Wände mit dichtem Gebüsch bedeckt sind und in deren Grunde ein Wässerchen dahinrieselt. Jedoch auch in den Hecken und Büschen des Gebirges findet sich das kaum vier Zoll lange, mit hochgehobenem Schwanze ewig umher hüpfende und mausartig Alles durchschlüpfende muntere Thierchen. Oft kommt es bis in die Dörfer und sogar in die Gärten der Städte herein und siedelt sich in nächster Nähe der menschlichen Wohnungen an, sobald es hier nur dichte Gebüsche oder Hecken findet.

Wer gewohnt ist, den heimathlichen Vögeln seine Aufmerksamkeit zu schenken, dem kann es kaum begegnen, den kleinen mobilen Burschen, der sich stets und überall bemerkbar macht, zu übersehen. Sehr selten hat man Gelegenheit, ihn auf höheren Bäumen zu beobachten; dagegen sehen wir ihn regelmäßig in der Nähe des Bodens das Gestrüpp durchkriechend, alle Winkel und Höhlungen durchspähend, meist über den Boden dahinschlüpfend oder von

einem Busch zum andern fliegend, von Zeit zu Zeit aber auch auf einem höheren Punkte erscheinen, um sich gleichsam mit Selbstbefriedigung zu zeigen.

„An Munterkeit und froher Laune," sagt der Vogelkenner Naumann, „an Geschicklichkeit und Schnelle im Durchschlüpfen des Gestrüpps und an einer gewissen Keckheit im Benehmen übertrifft der Zaunschlüpfer die meisten deutschen Vögel. Seine Keckheit ist jedoch ganz eigener Art; sie verschwindet bei dem geringsten Anschein von Gefahr und verwandelt sich plötzlich in grenzenlose Furcht, kehrt aber bald wieder. Seine fröhliche Stimmung verläßt ihn selten. Immer hüpft er so keck einher, als wenn er an Allem Ueberfluß hätte, selbst mitten im Winter, wenn es nicht allzu sehr stürmt, oder wenn die Sonne wenigstens dann und wann durch die Wolken bricht. Selbst wenn die treuesten aller Standvögel, unsere Spatzen, unzufrieden mit zu strenger Kälte, ihr Gefieder sträuben und ihr trauriges Aussehen Mißmuth und großes Unbehagen verräth, so ist der kleine Zaunschlüpfer doch noch fröhlich und singt sein Liedchen, als ob es bereits Frühling wäre." Sein possierliches Wesen und immer munteres Temperament machen ihn zu einer gar freundlichen Erscheinung.

Seine Bewegungen sind ganz eigenthümlich; er hüpft äußerst schnell auf dem Boden hin und kriecht mit wunderbarer Gewandtheit durch alle Löcher und Höhlungen, durch Spalten und Oeffnungen des Bodens, im Mauerwerk, im dichten Gezweig und Genist, so daß er einer Maus ähnlicher erscheint, als einem Vogel. Dank dieser Behendigkeit entgeht er den vielen Feinden, die auch ihn bedrohen, denn

im Fliegen leistet er mit seinen kurzen Flügeln durchaus nicht viel. Gewöhnlich schwirrt er nur über kurze Strecken niedrig und in gerader Linie dahin, und bei aller Anstrengung bringt er es höchstens zu flachen, kurzen Bogen, deren Höhen er nur mühsam zu erklimmen scheint. Im Freien ist er daher trotz seiner Flügel gar bald verloren; ein gut laufender Mensch kann ihn dann in kürzester Zeit so ermüden, daß er, wenn er sich nicht im letzten Augenblick noch in ein Mäuseloch zu retten vermag, sich willig gefangen nehmen läßt. Sein Reich ist nun einmal das Buschdickicht, je undurchdringlicher, desto besser. Und hier bekundet er auch sein ganzes, ihn so prächtig charakterisirendes Wesen. Bemerkt er etwas Auffallendes, so macht er schnelle Bücklinge und stelzt den Schwanz noch höher als gewöhnlich; zeigt sich ein Raubthier, so macht er noch schnellere Bücklinge, als ob er dasselbe gleichsam zu verhöhnen suche. Den Menschen zählt er niemals zu seinen Feinden, als ob er wüßte, wie gut er bei diesem angeschrieben steht; darum beweist er ihm auch stets sein Vertrauen und treibt sich ohne Scheu und ohne alle Furcht in seiner Nähe umher.

„Die Stimme, welche man am häufigsten vernimmt," berichtet Brehm, „ist ein verschieden betontes ‚Zerr' oder ‚Zerz', der Warnungsruf, auf welchen auch andere Vögel achten, eine Verlängerung dieser Laute oder auch wohl ein oft wiederholtes ‚Zeck, zeck, zeck'. Der Gesang ist vortrefflich und höchst angenehm. Er besteht aus vielen anmuthig abwechselnden, hellpfeifenden Tönen, welche sich in der Mitte der gerade nicht kurzen Weise zu einem vortrefflichen,

gegen das Ende im Tone sinkenden Triller gestalten. Dieser flötende Triller wird oft auch gegen das Ende des Gesanges wiederholt und bildet dadurch gewissermaßen den Schluß des Ganzen. Die Töne sind so stark und voll, daß man erstaunt, wie ein so kleiner Vogel sie hervorbringen kann." Ein gutschlagender Kanarienvogel kommt ihm im Gesang am nächsten; aber der Zaunkönig hat weit mehr Feuer und singt auch viel fleißiger, nicht blos im Frühling und Sommer allein. „Der Zaunkönig singt das ganze Jahr hindurch, im Januar und Februar schon sehr fleißig, am eifrigsten aber von Ende März bis zu Anfang Mai und am anhaltendsten in den Morgenstunden. In den Wintermonaten macht dieser Gesang einen außerordentlichen Eindruck auf das Gemüth des Menschen. Die ganze Natur still und todt, die Bäume entlaubt, die Erde unter Schnee und Eis begraben, alle anderen Vögel schweigsam und verdrießlich, nur er, der kleinste fast, heiter und wohlgemuth."

Seine Nahrung ist dieselbe, welche auch andere kleine Insektenfresser zu sich nehmen. Im Sommer ist seine Tafel reichlich bestellt, denn Kerbthiere jeder Art in ihren verschiedenen Verwandlungszuständen bieten ihm Nahrung in reicher Fülle; im Herbste labt er sich auch an mancherlei Beeren. Im Winter dagegen fallen ihm meistens Larven, Puppen und Eier von Insekten und kleine Spinnen zur Beute, welche er aus Schlupfwinkeln hervorzieht, die von keinem anderen Vogel ausgestöbert werden können. Nur wenn überall dichter, hoher Schnee den Boden deckt, stellt sich wohl auch bei ihm bittere Noth ein, worin er auch einmal die Lust zum Singen verliert. Wenn aber Olafssen

von unserem Zaunschlüpfer erzählt, daß derselbe auf der Insel Island bei großer Kälte und tiefem Schnee in die Bauernhöfe eindringe, um in den Schornsteinen von dem Rauchfleisch zu naschen, so ist gewiß auf diese Mittheilung nicht mehr Gewicht zu legen, als auf die aus manchen Gegenden Deutschlands noch zu uns kommende, welche den unschuldigen Fledermäusen dieselbe Schuld aufbürdet. Wohl kommt unser Vogel im strengen Winter bis in die von Menschen bewohnten Gebäude; dies geschieht aber bestimmt nicht wegen der geräucherten Würste, Schinken und Speckseiten, sondern wegen der hier schlafenden Fliegen und anderen Geziefers. Hat er einmal ein Schlupfloch erspäht, welches ihm Zutritt in das Innere eines Hauses gestattet, so benutzt er es regelmäßig, denn er besitzt ein ausgezeichnetes Ortsgedächniß und weiß seinen Weg stets wieder zu finden.

Im Jahre 1864 berichtete die naturwissenschaftliche Zeitschrift „Aus der Heimath": „Zaunkönige pflegen sich seit vielen Jahren im Spätherbst in den Treibhäusern eines Hildesheimer Kunstgärtners einzufinden und dort den Winter über zu bleiben. Der Mann läßt die Thierchen ruhig gewähren, wofür sie das Amt der Polizei und Insektenfahndung gratis besorgen. Und allerdings verstehen die Thierchen es besser und zarter ein Blättchen umzuwenden, als wir Menschen mit unseren groben, dicken Fingern; und ist es ihnen zu groß, so kriechen sie darunter." Kein Kanker und keine Spinne war in den Gewächshäusern mehr zu finden, die schädlichen Schmetterlingseulen- und Mottenraupen waren sämmtlich verschwunden, alle Blätter von

den lästigen Schild- und Blattläusen fein gesäubert, die Schmalwanzen und Erdflöhe vertilgt, und die Schaben und schwarzen Fliegen boten dem fleißigen Gärtner keine Veranlassung mehr zu Aerger und Verdruß. Behandelte man die Thierchen überall gut, so würden sie auch überall zuthunlich sein.

Sein Nest gehört zu den künstlichsten Bauten, welche von unseren deutschen Vögeln errichtet werden, und beim Bau eines solchen entfaltet der Zaunkönig alle seine Rührigkeit, Beharrlichkeit und Ausdauer. „Er bekundet hier so recht sprechend, daß ein Riese in dem Zwerge wohnt. Mit seinem herrlichen Liede hat er schon früh im März die durch alle Hecken und Büsche erjagte Lebensgefährtin bezaubert, mit von Gesang gehobener Laune geht er auch mit ihr an den Nestbau. Zwei, ja drei Bauten fängt der muntere Hochzeiter im ungestümen Drange voreilig an, läßt sie aber, nur halb vollendet, unbenutzt stehen, bis sich das Weibchen endlich ganz heimlich eine Stelle gesucht hat, woselbst die eigentliche Wiege für die Nachkommenschaft gegründet werden soll. Es ist noch nicht ausgemacht, welchen Zweck diese unfertigen Nester der Männchen haben. Einige halten sie für Vergnügungsbauten. Sie alle sind unfertig, locker, oft nur halb gewölbt, entbehren regelmäßig der Auspolsterung mit Federn und sind viel kleiner als die eigentliche Nistwohnung. Dieser Drang zu bauen scheint nichts Anderes zu sein, als eine Spielerei des minnebezauberten kleinen Kerlchens. Das liebeselige Männchen gibt sich so offen und rückhaltlos dem Baugeschäft hin, daß man es oft mit der Hand fangen kann, wenn es mit Gesang in das Nest

hineingeschlüpft ist. Hat das Weibchen endlich irgend eine Stelle zur Errichtung der Familienwohnung gefunden, so enden auch alsbald diese Belustigungen. Nur einsame Männchen treiben diese Spielereien fort, wie wir es noch vor einigen Jahren an einem Beispiel erfahren haben, wo ein einsames Hähnchen im vergeblichen Drange nach der Seligkeit des Familienlebens zwei unfertige, lose Moosnester in Mauerlöchern anlegte.

Durchschnittlich sucht der Zaunkönig irgend eine Unterlage, und sei es der kleinste Stützpunkt, für den Boden seines Nestes. Wo er jedoch eine solche Stütze am gewählten Orte nicht findet, hängt er auch seine Wohnung mit ihrem oberen Theile an und baut ein vollständiges Hängenest. Aber selbst der Kunst, seinen Bau an eine senkrechte Wand ohne jede Stütze anzukleben, ist unser kleiner Baumeister gewachsen. Wir fanden einst ein sehr umfangreiches Nest von Moos und Platanenblättern an einem senkrechten Brückenbalken überall frei an das etwas verwitterte Holz angeklebt, woran es seinem Aussehen nach schon über ein Jahr gehangen haben mußte.

Wie sich nun unser Zwerg in seinem Baugeschäfte als ein Riese an Ausdauer, Fleiß und Kunstfertigkeit bethätigt, ebenso vielseitig und gewandt erscheint er wiederum bei der Wahl seines Nistplatzes und der Baustoffe. Auf der Erde wie im Wipfel der Bäume findet sich sein Nest. Hier gibt er im Frühlinge dem wurzelverschlungenen Raine, der Mauernische, dem Strohdache der Scheune, der Wand einer Köhlerhütte oder eines Bergwerksstollens den Vorzug; dort heftet er es in der blätterlosen Jahreszeit in den

immergrünen Wachholderbusch oder in das Epheugeranke, während er im blätterreichen Vorsommer es der Deckung des Laubes schon mehr im Freien anvertraut. In alle Lagen und Räumlichkeiten weiß er sich zu schicken, ja es scheint, als wenn er bei der Wahl der Niststelle zuweilen einer gewissen Laune folge. Ein Forscher hat das Nest eines Zaunkönigs auf einer alten Mütze entdeckt, die als Vogelscheuche unter Erbsen angebracht war. Ebenso wechselt das Material des Baues. Zwar sind Moos und Blätterwerk die vorherrschenden, beliebtesten Stoffe des Außenwerkes, Federn die der inneren Wohnungsbekleidung. Aber meist weiß sie der Baukünstler der Umgebung gemäß zu wählen, und in fast allen Fällen erscheint das Nest übereinstimmend mit der jeweiligen Niststelle und ist für ungeübte Blicke schwer zu entdecken. Trotzdem müssen es des Vögelchens vielfache Feinde oft auszuspüren wissen, da seine Vermehrung nicht mit seiner Fruchtbarkeit im Verhältnisse steht."

Die meisten Feinde, welche dem kleinen Geflügel gefährlich werden, können dem Zaunkönig nichts anhaben; dagegen ist er freilich den Wieseln und Ratten sehr ausgesetzt, und namentlich hat die Brut, so lange sie noch nicht alle Fertigkeiten der Alten erlangt hat, unter den Nachstellungen jener viel zu leiden. Der Mensch verfolgt ihn nirgends, sondern gewährt ihm vielmehr überall Gastfreundschaft und die Zuneigung, die er in der That verdient. Zuweilen stöbert aber auch ein Kukuk sein Nestchen auf, wirft wohl einige Eier heraus und legt sein eigenes Produkt hinein. Nicht nur, daß der kaum aus dem Ei geschlüpfte Eindringling, der seine Pflege-Eltern in Kurzem

an Größe fast um das Dreifache überragt, seine kleinen Pflegegeschwister mit seinen starken Beinen malträtirt und auf die Seite schiebt und zuletzt wohl gar aus ihrem eigenen Hause hinauswirft, daß sie elendiglich umkommen müssen, nein, auch die armen Alten vermag der Schreihals durch seinen unverwüstlichen Hunger vom frühen Morgen bis zum späten Abend dermaßen zu beschäftigen, daß sie ununterbrochen herbeizueilen genöthigt sind, ihm den Hals zu stopfen. Erst wenn der flügge gewordene Nimmersatt ihr Heim verlassen hat, können sie wieder leichter aufathmen und auf's Neue des Lebens sich freuen. Haben sie das Glück, ihre Prinzchen groß zu ziehen, so wollen diese dann nie das weiche Nest verlassen, bis die Alten die Geduld verlieren und sie mit List oder Gewalt aus demselben zu entfernen wissen und in dichte Hecken führen, wo sie eine Zeit hindurch in stiller Zurückgezogenheit vereinigt bleiben. Erst der Herbst zerstreut sie dann nach allen Richtungen, und ehe der Winter kommt, vernimmt man bisweilen in ruhig gelegenen Gebüschen bereits die ersten Anfänge ihres Liedes, „das Dichten der jungen Zaunprinzchen, um im Winter schon mit dem fertigen, lieblichen Gesange uns die Ahnungen des Frühlings vorzuzaubern."

In der Gefangenschaft geht unser Vögelchen bei aller ihm gewidmeten Sorgfalt meist bald zu Grunde; so gleichgiltig der Zaunkönig die Unbill der Witterung erträgt, so schwer gewöhnt er sich an eine gleichmäßige Nahrung und vor Allem an den Verlust seiner Freiheit, denn Freiheit und Abwechslung geht ihm über Alles. Es wäre recht allerliebst, den

kleinen, niedlichen Burschen immer bei sich zu haben; schöner aber ist es doch noch, ihn um das Haus herum fliegen zu sehen und seinen lieblich flötenden Weisen zu lauschen, zumal im Winter, wenn alle übrigen Töne verstummt sind.

---

# Mannigfaltiges.

**Ueberlistet.** — Zu den wankelmüthigsten, freilich aber auch zu den nützlichsten Parteigängern des ersten Napoleon gehörten der Minister Talleyrand und Fouché, der als Chef der Polizei des Reiches und der Hauptstadt vorstand. Der Eine wie der Andere waren durch ihre Schlauheit bekannt, und von den diplomatischen Schachzügen Talleyrand's erzählte sich die Welt eben so viel, wie von der Findigkeit Fouché's, für den es kein Geheimniß zu geben schien. Unter einander aber waren beide Herren erklärte Gegner. Nur das gemeinsame Interesse zwängte sie zu freundlichem Verkehr zusammen, zumal wenn der Kaiser, an dessen Tafel sie häufig als Gäste weilten, in Paris anwesend war. Eines Tages, am Ende eines Diners beim Kaiser, kam die Rede auf die beiden genannten Männern in so hohem Grade eigene Fähigkeit, stets zu vermeiden, sich eine kompromittirende Blöße zu geben, oder, falls dies einmal geschehen, sich ohne Nachtheil, ja oft selbst zum Schaden des Entdeckers, aus der peinlichen Lage wieder heraus zu wickeln. Während Talleyrand behauptete, daß in solchen Fällen der Diplomat die schwerste Aufgabe habe, bestand Fouché darauf, daß dies bei dem Vertreter der Justiz

der Fall sei; wenn sich der Polizeiminister kompromittirt habe, sei seine Stellung so gut wie verloren, und daß ihm selber niemals ein Mensch eine solche Demüthigung zuzufügen im Stande sein werde, darauf nehme er jede ihm gebotene Wette an. Napoleon, der diese Aeußerung hörte, warf einen bezeichnenden Blick auf Talleyrand und dieser, im angenehmen Bewußtsein, einen Grund zu haben, gegen den gehaßten Nebenbuhler unter den Augen des Kaisers intriguiren zu dürfen, nahm sofort die Wette an. Es wurde festgesetzt, daß der unterliegende Theil schriftlich seine Niederlage dem Kaiser zu bestätigen und eine nicht unbedeutende Summe an die Armenhäuser zu zahlen sich verpflichten müsse. Der geheime Feldzug der Diplomatie gegen die Polizei und umgekehrt begann. Aber beinahe zwei Monate verstrichen, ohne daß Bestechung oder List von einer oder der anderen Seite zum gewünschten Ziele führte. Da erschien eines Tages ganz unerwartet Talleyrand im Kabinet des Polizeiministers, und in der triumphirenden Miene seines Gegners glaubte Fouché die Ursache seines Kommens im Voraus zu lesen. Die Bestätigung blieb nicht aus: mit großer Mühe war es dem Diplomaten gelungen, sich eines geheimen eigenhändigen Schriftstückes Fouché's zu bemächtigen, das dieser einem ihm als völlig zuverlässig geltenden Agenten zur Instruktion eingehändigt hatte. Da es sich um Staatsangelegenheiten handelte, war bei Talleyrand das Geheimniß natürlich wohl geborgen, in anderen Händen aber hätte der Besitz des fraglichen Schriftstückes nicht nur dem Urheber Haß und Demüthigung, sondern auch der Regierung große Unannehmlichkeiten bereiten können. Man konnte also Fouché der Lässigkeit und Unvorsichtigkeit zeihen, daß er so wichtige Schriftstücke Personen in die Hände gab, deren er nicht absolut sicher war; denn wie hätte Talleyrand in den Besitz des betreffenden Schriftstückes kommen sollen, wenn nicht durch Bestechung, wie es in der That auch der Fall war. Fouché ver-

suchte sich erst auf's Leugnen zu verlegen, aber bald genug gab er einem solchen Gegner gegenüber klein bei und bat seinen Gegner dringend um Einhändigung des verhängnißvollen Schriftstückes, wozu sich Talleyrand natürlich unter der Bedingung bereit erklärte, daß der Minister die bereits im Voraus von ihm angefertigte, für den Kaiser bestimmte Akte unterschreibe, worin er den Verlust der eingegangenen Wette erklärte und sich zur Zahlung der bestimmten Buße verpflichtete. Diese Erklärung schien Fouché großes Unbehagen zu verursachen, er stellte Talleyrand vor, daß durch dieses Selbstbekenntniß Napoleon's Zuversicht auf seine Fähigkeiten leicht erschüttert werden könne, aber das war es ja eben, was Talleyrand beabsichtigte. Er blieb unerschütterlich und ließ schließlich seinem Gegner die Wahl, zu unterschreiben oder das verhängnißvolle Schriftstück in des Kaisers eigene Hand gelegt zu sehen. Seufzend fügte sich Fouché in das Unvermeidliche. Er nahm das Blatt, auf dem er mit eigener Hand seine Niederlage bescheinigen sollte und trat, von den Argusaugen Talleyrand's beobachtet, an den Schreibtisch. Der Diplomat gewahrte mit innerem Frohlocken das Zögern und Sträuben seines Gegners, ehe dieser endlich sich in das Unvermeidliche fügte. Den Federkiel in eines der beiden Gläser des mächtigen Schreibzeuges tauchend, setzte er seinen Namen unter das Papier, dann übergab er es Talleyrand, um jenes Schriftstück dagegen einzutauschen. Talleyrand sah, daß Fouché in seiner gedrückten Stimmung nur mühsam die Form der Etikette beobachtete, innerlich triumphirend verließ er ihn, um sich zum Lever Napoleon's einzufinden; hier war der beste Ort, dem Kaiser vor aller Augen und Ohren das Zeugniß seines Triumphes zu unterbreiten. Die Umstände kamen ihm zu Hilfe. Bonaparte war besonders guter Laune und erwähnte zufällig Fouché's, den er stets mit dem Ehrentitel eines „Fuchses" zu belegen pflegte. Unter dem Behagen der vornehmen

Zuhörer erzählte Talleyrand, wie es ihm gelungen sei, dem Fuchs eine Falle zu stellen und ihn zu zwingen, seine Demüthigung selber zu bekräftigen. Dabei zog er das von dem Polizeiminister unterschriebene Papier hervor und reichte es dem Kaiser. „Aber ich sehe ja nichts," rief dieser, „als das Formular des Wortlautes der Wette, wo steht denn der Name Fouché's?" Der Name? Talleyrand hatte ihn doch mit eigenen Augen schreiben sehen, mit eigenen Augen gelesen, ehe er das Blatt in sein Portefeuille barg. Und doch — es war keine Täuschung, die Stelle, wo Fouché's Unterschrift gestanden, prangte in jungfräulicher Weiße. Auch keine Spur wies darauf, daß je das Schwarz der Tinte sie benetzt. Mit sichtlichem Vergnügen waidete sich Napoleon an Talleyrand's Bestürzung, und seinem Beispiel folgte in kaum unterdrückter Heiterkeit die ganze Versammlung. Es blieb dem betrogenen Diplomaten schießlich nichts übrig, als zu gestehen, daß er selber, statt zu triumphiren, der Besiegte sei. Die Bitten und das Sträuben Fouché's, der nur zu wohl wissen mochte, wie wenig sein Gegner edler Regungen zugänglich, war nur Verstellung gewesen, Talleyrand sicher zu machen und das ihn selber belastende Schriftstück in seine Hand zu bekommen. Die Unterschrift aber war mittelst einer sympathischen Tinte geschrieben, die sich im zweiten Glase des Schreibzeuges des Polizeiministers befand und die Eigenschaft besaß, innerhalb einer Stunde nach dem Gebrauch wieder spurlos zu verschwinden. Mit seiner bekannten Dreistigkeit erklärte Fouché obendrein noch die ganze Mittheilung Talleyrand's für erdichtet, und obwohl Jeder von der Thatsache überzeugt war, vermochte der überlistete Diplomat dieser Behauptung keinen Beweis des Gegentheils gegenüber zu stellen, denn er hatte ja das kompromittirende Schriftstück dem Gegner wieder zurückgegeben, so daß, wie schon so oft, auch diesmal der Fuchs siegreich aus der ihm gestellten Schlinge hervorging. H—d.

**Ein Gottesdienst im Minen-Camp.** — In einem Goldgräberlager in Kalifornien wird, selbst wenn es Jahre lang bewohnt ist, feste Häuser besitzt und Hunderte von Einwohnern zählt, nie daran gedacht werden, für eine Lokalität zu religiösen Zwecken zu sorgen. Sollte sich Jemand einmal gedrungen fühlen, eine Kirche zu besuchen, so ist er genöthigt, eine größere Reise nach einem Orte zu unternehmen, an welchem eine Kirche vorhanden ist, es müßte sich denn der Zufall in's Mittel legen und einen Prediger in's Lager führen. Ein solches Ereigniß trat ein, als ich vor ungefähr 1½ Jahren in einem Bergwerksdistrikt bei Julian im südlichen Kalifornien weilte. Der Platz wurde nämlich eines Tages durch das Eintreffen eines sogenannten Wanderpredigers erfreut. Diese Leute betreiben ihren Beruf ganz geschäftlich und halten sich mit Vorliebe an den Plätzen auf, wo sie wissen, daß Geld vorhanden ist. Der erwähnte Prediger gehörte keiner bestimmten Richtung an, sprach es auch nicht aus, ob er katholisch, evangelisch oder etwa gar mosaisch war, sondern behandelte sein Amt vom kosmopolitischen Standpunkte aus, sicherlich in der Absicht, um nie einen Zuhörer, unter denen sich alle möglichen Konfessionen befinden konnten, vor den Kopf zu stoßen. Es war dies ein ganz weises Verfahren von ihm und legte Zeugniß davon ab, daß der Mann Welterfahrung besaß. — An dem bezeichneten Orte langte er am Schlusse der Woche an, stieg im Hotel ab und fragte, ob irgend eine größere Räumlichkeit vorhanden sei, in der er am nächsten Tage eine Predigt halten könne. Der Wirth stellte bereitwillig sofort sein geräumiges Schanklokal für diesen Zweck zur Verfügung. Dem Manne Gottes, dem ein solches Anerbieten wohl nicht das erste Mal im Leben gemacht worden war, kam diese Aushilfe augenscheinlich ganz genehm und er willigte sofort ein, sicherlich überzeugt, daß dieser Ort allein schon die Anziehungskraft besitzen würde, ihm Zuhörer und somit Einnahmen zu verschaffen. Er ließ nun seine

Absicht, am nächsten Morgen zu predigen, im ganzen Orte bekannt machen. Das Entrée betrug nur zwei Dollars, was war das bei dem guten Verdienst, überdies sparte man dies Geld ja schon in der Zeit, in der man der Predigt lauschte, während welcher natürlich weder Schnaps noch Wein getrunken werden konnte! Am nächsten Morgen schon ganz früh waren der Wirth und seine Leute eifrig dabei, das Lokal zu säubern und angemessen herzurichten. Die Flaschen, Gläser, Bierfässer ꝛc. wurden kunstvoll zugedeckt, einige nicht gerade fromme Gemälde hing man einfach verkehrt auf und breitete eine alte dunkle Schabracke, die mit silbernen Fransen besetzt war, gleichsam als Altardecke über die Mitte des Schanktisches, hinter welchem auf erhöhtem Sitze heute der Priester seinen Platz einnehmen sollte. Um die Sache noch feierlicher zu gestalten, wurden ein paar große Leuchter zu beiden Seiten aufgestellt und schnell ein hölzernes Kreuz zusammen genagelt, das man vor dem Platze des erwarteten Sprechers aufpflanzte. Als Sitzplätze dienten außer den gewöhnlichen Stühlen diverse große Fässer, die in das Lokal gebracht wurden und über welche man lange Bretter gelegt hatte, so daß auf diese Weise Niemand gezwungen war, dem Vortrage, der vielleicht längere Zeit währte, stehend beizuwohnen. Die Stunde für den Beginn war um ½11 Uhr festgesetzt, bereits lange vorher zeigte sich der Raum, der im Ganzen wohl 150 Personen fassen mochte, jedoch schon übervoll. Bevor der Pastor erschien, mußte der Wirth noch häufig unter die verhüllten Heiligthümer greifen, um Diesem und Jenem, dessen Stimmung noch nicht die ganz richtige war, etwas Geist einzuflößen. Genau zur bestimmten Zeit trat der Redner würdevoll herein, verneigte sich vor der harrenden Gemeinde und nahm seinen Platz ein. Er trug einen ziemlich hellen Sommeranzug, eine riesige Uhrkette machte sich auf der Weste breit und ein urwäldlerischer Vollbart beschattete seine gebräunten Züge. Diese äußere Erscheinung schien den alten Goldgräbern aber schon zu gefallen, denn

sie empfingen ihn mit einem lauten Bravo. Als er auf seiner improvisirten Kanzel stand, überschaute er die Zuhörerschaft, wobei seine Züge einen recht befriedigten Ausdruck annahmen; wahrscheinlich überschlug er im Geiste die reiche Einnahme. Nunmehr begann er zu sprechen, und man muß es dem Manne lassen, er wußte zu Herzen zu reden, nicht salbungsvolle Worte waren es, mit denen er die Leute, die vielleicht lange Jahre nichts von Religion gehört, traktirte, nein aus dem Leben gegriffen erwies sich der Inhalt seines etwa dreiviertel Stunden währenden Vortrags. Anerkennenswerth war es entschieden, wie er es verstand, den richtigen Ton zu treffen. Daß dies nicht so ganz leicht war bei einer solchen, theilweise recht verwilderten Gesellschaft, liegt klar auf der Hand. Und daß er im Stande war, mit seiner Rede dauernde Erfolge zur Ein-, Umkehr und Besserung zu erzielen, wäre auch wohl zu viel verlangt gewesen. Genug, daß er ruhige, seinen Worten lauschende Zuhörer fand. Nachdem er sein Pensum beendigt und die Anwesenden dem Prediger ihren Dank ausgesprochen hatten, luden sie ihn ein, mit ihnen zusammen ein Gläschen zu trinken. Es wurden nunmehr die überflüssigen Sitze hinaus gebracht, die Zeichen der Andacht entfernt und bald stand das Lokal als das wieder da, was es eigentlich vorstellte. Der Sprecher aß alsdann mit den Personen, die hier für gewöhnlich speisten, und Nachmittags vereinigte sich das ganze Völkchen in und vor dem Gasthause, um beim Glase Bier zu plaudern. Rohheiten kamen diesmal nicht vor, indem Jeder dem Gaste den Beweis liefern zu wollen schien, daß seine Rede einen wohlthätigen Einfluß auszuüben vermocht. Ob dieser anhaltend gewesen, vermag ich nicht anzugeben, da ich bereits den Tag darauf abreiste. O. v. Briesen.

**Eine Tellaufführung mit Hanswürsten.** — Eine der eigenthümlichsten Aufführungen des „Wilhelm Tell" hat in den dreißiger Jahren in Wien im Karlstheater stattgefunden. Zu jener

Zeit war der etwas eitle Wilhelm Kunst dort als Heldenspieler engagirt, und gleichzeitig als Komiker Nestroy und Scholz, alle Drei Lieblinge der Wiener. Kunst sah mit einer gewissen Verachtung auf die Lokalkomiker herab und mied möglichst den Verkehr mit ihnen. Eines Tages aber machte er, unzufrieden, daß im Tell die Rollen der beiden Söldner Leuthold und Frießhardt von Statisten gespielt werden sollten, dem Direktor den Vorschlag, „den beiden Hanswürsten", wie er Nestroy und Scholz nannte, diese Rollen zu übertragen. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen erhielten die beiden Komiker die Rollen zugeschickt und mit Entrüstung hörten sie Kunst's Aeußerung über sie. Die Aufführung war ausgezeichnet besucht, Alles war gespannt, wie die beiden Lieblinge des Publikums sich mit ihren Söldnerrollen abfinden, wie sie sich in dem klassischen Rahmen ausnehmen würden. Der dritte Akt war gekommen. Der Vorhang hob sich und man erblickte Nestroy als Frießhardt und Scholz als Leuthold neben dem Hute auf der Wacht, Beide mit den jämmerlichsten Gesichtern, welche zeigen sollten, wie unglücklich sie sich in dieser Umgebung fühlten. Lachen und Klatschen der Gallerie empfing sie und folgte ihren ersten Sätzen. Da trat Tell mit seinem Knaben auf, jeder Zoll ein Held — und das Gelächter verstummte in demselben Augenblicke. Kunst, der wuthentbrannt hinter den Coulissen die Wirkung der possenhaften Komik der von ihm in die Rollen der Söldner hineingezwungenen Komiker beobachtet hatte, strahlte vor Genugthuung. „Das ist der Triumph der wahren Kunst!" sprach es aus jeder seiner Bewegungen. Stolz wollte er seiner Rolle gemäß vorüber schreiten, da begann Frießhardt-Nestroy zu reden und ein schallendes Gelächter ertönte im Hause, denn im reinsten Lerchenfelder Dialekte hatte Frießhardt dem abgehenden Tell nachgerufen: „Sö steht's! Sö hab'n dem Hut nit Rev'renz erwies'n. Sö seind arr'tirt!" Kunst traut seinen Ohren nicht. „Was wollt Ihr, warum haltet Ihr mich auf?" fragte er, seiner

Rolle entsprechend. Mit grausamer Ironie wiederholt Nestroy seinen Spruch mit der Einleitung: „I hab's schon amol g'sagt: Sö seind arr'tirt!" Ein homerisches Gelächter durchdröhnt das Haus, aber Kunst beherrscht sich immer noch und sagt mit dem ganzen Ernste seiner Rolle: „Freund, laß mich gehn!" Da tritt Leuthold-Scholz an Nestroy heran, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt im gemüthlichsten Tone: „Geh, Sepperl, laß den armen Kerl laufen, 's is a Familienvater mit sieben ungezog'nen Kindern. Lassen wir'n lauf'n . . .!" Nun war kein Halten mehr im Publikum, aber auch Kunst verlor seine Fassung. Wüthend schleuderte er seine Armbrust auf den Boden und verschwand von der Scene. „Dös kommt davon," rief ihm Nestroy nach, „wann sich Eins mit Hanswursten einläßt." Die Vorstellung war zu Ende. Weder Nestroy noch Scholz sind wieder in klassischen Rollen beschäftigt worden. Bl.

**Vom starken Barsabas.** — Auf einer seiner Reisen sank Ludwig XIV. einst in Flandern mit seinem Wagen bis über die Axe in den Morast und zwar derartig, daß ungeachtet der Anstrengungen der vorgespannten Pferde und Ochsen es nicht gelang, den Wagen aus dem tiefen Schmutz zu bringen. Da trat ein Gardist, welcher den König begleitete, Namens Barsabas, hinzu und hob den Wagen ganz allein heraus. Der König, ob der Riesenstärke des Barsabas höchlichst erstaunt, beförderte ihn auf der Stelle und verlieh ihm einen Jahresgehalt. — Einstmals forderte den Barsabas ein Mann, welcher sich auf seine Stärke sehr viel zu Gute that, auf, sich mit ihm zu messen. „Topp!" sagte dieser, „die Hand darauf!" und drückte diese Hand so zusammen, daß er seinem Rivalen die Knochen zerbrach. Barsabas stieg einst vor einer Schmiede vom Pferde und verlangte vom Schmied von den besten und stärksten Hufeisen. Nachdem man ihm diese gereicht, zerbrach er sie mit den Händen und gab sie als schlechte zurück. Der Hufschmied erbot sich, sogleich ein

besseres anzufertigen. Während er aber am Feuer beschäftigt war, nahm Barsabas den Ambos unter seinen Mantel. Indem wandte sich der Schmied um, um auf dem Ambos zu arbeiten, und erstaunte nicht wenig, als er den Ambos verschwunden fand. Unbemerkt wollte ihn Barsabas wieder an seine Stelle setzen, der Schmied bemerkte es jedoch, hielt seinen Gast, der mit Centnern nur so spielte, für den Satan und lief voll Entsetzen davon. Bei einer anderen Gelegenheit forderte Barsabas von einer Seilersfrau gute, starke Seile, und zerriß sie dann. Sie gab ihm von den festesten; allein auch diese zerriß er. „Nun," sagte die Frau, „ich will Euch noch bessere geben, aber sie sind theuer, und ich weiß nicht, ob Ihr mir dieselben bezahlen werdet." Barsabas legte sogleich ein paar Geldstücke auf den Tisch. Die Seilerin zerbrach sie jedoch und warf ihm die Stücke hin mit den Worten: „Eure Geldstücke sind nicht besser als meine Seile; habt Ihr nicht besser Geld?" Jetzt war das Erstaunen an Barsabas. Er erkundigte sich nach der Herkunft der Frau und erfuhr, daß sie — seine Schwester sei. Sie war nach dem Tode der armen Eltern schon früh unter fremde Leute gekommen, so daß die Geschwister nichts weiter von einander wußten. — Ein Prinz, in dessen Begleitung Barsabas einst ritt, wünschte eine Probe seiner gerühmten Stärke zu sehen. Da sagte Barsabas, indem er vom Pferde sprang: „Mein Pferd hat mich so oft getragen, es ist billig, daß ich es auch einmal trage." Er kroch unter dasselbe und trug das zitternde Thier auf seinen breiten Schultern über fünfzig Schritte weit. E. K.

**Merkwürdige Zufälle.** — Viele Erfindungen, die ganze Industrieverhältnisse umgestaltet oder vereinfacht haben, verdanken ganz ungebildeten Leuten, die zufällig darauf verfielen, ihre Entstehung. Hievon nur zwei Beispiele! Humphrey Potter war ein kleiner Bergwerksjunge in einer Kohlengrube in Cornwallis, wo es seine Aufgabe war, an dem primitiven Newcomb'schen

Dampfapparat die Cylinderklappe zum Ein- oder Austritt des Dampfes abwechselnd zu öffnen und zu schließen. Da er mehrere seiner jüngeren Arbeitsgefährten vor dem Maschinenhause spielen sah, so gelüstete es ihn, an ihren Unterhaltungen Theil zu nehmen. Doch der Gang der Maschine gestattete ihm nicht, sich auch nur für wenige Augenblicke zu entfernen. Da wurde seine kindische Spiellust die Ursache einer wichtigen Erfindung. Er sah, daß von den zwei am Cylinder angebrachten Ventilen das eine stets im selben Augenblicke geöffnet, das andere Ventil geschlossen werden mußte und umgekehrt, eine Verrichtung, welche mit dem Auf- und Absteigen der Pistonstange zusammenhing. Er folgerte daraus, daß er der Pistonstange ganz und gar die Arbeit des Oeffnens und Schließens der Hähne überlassen könne, wenn er mittelst Stricken oder Bändern jene Ventile mit der Pistonbewegung in Korrespondenz brächte. Das ward leicht bewerkstelligt; der kleine Potter lief dann fort, um sich seinen Spielkameraden zuzugesellen und — zum ersten Male arbeiteten die Cylinderklappen ohne menschliche Beihilfe. Jenes kindische Bindwerk ist später durch Stangengetriebe ersetzt worden. „Wie demüthigend für den stolzen männlichen Geist es auch sein mag," bemerkt Arago, welcher diese kleine Anekdote erzählt, „so muß doch gesagt werden, daß eine der wichtigsten mechanischen Einführungen dem Spieleifer eines ungebildeten kleinen Jungen zu danken ist." Das andere Beispiel ist folgendes: Hargreave, ein ungebildeter Weber aus Stand Hill bei Blackburn, stand eines Tages an der Seite seines Weibes und wartete, bis dieses ein Bündel Wollgarn, welches er zur Arbeit benöthigte, abgespult haben würde. Die Spinnvorrichtung, welche sein Weib mit einem Fußtritt in Bewegung setzte, fiel zufällig um; das Rad löste sich los, die Spule gerieth aus der horizontalen Lage, in welcher sie sich ursprünglich befunden hatte, in eine vertikale, fuhr aber noch eine Zeit lang fort, um die senkrechte Achse sich zu drehen. Hargreave beobachtete diese Er-

scheinung scharf und schloß daraus, daß es möglich sein dürfte, mit einem größeren und stärkeren Rade gleichzeitig mehrere Spindeln in Rotation zu versetzen, wenn dieselben anstatt wagrecht aufrecht angebracht würden. Der Versuch, obgleich unbehilflich und ohne mechanische Vollkommenheit ausgeführt, gelang; statt eines wurden jetzt gleichzeitig mehrere Fäden abgesponnen, und der Erfinder nannte nun seine neue Maschine „Jenny" zu Ehren seiner Frau, welche diesen Namen führte. Etwa zwei Jahre lang arbeitete Hargreave mit einer achtspuligen Spinnvorrichtung, als im Jahre 1768 seine Nachbarn, welche darüber mißgünstig waren und auch nicht begreifen konnten, wie dieser Mann achtmal mehr Garn in der Woche erzeugen konnte, als sie, in's Haus eindrangen und die „Jenny" zerbrachen. Hargreave siedelte hierauf nach Nottingham über, wo er bald einen geschickten und reichen Theilhaber fand und eine sechzehnspindelige „Jenny" zu Stande brachte, welche 1770 patentirt wurde. Die Fabrikanten von Lancashire zahlten dem Erfinder eine Summe von 80,000 Mark für die Einführung dieser Verbesserung in ihren Etablissements, und obschon im Jahre 1779 Tumulte gegen Robert Peel und andere Meister, welche die Menschenarbeit ersparende „Jenny" adoptirt hatten, ausbrachen, hat diese Maschine doch ihren Gang um die Welt gemacht, bis sie durch die vollkommeneren Vorrichtungen der Neuzeit verdrängt wurde. Dr. A. Berghaus.

**Die Bedeutung des Monats Juli in der Weltgeschichte.** — Der Monat Juli hat zahlreiche weltgeschichtliche Ereignisse gezeitigt, er verräth einen sehr unruhigen, revolutionären Charakter und nicht mit Unrecht könnte man ihn den historischen Monat nennen. Wir wollen nur einige Beispiele anführen. Der 17. Juli des Jahres 1775 brachte die Revolution der vereinigten Staaten von Nordamerika. Am 14. Juli 1789 erfolgte die Erstürmung der Bastille, welche man als das Hauptereigniß der großen französischen Revolution betrachtet. Den

9. Thermidor, d. h. den 28. Juli 1793, wurde Robespierre, der Schreckensmann der Revolution, gestürzt. Am 27. Juli 1830 brach die zweite französische Revolution aus. Sie trägt noch heute den Namen der Julirevolution. Und um noch weiter zurückzugehen, so ist die Revolution der vereinigten niederländischen Provinzen vom Juli 1571 datirt. Den 9. Juli 1769 stieß die „nordische Semiramis", Katharina II. von Rußland, ihren Gemahl vom Throne. — In keinem Monat sind auch mehr entscheidende Schlachten geliefert worden, als im Juli. Die am 8. Juli an der Allia gelieferte Schlacht hätte beinahe den Untergang Roms herbeigeführt. Die Schlacht bei Tiberias am 3. Juli brachte das Königreich Jerusalem in die Hand der Ungläubigen und stürzte den unglücklichen Lusignan vom Throne. Die Schlacht von Ouvigna, am 15. Juli, vertrieb die Mauren aus Portugal und erhob Alphons I. wieder zum Herrn seines Reiches. Die Schlacht bei Pultawa, am 8. Juli, vernichtete die Macht Karl's XII. und legte den Grund zu Peter des Großen Macht. Am 2. Juli nahm Napoleon Bonaparte Alexandrien im Sturm. Am 3. Juli 1799 wurde die Schlacht bei Abukir geschlagen und am 5. und 6. Juli die folgenschwere Schlacht von Wagram. Am 3. Juli 1866 endlich war die Schlacht bei Königgrätz. Dr. K. M.

**Aus Furcht.** — Im Jahre 1850 wurde ein gewisser Karl Siegel bei dem Kreisgerichte zu Glatz wegen Landstreicherei und verschiedener Diebstähle zur Haft und Untersuchung gebracht. Aus freien Stücken und mit der Betheuerung, daß er seine schwer belastete Seele durch ein reumüthiges Bekenntniß erleichtern wolle, bekannte er, folgende drei schwere Verbrechen begangen zu haben: 1) Eine Brandstiftung an einem bewohnten Gebäude, bei welcher die Tochter des Eigenthümers ihr Leben verlor; 2) einen in Gemeinschaft mit zwei anderen Personen verübten Einbruch, und 3) einen an einem Kinde durch Ersticken desselben begangenen Mord. Hinsichtlich der Glaubwürdigkeit dieses Geständnisses

fanden die erforderlichen Ermittelungen statt und diese ergaben, daß an der Richtigkeit der Selbstbeschuldigung zu zweifeln keine Veranlassung vorhanden sei. Am 19. Februar 1851 stand demnach Karl Siegel vor dem Geschworenengerichte zu Glatz, wurde infolge seiner Geständnisse für schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt. Das Urtheil wurde rechtskräftig. Die Akten waren, ohne besonderes Begnadigungsgesuch, zur allerhöchsten Bestätigung des Todesurtheils abgegangen. Da wurde durch einen Zufall ermittelt, daß Siegel am 30. April 1847, wo diejenige Feuersbrunst stattgefunden hatte, wegen welcher er sich selbst angeklagt hatte, fern von dem Orte in Haft gewesen war. Nachdem dies zweifellos festgestellt war, wurden auch in Betreff der beiden anderen Verbrechen noch weitere Nachforschungen angestellt und jetzt konstatirt, daß Siegel keines der drei Verbrechen, deren er sich selbst angeklagt, begangen haben könne. Auf Grund eindringlichster Vorhaltung des Gerichts nahm er denn auch seine Selbstanklage zurück. Das Motiv derselben war weiter nichts als Furcht vor dem Zuchthause gewesen. Lieber hatte er, um dieser ihm wegen seiner Diebstähle drohenden Strafe zu entgehen, Verbrechen sich zugeschrieben, auf denen, wie er wußte, die Todesstrafe stand. Es blieb nun nur der einzige Ausweg übrig, den wegen dreier Verbrechen, die er erwiesenermaßen nicht begangen, rechtskräftig Verurtheilten zu „begnadigen“. In's Zuchthaus mußte er aber nun doch. A. B.

**Eine Werbung aus der Ferne.** — Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts kam Markeleyne, der Bruder des englischen Astronomen Nevill Markeleyne, als Kadett nach Indien, wo er mit Clive bekannt wurde, dem späteren Lord Clive, dem Begründer der englischen Macht in Ostindien. Die Bekanntschaft wurde zu innigster Freundschaft. In Markeleyne's Zimmer hingen mehrere Porträts, deren eines Clive's größte Bewunderung fand. Eines Tages erzählte Markeleyne seinem Freunde,

daß dessen Maßregeln in England scharf getadelt worden seien, und las ihm einen eben erhaltenen Brief vor, der augenscheinlich großen Eindruck auf den Zuhörenden machte. Nach einigen Tagen wollte Clive den Inhalt des Schreibens noch einmal hören und fragte, wer der Absender sei? „Meine Schwester," lautete die Antwort, „deren Bild hier hängt." — „Ist es getroffen?" fragte Clive. — „In Gestalt und Gesicht sprechend ähnlich, aber ihren Geist und Charakter kann es nicht zeigen." — „Höre, Markeleyne," sprach Clive, „Du kennst mich, wie ich wirklich bin. Meinst Du, daß Deine Schwester sich entschließen könnte, nach Indien zu kommen und mich zu heirathen? Bei der jetzigen Lage der Verhältnisse ist es für mich unmöglich, nach England zu reisen." Markeleyne brachte des Freundes Werbung bei seiner Schwester an, sie war damit einverstanden, kam nach Indien und wurde im Jahre 1753 in Madras mit Clive vermählt, dessen Ruhm und Auszeichnung damals im Steigen war. R.

**Ein ungelöstes Räthsel.** — Die ärztliche Wissenschaft und die Erfahrung lehrt, daß ein Mensch auf die Dauer des Schlafes nicht entbehren kann, und in China gilt die Entziehung des Schlafes als eine der härtesten Strafen für schwere Vergehen. Dennoch ist ein Fall bekannt, daß ein Mann ein hohes Alter erreichte, trotzdem ihn Jahrzehnte lang der Schlaf floh. Als das später so unglücklich endende Königspaar, Ludwig XVI. von Frankreich und seine junge Gemahlin Maria Antoinette, kurz nach der Vermählung in Paris einzog, veranstaltete die Stadt großartige Empfangsfeierlichkeiten, und um die Einwohnerschaft das seltene Schauspiel besser genießen zu lassen, waren an vielen geeigneten Punkten an Straßen und Plätzen Tribünen errichtet worden. Einer der größten dieser provisorischen Holzbauten aber war nicht mit der nöthigen Vorsicht errichtet; am Tage des Festes, als sich bereits eine große Menge Zuschauer eingefunden hatten, stürzte diese Tribüne zusammen und begrub

Hunderte von Menschen unter ihren Trümmern. Eine große Anzahl Todte und noch mehr Verwundete zog man unter dem Gewirr von zerschmetterten Balken und Brettern hervor, und Abergläubische, in erster Reihe die Königin selbst, hielten diesen Unglücksfall für eine schlimme Vorbedeutung, eine Annahme, die sich in der Folge bekanntlich auch auf die traurigste Weise bestätigte. Ein junger Advokat, Namens Lherbette, war einer der Ersten, die hervorgezogen wurden, aber sein Zustand war ein so bedenklicher, daß man jede Hoffnung auf Wiederherstellung aufgeben mußte. Er hatte einen Schädelbruch erlitten und ein Theil des Gehirns war bloßgelegt, so daß selbst die Aerzte des Hospitals, wohin er geschafft worden war, nicht an eine Genesung dachten. Wider alles Erwarten aber besserte sich der Zustand des Kranken von Tag zu Tag und nach wenigen Monaten wurde er als geheilt entlassen. Von dem Tage seiner Verletzung an aber floh ihn der Schlaf, während seine Verstandeskräfte in keiner Weise gelitten hatten. Mit Eifer und Ausdauer besorgte er seine oft recht anstrengenden Notariatsgeschäfte, allein das Bedürfniß nach Schlaf machte sich nie bei ihm geltend. Die berühmtesten Aerzte seiner Zeit beobachteten und untersuchten den Notar und ergingen sich in langathmigen wissenschaftlichen Abhandlungen über dieses seltsame Phänomen; zu erklären und physiologisch zu begründen vermochte es Keiner. Auch als Lherbette Mitte der dreißiger Jahre unseres Säkulums hochbetagt gestorben war, klärte die vorgenommene Sektion das Geheimniß nicht auf und bis auf den heutigen Tag hat noch Niemand vermocht, den wunderbaren Vorgang zu enträthseln. Die geheime Werkstätte der Natur ist eben erst zum kleinsten Theil ergründet; sie birgt Werkzeuge und Organismen, die wahrzunehmen unsere Sinne zu grob sind.

M. L.

**Wie vieler Nadelstiche** bedarf es, um ein einfaches Hemd zu nähen? Diese Frage hat sich jüngst eine Weißnähterin in Lei-

cester (England) gestellt und mit Genauigkeit beantwortet. Das Ergebniß ihrer Berechnungen ist folgendes: Kragen nähen (vier Reihen) 3000 Stiche; Ende desselben 500; Knopflöcher und Annähen der Knöpfe 150; Kragen annähen und Zusammenziehen des Hemdes am Halse 1204; Gelenkschluß (kurze Manschette) 1228; Ende desselben 68; Knopflöcher 148; Säumen der Schlitze 264; Aermel zusammenziehen 840; Annähen des Gelenkschlusses 1468; Auflegen der Schulterblätter (je drei Reihen) 1880; Säumen des Einsatzes 393; Nähen der Aermel 2554; Einsetzen derselben und der Keile 3050; rund herum 1526; Nähte 848; Einsetzen der Seitenkeile 424; unterer Saum 1104; Gesammtzahl der Nadelstiche 20,649. A. B.

**Kel-üks, kel-kaks.** — In der esthnischen Sprache heißt kel so viel als „Uhr" und wird immer vor die auszudrückende Ziffer gestellt; üks heißt „Eins", kaks „Zwei", also kel-üks = ein Uhr, kel-kaks = zwei Uhr. Als vor Errichtung der Eisenbahnen der damalige Großfürst-Thronfolger, späterer Kaiser Alexander II., durch ein esthnisches Dorf kam, wo die Pferde seines Reisewagens gewechselt werden mußten, hatte der Postmeister das Posthaus mit Guirlanden und Blumen schmücken lassen. Der Großfürst, dies bemerkend, sagte lächelnd zu seinem Adjutanten in französischer Sprache: „Quel luxe (sprich kel lüx), mon Dieu, quel luxe (welcher Luxus)!" Sogleich sprang der Postmeister, der einen Irrthum des Kaisers in der Zeitrechnung vermuthete, seine Uhr hervorziehend, dienstfertig heran und rief: „Kel-kaks, Eure Hoheit, kel-kaks!" Der Kaiser soll später noch oft über dieses erheiternde Mißverständniß gelacht und es gern und häufig erzählt haben. H. H.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.


3 9015 01907 9477

